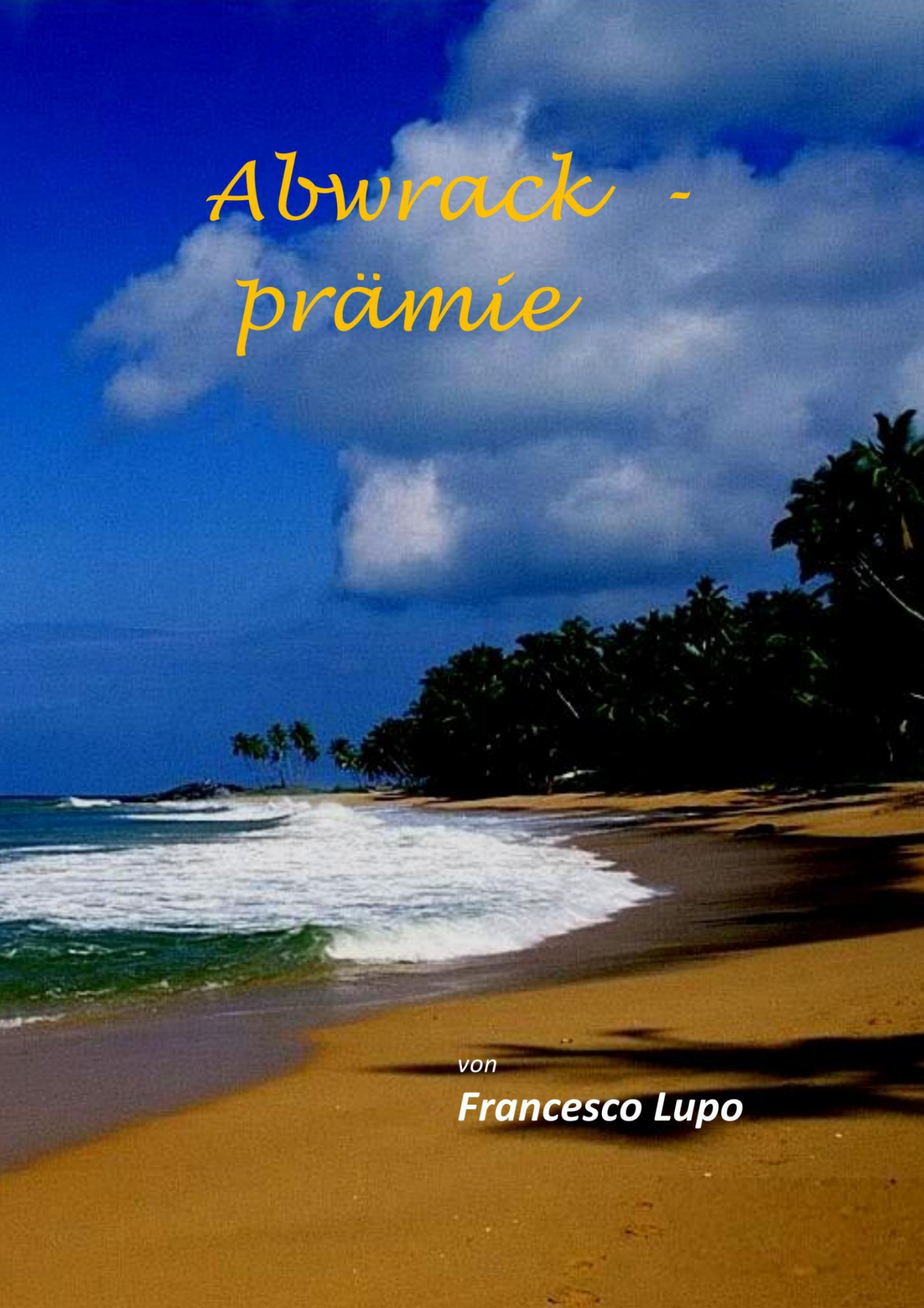
Abwrack -
prämie
von
Francesco Lupo

Abwrackprämie

Kapitel I

Verrottendes Herbstlaub bedeckte den Waldboden wie ein schmutzig brauner Teppich und verwandelte den felsigen, leicht abschüssigen Weg in einen heimtückischen Pfad. Nur vage konnte Hermann Odendahl die faustgroßen Steine unter den trockenen Blättern erkennen, stolperte mehrmals; viel fehlte nicht, und er wäre gestürzt. Immer häufiger wendete er während der letzten Minuten den Kopf, suchte den Wald verzweifelt nach seinem Verfolger ab, konnte ihn einige Male orten, vernahm hinter sich dessen knisternde Schritte im Laub - der Mann aber hielt sich geschickt im Verborgenen.

Seit mehr als einer halben Stunde schlich er bereits hinter ihm her. Wenn Hermann kurz innehielt, tat es ihm sein Verfolger Sekundenbruchteile später gleich, sobald er jedoch weiterlief, spürte er in seinem Rücken sofort dieses untrügliche Zeichen einer drohenden Gefahr, was ihn wiederum veranlaßte vorwärts zu hetzen. Ein normales Gehen war es längst nicht mehr. Soeben passierte er eine flachen Senke, eine Art Hohlweg, und die ansteigenden Hänge warfen jedes Geräusch, jedes noch so geringe Rascheln ungewöhnlich laut zurück.

Ruckartig blieb Hermann stehen. Mit der linken Hand wischte er sich den Schweiß vom Gesicht, seine rechte tastete unsicher nach dem dicken glatten Buchenstamm, unmittelbar am Wegrand. Schwer atmend preßte er seine Stirn gegen die kalte, graue, vom aufziehenden Nebel feuchte Rinde. Derartiges war ihm in seinem ganzen Leben noch nie passiert.

Diesen Wald kannte Hermann wie seine Westentasche. Seit seiner Pensionierung vor zwei Jahren fand er häufiger die Zeit für ausgedehnte Spaziergänge, meist begleitet von seiner Gattin Vera. Zuweilen kam es hier in den Wäldern zu Begegnungen mit Wildschweinen, wenn diese scheuen Tiere unvermittelt die Wege kreuzten. Vielleicht wurde er ja nur von einem brünstigen, allzu eifrigen Eber verfolgt, der ihn als unliebsamen Konkurrenten betrachtete. Denn jetzt im November war Rauschzeit, das wußte Hermann. Gefährlich waren diese Allesfresser zweifellos, unberechenbar, angriffslustig, wild. Erneut suchten seine bangen Blicke die Umgebung ab, auch diesmal ohne Erfolg.

Ausgerechnet heute war er alleine unterwegs, seine Frau war verhindert. Mit Freundinnen saß sie in irgendeinem Buchladen und lauschte den

Worten eines Autors, der sein neues Werk präsentierte. Den Titel hatte Vera ihm zwar genannt, etwas über Telepathie. Er aber hatte ihn sofort wieder vergessen. Es handelte sich um Esoterik - ohnehin nicht Hermanns Interessengebiet.

Die nervenaufreibende Stille, die den Wald jetzt fest im Griff hielt, kroch allmählich bis in Hermanns Haarwurzeln. Die Schritte hinter ihm waren verstummt, noch immer außer Atem schaute er zurück und erkannte im Zwielicht des kühlen Spätnachmittags hinter einem der Bäume, die hier ziemlich dicht standen, verräterische kleine Rauchwolken hervorquellen; demnach war sein unbekannter Verfolger - ein Mensch.

Möglicherweise erlaubte sich einer seiner zahlreichen Freunde einen Scherz mit ihm, wollte ihn erschrecken. Aber wer von ihnen rauchte? Unablässig starrte Hermann in die Richtung des Qualms, für einen kurzen Moment erspähte er sogar die Hand, welche die Zigarette hielt. In Wahrheit sah er nur einen dunklen Handschuh, der sogleich wieder hinter dem mächtigen Stamm verschwand.

Was sollte er tun? Zurückzugehen um nachzusehen schien nicht ratsam, nachdem was man in den letzten Monaten in den Gazetten las. Warum nur kam dieser lästige Mensch nicht näher? Hermanns nervöse Blicke tasteten die ganze Umgebung ab, ob nicht vielleicht zufällig ein anderer Spaziergänger zu sehen wäre, aber sein sehnsuchtsvolles Hoffen blieb unerfüllt. Das Herz pochte ihm im Hals.

„Hallo!“ hörte er sich zaghaft rufen, und es klang in der Tat nicht sehr selbstbewußt. „Warum … gehen Sie nicht einfach ... vorbei? Der Weg ist doch …ist doch breit genug!“

Die Antwort seines Verfolgers bestand aus einer dünnen, steil in die Luft geblasenen Rauchfahne, ähnlich dem Blast eines Pottwals, nur etwas bescheidener; ansonsten nichts als Schweigen. Es ging auf 17 Uhr zu, und Anfang November, wenn die Sonne sich hinter den Horizont zurückzog, wurde es im Wald um diese Zeit schon recht kalt und - düster. Die kahlen Bäume streckten ihre entlaubten Äste von sich, groteske Gebilde formend.

Bis zum Parkplatz waren es noch mindestens 2 Kilometer, und die wollte, die konnte Hermann nicht im Laufschritt zurücklegen. Früher war er zwar zuweilen sportlich aktiv gewesen, aber seit sein Arzt vor einigen Jahren eine leichte Angina pectoris diagnostizierte, beschränkte sich Hermann wohlweislich aufs Spazierengehen. Sein gestreßtes Herz hätte die Strapaze eines Dauerlaufes ohnehin nicht zugelassen.

Die Kälte auf seiner nassen Stirn empfand Hermann Odendahl als wohltuend, nicht so die dumpfe Beklemmung in seiner Brust. Unvermittelt löste er sich vom Baum, sah sich kurz um und ging entschlossen weiter. Doch kaum war er wieder unterwegs, als er auch schon die raschelnden, diese nervtötenden Geräusche seines Verfolgers vernahm.
Verdammt, was will dieser Kerl von mir? zermarterte sich Hermann erneut das Gehirn und beschleunigte unwillkürlich seinen Lauf. Wie ein entfernter Schatten folgten ihm die Beine des Fremden, schienen gar näher zu kommen.
Wenn er mich hier attackiert, resümierte Hermann besorgt, stehen meine Chancen schlecht. Sehr schlecht sogar. Aber *warum* sollte er mich attackieren?

Hermann war mit seinen 1 Meter 70 weder sehr groß noch besonders kräftig, und schon bereute er es bitter, diesen Spaziergang am heutigen Nachmittag alleine unternommen zu haben. Deutlich tauchten in seiner Erinnerung die Schlagzeilen aus den Tageszeitungen der letzten Monate auf. Schlagzeilen, die sich auf eine sonderbare, auf eine makabere Weise ähnelten: Häufig war darin zu lesen gewesen, daß ältere Menschen leblos aufgefunden worden waren. Meist Personen über 60 und stets in so guter körperlicher Verfassung, daß nicht mit einem unverhofften Ableben zu rechnen war. Dennoch ergaben die Untersuchungen niemals einen gewaltsamen Tod, das heißt, es wurde keinerlei Fremdeinwirkung festgestellt.
Einer, so erinnerte sich Hermann, war im Wald in einer Pfütze ertrunken, die weniger als dreißig Zentimeter tief war und von LKW - Reifen herrührte, die sich tief in den lehmigen Boden eingegraben hatten. Ein anderes Mal hatte sich ein Mann bei einem Sturz den Schädel eingeschlagen, und einmal wurde ein Spaziergänger von einem herunterfallenden Ast erschlagen. Auch Frauen befanden sich unter den Opfern. Mit großer Sorge hatte Hermann diese Berichte seinerzeit zur Kenntnis genommen.

Unaufhaltsam kam die fremde Gestalt näher, befand sich nur mehr zwanzig Meter hinter ihm. Alles in Hermann drängte ihn weiterzugehen. Es stand außer Zweifel, daß dieser Mensch sein vorheriges Rufen gehört hatte, gehört haben mußte. Aber der Grund, warum er nicht antworten wollte, blieb Hermann verborgen.
In einer Entfernung von zirka 500 Metern konnte er schon die Unterführung ausmachen, die die Schnellstraße unterquerte. Dort führte eine schmale bemooste, und daher etwas glitschige Treppe hinauf zur

Fahrbahn. Wenn er die erreichen könnte, wäre es bis zu seiner Rettung nicht mehr weit. Aber 500 Meter waren eine gewaltige Strecke.

Sein rascher Gang und die meist nach hinten gerichteten Augen führten letztendlich dazu, daß er strauchelte und mit dem rechten Fuß umknickte. Ein stechender Schmerz im Knöchel war die Folge, Hermann fiel hinter einer Eiche unsanft auf die rechte Hüfte. Der weiche Waldboden linderte den Aufprall ein wenig, der Pensionär richtete sich auf, hielt sich im Sitzen den schmerzenden Fuß, dabei suchten seine Augen ängstlich diesen so überaus hartnäckigen Verfolger. Der ließ nicht lange auf sich warten.

Hermann Odendahl sah die Person noch immer nicht, aber er konnte sie hören. Es waren keine schweren Schritte, die sich da näherten. Beinahe erwartete er, im nächsten Augenblick ein Kind zu erblicken, so leicht und flink klangen die Tritte jetzt; als würde sein Verfolger rennen. Weil ihm der dicke Baum den Blick auf den Weg nach hinten versperrte, mußte sich Hermann ein wenig vorbeugen, versuchte, sich aufzurichten, aufzustehen, stützte sich mit der Linken am Stamm ab. Da erblickte er die Gestalt.

Nur wenige Meter entfernt von ihm war sie stehen geblieben. Erst jetzt erkannte Hermann, daß ihm die ganze Zeit über eine junge Frau gefolgt war, und er verspürte den Hauch einer Erleichterung. Ihr genaues Alter vermochte er nicht zu schätzen, zu sehr hinderten ihn die späte Stunde daran, das diesige Wetter und nicht zuletzt der braune Schal, den sie um Hals und Mund gewickelt hatte. Auch der Mantel war braun. Unter ihrem gleichfalls braunen Hut konnte er kurzes dunkles Haar ausmachen – und dunkle Augen. Stechende dunkle Augen.

All dies wäre noch kein Grund zur Besorgnis gewesen. Als die Frau jedoch näher trat, bemerkte Hermann Odendahl mit Grauen, daß sie etwas in ihrer Hand hielt. Ein Schirm war es offenbar nicht, dazu war der Gegenstand zu dünn, und für einen Spazierstock war er nicht lang genug. Verzweifelt suchten Hermanns zusammengekniffene Augen die Unterführung, die aber war mehrere hundert Meter entfernt, unerreichbar, es war hoffnungslos. Wieder richtete sich sein banger Blick auf die Gestalt, die nunmehr dicht vor ihn getreten war.

Wie ein finaler Schock, wie ein unwiderrufliches Todesurteil unmittelbar vor der Vollstreckung breitete sich in seinem Kopf die furchtbare Erkenntnis aus, daß diese Person ein metallenes Werkzeug in ihren in schwarzen Lederhandschuhen steckenden Händen hielt! Es sah aus wie ein verlängerter Schraubenschlüssel, wie man ihn beim Radwechsel benötigte, um die Schrauben so fest anzuziehen, damit sie

sich auch bei hoher Geschwindigkeit nicht lösten. Das Werkzeug war etwa einen halben Meter lang und am Ende gebogen. Man konnte es wie eine Keule benutzen. Wehe dem, der damit getroffen wurde, egal wohin! Der Schreck ließ Hermann wieder ins trockene Laub zurücksinken und abwehrend die Arme heben. Ungläubig, beinahe flehend starrte er die Fremde an.
„Was …was haben Sie vor? Warum ...warum tun Sie das?“ stammelte er tonlos.
Auch diesmal blieb die Person die Antwort schuldig, ihre rechte Hand aber umfaßte den Schraubenschlüssel fester. Hermann Odendahl hatte mit seinem Leben abgeschlossen. Das Kinn auf der Brust, die Augen geschlossen, erwartete er den tödlichen Schlag. Das leise Rascheln, das sich von hinten näherte, nahm er zwar wahr, aber er wendete nicht einmal mehr sein Haupt.
Sie sind zu zweit! schoß es ihm durch den Kopf, und ein letztes, winziges Fünkchen Hoffnung versank in einem unendlich tiefen Abgrund.

Eine heftige Reaktion der Frau, die keine zwei Meter vor ihm stand, ihre Augen aufriß und maßlos erschrak, veranlaßte ihn, seine Lider wieder zu öffnen und den Hals ein wenig zu drehen. Das Rascheln hinter seinem Rücken wurde lauter - das war kein Mensch, der sich hier näherte! Mehrere Füße trippelten aufgeregt hin und her…

Die Vermummte befand sich bereits auf einem überhasteten, völlig kopflosen Rückzug, als Hermann unerwartet von der Seite angestoßen wurde. Nervös bohrte sich eine stumpfe Schnauze in seine Taille, noch einmal. Und nun erst erkannte er Max, den gescheckten Hund seines Freundes Walter. Eifrig huschte die Zunge des Dalmatiners über sein feuchtes Gesicht, gierig den Schweiß ableckend, der ihm vom Kinn tropfte.
Die Frau, die ihn lange Zeit so hartnäckig verfolgt und eben noch bedrohlich vor ihm gestanden hatte, rannte im Halbdunkel den holprigen Weg zurück, als ginge es um ihr Leben, und wurde binnen kurzem vom Wald verschluckt. Max hatte nicht gebellt, noch nicht einmal geknurrt. Er war ein Kavalier.

Unbeschreibliche Erleichterung übermannte Hermann, als er seine Arme um den Hund schlang, ihn liebevoll an sich drückte und ihn dabei ungewollt animierte, erneut sein Gesicht abzuschlecken.
„Was machst du denn hier?“ kam es heiser aus seinem ausgedörrten Mund. „Bist du wieder ausgerissen?“

Mit viel Mühe erhob sich Hermann und trat behutsam auf den verletzten Fuß. Tapfer biß er die Zähne zusammen und wagte einen Schritt, es ging leidlich. Er warf einen letzten Blick in die Richtung, in der die unheimliche Frau verschwunden war, konnte niemanden ausmachen und begab sich mit Max auf den beschwerlichen Rückweg.

Sein Freund Walter bewohnte zusammen mit seiner Frau Edith unweit von hier, am Rande des Waldes, ein zauberhaftes, selbsterbautes Haus aus Holz. Er war Förster gewesen und hatte ein Leben gelebt, wie man es aus Heimatfilmen kennt. Walter war ein paar Monate jünger als Hermann, rüstig, klug, sie trafen sich des öfteren zum Schachspiel, zu einem Gläschen Wein, zu langen Gesprächen und - alle vierzehn Tage beim allseitig beliebten Stammtisch. Ihre Freundschaft zog sich schon durch ihr halbes Leben, vielfach hatten sie beruflich miteinander zu tun gehabt.

Auch Hermann Odendahl hatte als Forstbeamter seinen Lebensunterhalt verdient und war unter anderem verantwortlich gewesen für die Auswahl der zu schlagenden Bäume. An jenem Tag, als er und Walter sich zum ersten Mal im Walde begegnet waren, stand für beide fest, daß sie sich wiedersehen wollten, und eine Freundschaft wuchs, die nun bereits mehr als dreißig Jahre währte. Ihrer beider Liebe galt den Hunden, unzählige Male hatten sie gemeinsame Wanderungen unternommen, zusammen mit ihren Ehefrauen und ihren Vierbeinern. Hermanns Setter war leider vor einigen Jahren vergiftet worden, und er konnte sich nicht entschließen, sich einen anderen Hund anzuschaffen. Zu groß war der Schmerz gewesen, zu stark die Verbundenheit mit dem Tier.

Max, der Dalmatiner an seiner Seite, war das Paradebeispiel eines Herumtreibers, er liebte es, durch die Wälder zu streifen, die Jäger kannten ihn alle. Er wilderte nicht. Einmal konnten sie ihn dabei beobachten, wie er sich einem abgelegten Rehkitz näherte, es ausgiebig beschnupperte und anschließend heulend nach der Ricke Ausschau hielt, die sich aus verständlichen Gründen lieber nicht blicken ließ.

Am heutigen Tag hatte Max ihm das Leben gerettet, so viel stand fest. Es grenzte an ein Wunder, daß der Hund gerade in dem Augenblick auftauchte, als die Gefahr für Hermann den Gipfel erreichte. Max war, was sein muskulöser Körper gar nicht vermuten ließ, ein überaus friedlicher Geselle, aber die Frau mit dem Schraubenschlüssel hatte ihn nicht gekannt und mit ihrer Flucht völlig normal reagiert.
Während des ganzen mühseligen Weges bis hin zum Försterhaus erhielt Max unzählige Streicheleinheiten. Er hatte sie verdient.

Unsägliche Erleichterung breitete sich in seinem Innern aus, als Hermann sich endlich auf einen Stuhl setzen konnte. Edith, die Gattin seines Freundes Walter, untersuchte den lädierten Fuß und stabilisierte ihn notdürftig mit einer elastischen Binde. Über eine halbe Stunde hatte der beschwerliche Marsch gedauert, entsprechend erschöpft fühlte sich Hermann. Max lag schon wieder an der Tür, bereit, sofort loszupreschen, sobald jemand der Anwesenden Anstalten machte auch nur aufzustehen.
Walter zeigte sich über den Zwischenfall maßlos bestürzt, riß sofort eine seiner Flinten aus dem Waffenschrank und war kaum zu bändigen. Augenblicklich wollte er in den Forst hinaus, nachzusehen, ob diese ‚Dame' vielleicht doch noch zu fassen wäre.
„Es ist schon dunkel", suchte Hermann ihn zu überzeugen, „die Frau seit mehr als einer Stunde verschwunden. Du hast keine Chance. Auch nicht mit Max. Er ist kein Bluthund. **Walter**!"
Die Erregung des Freundes wollte sich nicht legen.
„Einen Schraubenschlüssel!" stieß er zum wiederholten Male kopfschüttelnd hervor.
Betroffen nickte Hermann, auch für ihn selbst war es noch immer nicht zu begreifen, wie knapp er soeben dem Tod von der Schippe gesprungen war.
„Einen solchen Schlüssel trägt man doch nicht zufällig mit sich herum! Und es kann auch kein Zufall gewesen sein, daß diese Frau ausgerechnet dich bedroht hat", verschaffte Walter seiner Aufregung lautstark Luft.
„Stell jetzt bitte das Gewehr wieder ins Regal und setz dich", versuchte Hermann den aufgebrachten Freund zu beruhigen, was ihm nur ansatzweise gelang. Schließlich nahm Edith ihrem Gatten entschlossen die Büchse aus der Hand und stellte sie zurück in den Schrank.
„Wir sind nicht im Wilden Westen, Walter", machte sie ihm klar. „Das ist Sache der Polizei." Und an Hermann gewandt fragte sie: „Soll ich einen Streifenwagen rufen?"
Hermann erkannte die Aussichtslosigkeit einer solchen Aktion und verzichtete darauf.
„Es ist stockfinster draußen. Wonach sollen die Beamten suchen? Nach Fußabdrücken? Auf einem Weg, den täglich Hunderte benutzen? Nein, das wäre reine Zeitverschwendung. Ich werde jetzt gehen. Vielen Dank für die ‚Notoperation'", sagte Hermann lächelnd zu Edith und erhob sich mit schmerzverzerrtem Gesicht. „Der Gnadenschuß ist mir ja heute noch einmal erspart geblieben. Morgen früh gehe ich zur Wache und melde den Vorfall. Bringst du mich zu meinem Wagen, Walter?"

Erneut wanderte der Blick des pensionierten Försters hinüber zum Waffenschrank. Aber statt eines Gewehres griff er sich die Wagenschlüssel, Hermann drückte Edith kurz an sich, und die beiden Männer verließen das Haus, dicht gefolgt von Max.

***

Das Gehen fiel Hermann noch nicht leicht. Nach einem Arztbesuch am Morgen war er zur Polizeiwache gefahren, hatte dort den Zwischenfall gemeldet, und sie befanden sich nun auf dem Weg hinüber zum Tatort. Der Streifenwagen hatte mit Rücksicht auf Hermanns Fußverletzung die Unterführung passiert, war in den steinigen Waldweg eingebogen und stand jetzt unweit der Stelle, an welcher die Frau am gestrigen Tag von Max überrascht und an ihrem Vorhaben gehindert worden war.
Wie nicht anders zu erwarten, konnten die beiden Beamten, die im übrigen nicht sonderlich viel Interesse zeigten, nichts finden, was zu einer Identifizierung dieser Fremden hätte beitragen können. Keine viertel Stunde später befanden sich alle drei wieder auf dem Rückweg zur Wache. Dort wurden Hermanns Personalien aufgenommen, der Hergang notiert, und damit war die Angelegenheit fürs erste erledigt.

***

Routiniert öffnete der junge Mann die Seitentür des weißen Lieferwagens, entnahm sorgsam einen blauen Kunststoffbehälter, schloß die Tür wieder und begab sich zum Eingang des Hauses Nr. 79, er wurde bereits erwartet.

Elsa Neubarth wohnte alleine in dem großen Gebäude, bei dessen Bau sie selbst mit Hand angelegt hatte. Sie war 61, seit einigen Jahren Witwe, gesund, eine rüstige Person. Nur zum Kochen fehlte ihr meist die Zeit. Zu sehr war sie mit ihren exotischen Pflanzen beschäftigt, mit ihren drei Gewächshäusern im Garten und mit ihrem umfangreichen Freundeskreis. Daher ließ sie sich das Mittagessen in die Wohnung bringen. Auf diese Weise vergeudete sie keine unnötigen Minuten am Herd. Es schmeckte ausgezeichnet, war eine ausgewogene Diät, wurde bis zur Tür gebracht und kostete nicht die Welt. Außerdem konnte sich Elsa Neubarth dieses Vergnügen leisten, ihr verstorbener Mann hatte ihr eine beachtliche Pension hinterlassen.

Der Fahrer grüßte freundlich, überreichte Frau Neubarth den blauen Behälter, nahm den leeren vom Vortag entgegen, plauderte noch ein paar

Worte mit der Dame und fuhr schließlich weiter. Zum nächsten Kunden. Elsa Neubarth begab sich ins Haus. Es war kurz nach halb eins.

***

Das hell erleuchtete Speiserestaurant war gegen 20 Uhr 30 zu drei Viertel belegt, Getränke wurden serviert, die emsige Bedienung hatte alle Hände voll zu tun. Ein verführerischer Duft von Wildbret und Pilzen breitete sich unaufhaltsam aus in den Räumen.
Heute war Freitag, Stammtisch. Hermann und Vera saßen mit fünf weiteren Freunden und deren Ehefrauen am großen Tisch in einer ruhigen Ecke des großen Gasthauses. Diese Gesellschaft erwies sich als buntgemischt, viele Berufsgruppen waren vertreten, alle Anwesenden bereits in Rente oder pensioniert. Und es wurde auf das heftigste diskutiert. Im Mittelpunkt stand die versuchte Attacke auf Hermann, und Bernd Roth, ehemaliger Hauptkommissar des Bundeskriminalamtes in Wiesbaden und erst seit einigen Monaten im Ruhestand, nahm die Angelegenheit sehr ernst.
„Es gibt Zeiten“, sinnierte er nachdenklich, „da wünsche ich mir, ein jeder Bürger dürfte eine Waffe am Körper tragen, wie wir es aus der Gründerzeit der Vereinigten Staaten von Amerika her kennen. Seinerzeit ging dort niemand unbewaffnet auf die Straße. Aber der Ehrlichkeit zu genügen, muß man leider sagen, daß es zu jener Zeit unzählige Tote und Verletzte zu beklagen gab. Auch Unschuldige. Viele Unschuldige.“
„Aber damals ist es sicher nie vorgekommen, daß eine Frau versucht hat, einen Mann mit einem Schraubenschlüssel zu erschlagen“, gab Felix, der Mathematiker, zu bedenken. „Ohne Grund!“ Felix wandte sich direkt an seinen Freund: „Entschuldige, Hermann, aber ich habe diesen Zwischenfall einmal zu Ende gedacht: Angenommen, du wirst von einer Unbekannten erschlagen. Welchen Sinn würde das ergeben?“
„Mach keine Witze, Felix, bitte!“ bemerkte Vera entsetzt, faßte ihren Hermann am Arm und drückte sich fest an ihn.
„Nein, nein. Ich versuche doch nur, die Hintergründe zu eruieren.“
„Wahrscheinlich wollte sie ihn überfallen und ausrauben. Vermutlich ein ganz gewöhnliches Drogenbeschaffungsdelikt.“
Der dies sagte war Horst, ehemaliger Versicherungsagent, der mit seiner Frau Helen am Stadtrand einen todschicken Bungalow bewohnte - es war das mit Abstand imposanteste Haus der ganzen Gegend. Aber mit seiner Vermutung stieß Horst bei Bernd und dessen kriminologischen Sachverstand auf wenig Gegenliebe, denn der fragte sofort:

„Überfall und Raub mit einem Schraubenschlüssel? Das scheint mir doch ziemlich unwahrscheinlich. Die Erfahrung lehrt uns, daß Raubüberfälle mit Messern oder Feuerwaffen verübt werden und nicht mit Schlagwerkzeugen. Ein Werkzeug wie dieses verfolgt nur einen einzigen Zweck!“
Betretenes Schweigen kehrte ein in der Gruppe, sie sahen sich betroffen an, keiner wollte diese Feststellung kommentieren oder gar zu Ende denken. Bis Walter das Schweigen brach.
„Mir fehlt einfach das Motiv, Bernd! Niemand erschlägt einen Menschen ohne Grund, wenn man von einigen geistig Verwirrten einmal absieht. Ich erschlage doch nicht einen Mann, um anschließend beim Durchwühlen seiner Taschen festzustellen, daß er gar kein Geld bei sich hat. So etwas würde ich doch vorher herausfinden.“
„Wahrscheinlich doch ein Drogenproblem“, ließ Horst nicht locker.
„Also *ich* würde mich einfach vor ein Geldinstitut stellen, warten, bis ein Opfer mit gefüllter Brieftasche herauskommt, mich an seine Fersen heften, die passende Gelegenheit abwarten und zuschlagen“, warf Rüdiger, der emeritierte Medizinprofessor, der nach seiner Pensionierung mit seiner Gattin viel Zeit auf Teneriffa verbrachte und nach Weihnachten wieder für ein paar Tage dort hin zurückfliegen würde, mit leiser Stimme ein. Als Unfallchirurg hatte er im städtischen Klinikum viele Jahre Dienst getan, und nicht selten befand sich unter seinen Patienten einer mit eingeschlagenem Schädel.
„So etwas passiert ohnehin oft genug“, war vom Kripobeamten Bernd zu hören. „Es ist erschreckend, wie sorglos manche Menschen mit ihrem sauerverdienten Geld umgehen. Manche lassen es gleich in der Bank am Schalter liegen.“
Hermann, dessen Fuß fast wieder in Ordnung war, nickte beifällig, um anzuschließen:
„Aber diejenigen, die mit prallgefüllter Geldbörse im Wald spazierengehen, sind doch eher in der Minderheit. Nein, nein, ich muß dir Recht geben, Bernd. Diese Frau wollte mich erschlagen, daran besteht nicht der geringste Zweifel. Aber warum?“
„Ist doch sonnenklar!“ meldete sich sanft flüsternd Alex zu Wort, heute etwas später erschienen, weil er noch einen kurzen Bericht für seine Zeitung schreiben mußte, die, auch nachdem er in Rente gegangen war, nicht auf seine Mitarbeit verzichten wollte. „Diese Frau ist eine zurückgewiesene Jugendliebe von dir, Hermann. Neulich erst hat sie erfahren, daß du glücklich verheiratet bist, konnte das nicht verwinden und wollte dir ans Leder…“

Niemand ging auf diesen Einwurf ein, der zudem nicht ernstgemeint war, nur Vera warf Alex einen merkwürdig fragenden Blick zu.
„Hast du Feinde“, fragte Bernd, und man konnte glauben, er säße noch immer hinter seinem ehemaligen Schreibtisch und beginne gerade mit einem Verhör.
„Hermann hat doch keine Feinde!“ entfuhr es Vera.
„Walter hat natürlich recht, es fehlt am Motiv“, klang Bernd ein wenig resigniert. „Wir finden den Grund für diesen Zwischenfall nicht, und gerade das Motiv wäre in unserer Lage von größter Wichtigkeit.“
„Vielleicht hat Hermann ihr kürzlich einen Parkplatz vor der Nase weggeschnappt“, gab Versicherungsagent Horst zum Besten.
„Jemanden erschlagen wegen eines Parkplatzes?“ sprudelte es aus Edith heraus, die sich bisher kaum an der Unterhaltung beteilig hatte.
„Es sind schon Menschen aus weit geringeren Anlässen umgebracht worden, Schatz“, fügte Walter hinzu und wurde von der Kellnerin unterbrochen, die einen dampfenden Teller mit saftigem Rehbraten vor ihm auf dem Tisch plazierte. Alle Augen der Gruppe richteten sich unwillkürlich auf das duftende Gericht. Nach und nach erhielt ein jeder sein Essen, die Unterhaltung geriet ein wenig ins Stocken.
„Es sind auch schon Menschen gestorben“, nahm Felix den Faden noch einmal auf, „und niemand hat bemerkt, daß sie umgebracht worden sind.“
Ratlose Stille machte sich am Tisch breit, und geradezu peinlich schrill erklangen die Geräusche der anderen Gäste, verursacht von Messern und Gabeln.
„Wie meinst du das?“ kam es forsch von Horst.
„Laß dir mal von Rüdiger die Geschichte erzählen“, endete Felix und widmete sich seinem Rumpsteak mit Pfifferlingen.
Rüdiger war der einzige, dessen Speise noch nicht serviert worden war, daher naschte er schon mal am Teller seiner Gattin Ilona, die nichts dagegen einzuwenden hatte. Seine unbenutzte Serviette wieder zusammenfaltend, begann er mit seiner Erzählung.
„Kurz vor meiner Pensionierung brachten sie uns einen Mann in den OP, der vom Querschläger einer Polizeikugel getroffen worden war, wie es hieß; ihr habt davon in der Zeitung gelesen.“
„Das war diese Geiselnahme in der Stadtsparkasse“, rief Felix das Drama allen noch einmal ins Gedächtnis, „vor zwei Jahren im Sommer. Als zwei Bankräuber erschossen wurden und ein Kunde.“
Bernd nickte bestätigend. Es war damals seine Aufgabe gewesen, zusammen mit seinem Stab die verworrenen Hintergründe dieser Bluttat

aufzudecken.
„Der Mann, es war dieser Kunde, war um die 60“, setzte Rüdiger seine Erzählung fort, „und ist mir unter den Händen gestorben. Es war nicht das erste Mal, daß ich eine Kugel aus einem Kopf herausoperiert habe, aber die Behauptung, es handelte sich um einen Querschläger, würde ich nicht ohne weiteres unterschreiben.“
„Wieso nicht?“ fragte Bernd interessiert und stellte sein Glas ab.
„Dann korrigiere mich jetzt bitte, wenn ich einen Denkfehler begehe, lieber Bernd. Du hast mit Kugeln mehr Erfahrung als ich. Aber das Projektil, das ich aus dem Schädel geholt habe, ist durch das Auge eingedrungen und war völlig unversehrt. Meiner Ansicht nach müßte ein Querschläger, um diesen Namen überhaupt zu verdienen, von einem anderen, einem harten Gegenstand, der seine Richtung wesentlich verändert, abprallen. Ein Resultat dieses Aufpralls dürfte doch wohl eine Verformung der Kugel sein, oder nicht?“ Sein Blick richtete sich auf Bernd.
„Das steht außer Zweifel“, antwortete dieser kauend.
„Wie ich bereits gesagt habe, diese Kugel war ohne jegliche Schramme. Kein Kratzer am Mantel, sie glänzte wie neu, nachdem eine Schwester sie abgewaschen hatte.“
Bernd hatte sein Mahl unterbrochen und blickte Rüdiger erstaunt an. Immer mehr aus der Runde hörten auf zu essen, und mit einemmal ruhten viele Augenpaare abwechselnd auf Bernd und Rüdiger, der nun seinerseits bedient wurde und sogleich genüßlich zu speisen begann.
„Ich erinnere mich gut an den Fall“, sagte Bernd, „und ich glaube, daß Alex seinerzeit darüber berichtet hat, nicht wahr, Alex?“
„Das ist richtig.“
Mehr war von Alex nicht zu hören.
„Das Geschoß“, fuhr Bernd fort, „das bei uns gelandet ist, war derart verformt, daß wir es wiegen mußten, um das Kaliber genau zu bestimmen.“
„Dann muß dieses kleine ‚Malheur’ beim Transport zu euch passiert sein“, entströmte es Rüdiger nicht ohne Süffisanz. „Denn bei uns im OP war die Kugel noch ohne jede Scharte.“
„Und wieso hat man davon nichts in deinem Blatt gelesen, Alex?“ fragte Felix interessiert und nahm einen kräftigen Schluck aus seinem Weizenbierglas.
„Eine gute Frage“, räumte Alex ein. „Wir können natürlich nur das berichten, was man uns erzählt.“

Damit wanderte sein Blick zu Bernd, der mittlerweile weiteraß, wie alle anderen auch.
„Du solltest dir wieder einen Hund zulegen, Hermann. Was meinst du?“ tastete sich Walter vorsichtig an die noch immer trauernde Seele seines Freundes heran.
Hermann zuckte mit den Schultern, und sein schüchterner Blick traf den seiner Frau Vera.

Über dem Stammtisch schwebte ein beinahe erdrückendes Fragezeichen, und einzig Horst, der Versicherungsmensch, brach das betretene Schweigen mit der lapidaren Feststellung, daß schließlich überall Fehler gemacht würden, auch bei der Polizei. Damit aber konnte und wollte sich Hermann nicht zufriedengeben.

Kapitel II

Gemächlich bog der blaue Kastenwagen in die menschenleere Allee ein, fuhr entlang der knorrigen Eichen bis hin zur breiten asphaltierten Auffahrt des Seniorenheims ‚Santa Anna’, passierte die offene Halbschranke, deren hinterer Bereich einen Teil seiner Farbe eingebüßt hatte und Rost ansetzte, und hielt direkt vor dem flachen Nebengebäude, in dem die kleine Behelfsküche untergebracht war. Zu eng, um darin für so viele Menschen zu kochen, diente sie im allgemeinen der Zubereitung von Kaffee oder Tee für die Nachmittagsstunden, für das Aufschneiden von Kuchen oder das Zurechtmachen von Gebäckschälchen während der Adventszeit.
Der Fahrer entstieg dem Lieferwagen, öffnete geräuschvoll die seitliche Schiebetür und zog einen großen verschlossenen Kessel nach vorne mit flüssigem Inhalt, wie sich am leichten periodischen Wackeln des Topfes unschwer erkennen ließ. Inzwischen hatte ein Helfer des Heimes einen Wagen herausgebracht, und gemeinsam hoben sie den schweren Suppentopf auf die Plattform des Karrens. Im Anschluß wurden zwei weitere Pötte ausgeladen, der kleinere enthielt Fleisch, der andere die Beilagen. Zuletzt landeten noch die Behälter mit dem Gemüse und dem Nachtisch obenauf. Nun schoben die beiden Männer die Karre ins Haus und brachten sie in den großen Speisesaal, wo sie bereits von zahllosen Seniorinnen und Senioren erwartet wurden. Rasch luden die zwei die Töpfe ab und stellten sie auf eine breite Anrichte, danach verließ der Fahrer das Seniorenheim und machte sich auf die Weiterfahrt. ‚Santa

Anna' war eines von vier Heimen, die er belieferte. Auf seiner Rückfahrt holte er die leeren und mittlerweile gereinigten Behälter wieder ab.
Vierzehn Arbeitstage tat er Dienst, anschließend hatte er eine Woche frei. Es war kein schwerer Job.

***

Seit dem bedrohlichen Zwischenfall im Wald waren mehrere Tage verstrichen, Hermann und Vera hatten es sich nachmittags im Wohnzimmer gemütlich gemacht. Sie servierte heißen Tee, er brachte einen Butterstollen herein, schnitt ihn an, und die beiden genossen, noch bevor die Adventszeit richtig begonnen hatte, das erste Weihnachtsgebäck. Vera nahm sich ihr Strickzeug zur Hand, während Hermann in der Tageszeitung blätterte. Das komplizierte Kreuzworträtsel aus der Zeitungsbeilage hatte er beiseite gelegt, er kam momentan nicht weiter. Es war eine kleine Leidenschaft von Hermann, jene Art Rätsel zu lösen, deren komplizierte Fragen kaum zu verstehen waren. Aber irgendwie schaffte er es beinahe immer, am Ende als Sieger hervor zu gehen, hartnäckig wie er war. Oftmals rätselte er gemeinsam mit Bernd, der in diesem Hause immer willkommen war.

Die Zeitung offenbarte viel Negatives: Der Finanzminister schloß auf der einen Seite unerwartete Milliardenlöcher nicht aus; im Gegenzug wurde ein neues Regierungsgebäude eingeweiht, das beinahe eine halbe Milliarde verschlungen hatte. Die Krise im Nahen Osten erreichte einen weiteren Höhepunkt, und die Rentenkassen wiesen besorgniserregende Zahlen auf; schwindende Zahlen.
Lange schon verweigerten die gesetzlichen Krankenkassen ihren älteren Mitgliedern kostspielige Behandlungen und Zuschüsse für Zahnersatz oder Brillen; Kuren wurden den Ruheständlern gänzlich gestrichen. Darüber hinaus entrichteten sie bei ihren Arztbesuchen pro Quartal den doppelten Obolus, verglichen mit Patienten, die noch nicht in Rente waren. Im Grunde stand nichts Neues in dem von Vera und Hermann seit Jahren abonnierten Blatt.
Ein Artikel jedoch fand Hermanns Interesse. Dort wurde der Tod einer 61-jährigen Frau erwähnt, die tagelang in ihrem Gewächshaus gelegen hatte, bevor sie von einer Freundin gefunden worden war. Die Frau, eine gewisse Else Neubarth, lebte alleine; als Todesursache war Herzversagen vermerkt.

Hermann schloß die Seiten und blickte sorgenvoll auf Vera, die, in ihr Strickzeug vertieft, Masche um Masche hinzufügte, wobei ganz

allmählich ein kleines Jäckchen entstand, das sie ihrem Enkel zu Weihnachten schenken wollte. Was wäre, dachte er, wenn seiner Vera so etwas zustoßen würde? Er konstatierte: Dieser Gedanke war für ihn unerträglich.

Es läutete. Bevor Vera ihr Strickzeug beiseite legen konnte, stand Hermann schon und ging zur Tür. Kurz darauf kam er mit Bernd zurück ins Wohnzimmer, der begrüßte Vera herzlich und setzte sich auf die Couch neben sie. Im Nu stand eine Tasse Tee vor ihm, den Stollen lehnte er ab. Er achtete trotz seines Alters peinlichst auf seine Figur. Bernd spielte Tennis mit seiner Frau Sabine, lief regelmäßig im Wald, war nach wie vor unglaublich gut in Form. In seinem Gesicht ließen sich Sorgenfalten erkennen. Und lange wartete er auch nicht, den Grund seines Erscheinens kundzutun.

„Wißt ihr“, begann er, „die Sache mit diesem Querschläger hat mir keine Ruhe gelassen. Was lag näher, als meinen früheren Kollegen einen Besuch abzustatten, um einen Blick in die Akten von damals zu werfen. Der Beamte, der für die Aktenaufbewahrung verantwortlich ist, wollte mir keinen Einblick gewähren! Könnt ihr euch das vorstellen? Hat mir die Einsicht glatt verweigert. Erst als ich einen Mitarbeiter meiner ehemaligen Dienststelle getroffen habe, hat es doch noch geklappt. Aber was ich herausgefunden habe, bereitet mir Sorgen.“

Bernd nippte kurz am heißen aromatischen Getränk.

„Es wurden seinerzeit in der Sparkasse von der Eingreiftruppe offiziell 5 Schüsse abgegeben. Von verschiedenen Beamten. Vier davon trafen die beiden Bankräuber, einer den unglücklichen Rentner. Darüber gibt es ein Protokoll. Die Geschosse, die in den beiden Geiselnehmern steckten, erhielten wir von der Gerichtsmedizin nicht ausgehändigt. Die fünfte Kugel kam, wie wir bisher geglaubt hatten, aus der Klinik. Da dieses Geschoß aber nach Rüdigers Worten unversehrt war, auf meinem Tisch jedoch ein völlig deformiertes Projektil landete, müssen wir davon ausgehen, daß es vertauscht worden ist. Demnach wäre der Mann nicht von einem Querschläger getroffen worden - sondern er wurde möglicherweise gezielt getötet.“

Bernd führte weiter aus, daß die vier anderen Geschosse ihren ‚Besitzern’ zugeordnet werden könnten. D.h. aufgrund ballistischer Untersuchungen könnte exakt geklärt werden, welcher Beamte aus der Eingreiftruppe getroffen hatte. Und wen. Der Schütze der verformten Kugel allerdings könnte nicht mehr ermittelt werden.

„Entschuldige“, warf Hermann ein, der gespannt zugehört hatte, „es wurden doch fünf Schüsse abgefeuert. Anhand der Magazine muß man

doch erkennen, wie viele Schüsse ein jeder abgegeben hat.“
„Das ist richtig“, stimmte Bernd ihm zu und wurde mit einemmal sehr nachdenklich. „Aber diese Projektiluntersuchungen fielen nicht in unseren Bereich. Das ist und bleibt Angelegenheit jener Spezialeinheit. Ich bin mir nicht sicher, ob sie jemals gemacht wurden.“
„Ich finde es unerhört“, meldete sich Vera zu Wort, „daß man von einem Unfall spricht, wenn sich nun herausstellt, daß es gar keiner war! Sondern ein …ein …“
Sie hatte aufgehört zu stricken.
„Die Sache gefällt auch mir nicht“, resümierte Bernd. „Aber ich fürchte, es ist jetzt zu spät, den Dingen noch auf den Grund zu gehen. Zumal wir nie Einblick bekamen in die internen Untersuchungsergebnisse dieser Eingreiftruppe. Niemals.“
Hermann war plötzlich aufgestanden, begab sich in sein Arbeitszimmer und tauchte nach einer Weile wieder auf. In der Hand hielt er Zeitungsausschnitte, fein säuberlich zusammengefaltet, die er auf dem Wohnzimmertisch ausbreitete, nachdem er Tassen und Stollen ein wenig zur Seite geschoben hatte. Neugierig folgte Bernd seiner Tätigkeit, nicht ahnend, was der Freund vorhatte.
„Ich habe sie gesammelt“, begann Hermann. „Diese Artikel berichten von merkwürdigen Todesfällen, die sich in den letzten Monaten ereignet haben, und wobei die Opfer meist über sechzig waren. Nicht alle. Ein paar waren auch jünger. Immer sind sie eines natürlichen Todes gestorben. Das schreiben die Zeitungen. Aber ausnahmslos waren sie vorher gesund. Wie Nachbarn behaupten.“
Bernd griff sich einen Artikel mit Bild heraus, überflog die Zeilen und stutzte.
„Herzversagen? Ich kenne diesen Mann. Ich wußte gar nicht…“ Er machte eine kleine Pause, bevor er leise weitersprach. „Deshalb habe ich ihn in der letzten Zeit nicht mehr gesehen. Ich wußte gar nicht, daß er gestorben ist! Wir haben in derselben Halle Tennis gespielt. Er war fit, wie ein Fisch im Wasser ...“
Hermann griff sein Teeglas, lehnte sich zurück und blickte nachdenklich hinein.
„Ein bißchen viel Herzversagen in letzter Zeit, nicht?“ murmelte er.
„Ein bißchen viele Rentner in letzter Zeit“, ergänzte Bernd Hermanns Überlegungen.
„Was haben die auf einmal gegen uns?“ fragte Vera erschrocken, ließ ihr Strickzeug auf den Schoß sinken und warf Hermann einen ängstlichen Blick zu.

„Sie haben gar nichts gegen uns“, entgegnete der beruhigend, schob seine Ausschnitte zusammen, hielt aber plötzlich inne und starrte überrascht Bernd an. Von dessen letztem Gedanken animiert, griff er sich die Artikel erneut und überflog sie eilig der Reihe nach.
„Rentner“, hörte man ihn flüstern, „Frührentner, Pensionärin, Sozialhilfeempfänger, Rentner, Arbeitsloser, Rentnerin, Frühpensionär.“
Unglaublich langsam legte er die Zeitungsreste wieder auf den Tisch. In seinem Kopf arbeitete es unablässig, weder Bernd noch Vera wollten ihn dabei stören.
„Du hast doch eine Idee!“ brach es schließlich dennoch aus Bernd heraus, der nicht mehr warten wollte. „Du heckst doch etwas aus. Ich kenne dich.“
„Nein“, erwiderte Hermann ehrlich, „mir fällt nur auf, daß diese Opfer ausschließlich Menschen sind, die nicht mehr aktiv am Arbeitsleben teilgenommen haben ...“

Die Begegnung mit der geheimnisvollen Frau drängte sich wieder in sein Gedächtnis - und die Entschlossenheit, mit welcher sie vorgegangen war. Zielstrebig hatte sie ihn verfolgt, gestellt und hätte, wäre Max nicht dazwischen gekommen, ihren Auftrag ausgeführt. Auftrag? Ihr Vorhaben. Wieso dachte er plötzlich - an einen Auftrag?
Bernd wollte teilhaben an Hermanns Überlegungen und machte einen Vorschlag:
„Unser Rüdiger ist zwar auch schon pensioniert, hat aber noch beste Kontakte zu seinen Ex-Kollegen. Ich werde ihn bitten, sich mal mit dem einen oder anderen Amtsarzt zu unterhalten. Diese Geschichten erscheinen mir nicht koscher.“

***

Feuerrot erglühte die gläserne Front des Hochhauses in der späten Nachmittagssonne mitten im Frankfurter Finanzzentrum. Einem monumentalen Bildschirm nicht unähnlich spiegelten sich vorübereilende Wolkenfetzen darin, bis sich die Sonne hinter einer dicken tiefliegenden Nebelwand versteckte. Mit ihr verschwand auch das eitle Schauspiel auf der Fassade. Grau, düster und kalt blickten die Fensterscheiben mit einemmal herab, wie ein stilisierter, babylonischer Argus schienen sie das pulsierende Verkehrsgewimmel weit unten zu verfolgen.

Im 26. Stockwerk des Gebäudes thronte Rudolf Grabow hinter seinem wuchtigen Schreibtisch. Er war Ende Dreißig, groß, untersetzt, und sein

Hinterkopf zeigte bereits einige typische dünnbesiedelte Stellen. Routiniert drückte er auf eine der Ruftasten und versuchte dabei, des Chaos' auf seiner Tischplatte Herr zu werden. Eine adrett gekleidete Sekretärin trat ein und wurde von Herrn Grabow nach Hause geschickt.
„Ich brauch Sie heute nicht mehr. Wünsche einen schönen Abend, Frau Raabe."
„Danke, ebenso. Bis morgen. Tschüs!" flötete es zurück.
Sie ging hinaus, verschloß die Tür, Grabow beschäftigte sich noch einige Minuten mit seinen Schreibtischpapieren, bevor er aufstand, zur Tür hinüber lief, sie einen Spalt öffnete und hinausspähte. Das Vorzimmer war verwaist, er befand sich alleine in dem großen Büro. Sofort kam Bewegung in den Mann. Eilig lief er zum Computer, drückte einige Tasten und nach kurzer Zeit begann der Drucker mit dem gewohnten Staccato seine Arbeit. Es dauerte nicht lange, und Grabow hielt das Resultat in Händen. Er verstaute die beiden vollgeschriebenen DIN à4 Blätter in einem braunen Couvert, legte dasselbe in einen gefüllten schwarzen Aktenkoffer, schaltete alle Geräte aus und verließ das Büro.

Ein Taxi brachte ihn zum Zoo. Grabow kaufte sich eine Eintrittskarte und machte sich auf den Weg zum Bärengehege. Ein Blick auf die Uhr verriet ihm, daß er etwas früh dran war. Der, den er hier treffen wollte, würde noch nicht anwesend sein. Also lenkte er seine Schritte in Richtung der Seelöwen. Bald schon konnte er den permanenten Fischgeruch in der Luft schmecken, der das Becken umgab. Zwei Kalifornische Seelöwen teilten mit ihrer schwarzen Brust das kalte Wasser, drehten sich auf den Rücken, tauchten ab, schwammen bis zum Beckenrand, wendeten elegant und setzten mit kaum wahrnehmbaren Bewegungen der weichen Flossen ihren Weg fort. Wiederholt schaute Grabow auf die Uhr, den Aktenkoffer hatte er nicht abgestellt. Kein anderer Besucher war zu sehen, er befand sich völlig alleine an dem großen Bassin. Der November war wirklich nicht die Zeit für Zoobesuche.

Als der Minutenzeiger sich allmählich der Fünf-Uhr-Marke näherte, verließ Grabow die Seelöwen und steuerte die Bärenkäfige an, es war nicht weit. Schon konnte er seinen Mann stehen sehen. Am äußersten rechten Käfig war der vereinbarte Treffpunkt. Wie verabredet drehte der Mann ihm den Rücken zu - wie immer. Sein grauer Mantel paßte zur herbstlichen Landschaft. Grabow trat dicht hinter den Mann und blieb einen Moment schweigend stehen.
„Wie spät ist es?" fragte er den Fremden.

„Es dürfte genau fünf Uhr sein!“ antwortete der mit einem slawischen Akzent, ohne auch nur den Kopf zu drehen.
Rudolf Grabow stellte seinen Aktenkoffer auf der rechten Seite des Mannes auf den Boden, unmittelbar neben einen zweiten schwarzen Koffer, der dem seinen glich wie ein Ei dem anderen. Er reichte dem Mann im grauen Mantel über die Schulter hinweg eine Zigarette, gab ihm Feuer, zündete sich selbst eine an und machte einen tiefen Zug. Schließlich bückte er sich erneut, griff den fremden leeren Koffer, ließ den Mann stehen und machte sich auf den Heimweg. Er kannte diesen Mann nur von hinten, hatte sein Gesicht nie gesehen, wußte nicht, wie er aussah. Und das war gut so.

Auch der Fremde drehte sich nicht um. Er rauchte die Zigarette zu Ende, nahm danach seine Brille mit immens dicken Gläsern ab, putzte sie ausgiebig, blieb noch einige Sekunden abgewandt stehen, hob alsdann wie selbstverständlich den neuen, von Grabow abgestellten Aktenkoffer auf und begab sich seinerseits zum Ausgang.

***

Es wurde zu viel geraucht in jenem Zimmer, dichte Schwaden zogen über einen Tisch, auf dem der geöffnete Aktenkoffer lag, nunmehr leer. Sein wertvoller Inhalt war zum großen Teil in den Taschen von dreien der vier Anwesenden verschwunden, nur ein einziger Packen Geldscheine lag noch vor Juri, dem Gastgeber und Mieter der Wohnung. Juri hatte seine Brille mit den dicken Gläsern vor sich auf den Tisch gelegt und rieb sich die geschlossenen Lider. Im Anschluß nahm er einen der beiden DIN – à 4 Bögen vom Tisch, setzte seine Augengläser wieder auf und studierte die Namen und Adressen darauf. Diesmal waren es vierzehn; 8 Personen, 6 Institutionen.

Juri war der Chef. Er erhielt von Grabow die Aufträge, er verteilte sie an seine Mitarbeiter, er war es auch, der nach getaner Arbeit die Honorare bezahlte. Und recht großzügig bezahlte. Sie unterhielten sich in einer slawischen Sprache, stammten alle vier vom Balkan. Die drei Männer und die junge Frau verrichteten ihr Werk sauber und kompromißlos, im gesamten Rhein-Main-Gebiet. Begonnen hatten sie im Frankfurter Raum, weiteten ihren Aktionsradius jedoch immer mehr aus. Alle paar Wochen trafen sie sich in Juris Wohnung, aßen zusammen, tranken gemeinsam, tauschten ihre Erfahrungen aus. Gegen Ende erhielten sie ihren Lohn - sowie die neuen Aufträge.

Anfangs war Juri alleine unterwegs gewesen, hatte sich nach und nach einige Landsleute zusammengesucht, und das Geschäft florierte. Der

stämmige Juri, der unscheinbare, aber kräftige Nico mit den schwarzen Locken und seiner Vorliebe für laute Rockmusik, und der gertenschlanke Laszlo hatten gemeinsam in einem der Balkankriege gekämpft, mußten danach jedoch das Land verlassen. Sie wurden Kriegsverbrechen beschuldigt, stichhaltige Beweise es gab keine.
Nadja stieß als letzte dazu, Nico hatte sie empfohlen, und sie erwies sich als überaus erfolgreich. Wie ein Mann erledigte sie die ihr übertragenen Aufgaben, schreckte auch vor kniffligen Arbeiten nicht zurück. Ein kleines Handicap war allenfalls ihre Scheu vor großen Hunden, das aber war selten ein wirklicher Hinderungsgrund.

Am heutigen Tag erhielt ein jeder von Juri drei Adressen zugeteilt, fünf behielt er für sich selbst. Das war so üblich, Juri hatte die längste Erfahrung. Seit über drei Jahren traf er sich mit Grabow, den er nur als Herrn **A** kannte, zum obligatorischen Koffertausch im Zoo an unterschiedlichen Plätzen. Während dieser Zeit hatte er seinen Auftraggeber niemals zu Gesicht bekommen, nur dessen Stimme gehört. Er hatte bis heute keine Ahnung, wie Herr **A** ausgerechnet auf ihn gekommen war; es war ihm auch ziemlich gleichgültig. Was er jedoch wußte, war, daß seine Einnahmequelle sofort versiegen würde, sollte er seinen Geldgeber auch nur ein einziges Mal ansehen! Also unterließ er es.

Am späten Abend erhoben sich seine drei Gäste, verabschiedeten sich und verließen die Wohnung. Nico und Nadja gingen gemeinsam, sie waren wohl miteinander befreundet. Juri interessierte das nicht.

Kapitel III

Es war bereits nach 23 Uhr 30, als der Audi vor dem Einfamilienhaus hielt, die beiden Insassen blickten besorgt. Heute war Stammtischtreffen gewesen und Alex nicht erschienen. Weil er jedoch die Kasse verwaltete, die ihren bevorstehenden Kegelausflug in die Eifel finanzieren sollte, und weil er vor Tagen noch ausdrücklich um vollzähliges Erscheinen gebeten hatte, entschlossen sich Bernd Roth und Hermann Odendahl spontan, nach dem Treffen auf einen Sprung bei ihm vorbeizuschauen. Alex lebte von seiner Frau getrennt.
Sie entstiegen dem Wagen, in der Wohnung brannte Licht. Demnach war Alex zu Hause.
„Er kann doch unser Treffen nicht vergessen haben“, überlegte Bernd laut.

„Das glaube ich nicht“, stimmte Hermann ihm zu. „Unsere Kasse ist prall gefüllt. Alle freuen sich auf den Kurzurlaub, Alex wohl am meisten. Und er ist der einzige von uns, der überhaupt richtig kegeln kann. Er hat doch alles geplant! Vielleicht ist er krank geworden.“
Die Temperatur lag nur knapp über null, die beiden Männer stiegen die wenigen Stufen zur Haustür hinauf, ein Bewegungsmelder schaltete sich ein und tauchte den kleinen Vorgarten in schummriges Licht. Bernd ging voran, betätigte die Glocke, Hermann stand auf Tuchfühlung hinter ihm und blies ihm dampfend seinen Atem auf den Rücken. Nichts rührte sich, nur ein verschreckter Igel, der seinen Winterschlaf noch nicht angetreten hatte, trippelte auf seiner unermüdlichen Suche nach Würmern und Schnecken durchs feuchte kalte Gras. Erneut drückte Bernd die Klingel, Hermann klopfte an die Haustür und rief Alex’ Namen. Stille. Durch Hermanns Klopfen zeigte sich ein kleiner Spalt an der Tür, Bernd drückte sie verwundert auf, sie war unverschlossen.
„Alex!“ rief auch er laut nach dem Freund. „Alexander! Wo treibst du dich denn herum? Wir sind’s, Hermann und ich! Wo steckst du?“
Hermann wollte schnurstracks ins Wohnzimmer laufen, aber Bernd hielt ihn zurück. Als Folge seiner jahrelangen Tätigkeit im Berufe eines Kriminalhauptkommissars empfing er warnende Signale, daß hier etwas nicht in Ordnung war. Mit einemmal flüsterte er:
„Wenn Alex sein Haus verlassen hätte, wäre das Licht ausgeschaltet, aber es leuchtet bis auf die Straße hinaus. Demnach muß er zu Hause sein. Die offene Tür ist es, die mir Kopfzerbrechen bereitet. Vielleicht wurde bei ihm eingebrochen und er sitzt irgendwo regungslos, gefesselt und geknebelt. Weil er nicht antwortet, meine ich …“
Das war mehr als Scherz gedacht, aber diese Möglichkeit schlossen beide nicht aus. Bernd, um einen Kopf größer als Hermann und trotz seiner achtundfünfzig Jahre in ausgezeichneter körperlicher Verfassung, ging durch den Flur voran. Vorbei an der verwaisten Küche erreichten sie schließlich das beleuchtete Wohnzimmer, dessen Tür nur zu einem Drittel aufstand.
„Alex!“ rief Bernd deutlich hörbar und drückte mit seiner Rückhand die Tür vollständig auf. Das Wohnzimmer war ebenfalls menschenleer. Zwei Sessel standen ordentlich neben dem flachen Steintisch, auf welchem sich ein halbvolles Glas befand. Weiter hinten die Tür zum Schlafzimmer stand auf, dort brannte kein Licht. Wie ein schwarzes Maul gähnte die Öffnung die beiden Männer an.
Im Reflex glitt Bernds rechte Hand zu seiner linken Brust - an jene Stelle, wo er so lange Jahre die Dienstwaffe getragen hatte – heute

jedoch suchte er sie vergeblich. Nach seiner Pensionierung mußte er die Waffe abgeben. Und seine ‚Walter', die Schnellfeuerpistole, mit der er zuweilen im Schützenverein trainierte, trug er niemals bei sich. Das war verboten.
In Anbetracht des dunklen Schachtes, der ihnen vom Schlafzimmer her so bedrohlich entgegenstarrte, fühlte sich Bernd ziemlich unwohl. Aber sollte er jetzt seine Ex-Kollegen hierher bemühen, um möglicherweise festzustellen, daß nichts passiert war? Es war eine knifflige Situation. Wenn Alex im Hause war, hätte er ihr Rufen gehört. Es gab für Bernd nur eine Antwort: Alex war *nicht* da. Behutsam schob er Hermann hinter sich, als er auf die geöffnete Tür zulief. Seine linke Hand betätigte den Lichtschalter, daraufhin betrat er das Schlafzimmer des Freundes.
Alex lag auf seinem Bett auf dem Rücken und bewegte sich nicht, er schien zu schlafen.
„Liegt hier und - pennt!" brach es erleichtert aus Hermann heraus, schon war er neben ihm und schüttelte ihn kräftig. „Mensch, Alex, steh auf! Ich hätte mir deinetwegen beinahe in die Hosen gemacht. Was ist denn los?"
Alex rührte sich noch immer nicht, Hermann erschrak. Er wich zurück und machte Platz für Bernd. Der kniete sich nieder und fühlte Alex' Puls. Mit ernster Miene schaute er Hermann an, der sich nun gleichfalls über den Freund beugte. Bernd erhob sich, ging zurück ins Wohnzimmer und wählte die 112, hier war ein Notarzt gefragt. Kurz darauf kam er wieder zurück, schweigend standen sie vor dem Bett. Bernd hatte keinen Puls spüren können.
Er sah sich im Zimmer um, konnte jedoch nichts Auffälliges entdecken. Hermann setzte sich neben Alex aufs Bett, griff dessen Hand, sie war kühl. Nicht kalt. Betroffen suchte er das Gesicht des Freundes nach irgendwelchen Spuren ab, aber außer etwas Blut am linken Ohr des Mannes war nichts zu sehen. Hermann machte Bernd auf diesen Umstand aufmerksam, der trat näher. Vorsichtig hob er den Kopf des Leblosen an, und nun entdeckten sie den dunklen Fleck auf dem blauen Kopfkissen. Das Blut war im Kissen versickert und deshalb nicht sofort zu sehen gewesen. Alex wies eine böse Kopfverletzung auf!
„Das verstehe einer", begann Bernd laut nachzudenken. „Er muß gestürzt und auf den Hinterkopf gefallen sein. Hat sich mit letzter Kraft aufs Bett geschleppt und dort das Bewußtsein verloren." Erneut sah er sich um. „Aber wieso sieht man nur auf dem Kissen etwas Blut und sonst nirgends?"
Zum wiederholten Male wanderten seine fachmännischen Blicke durch den Raum, aber bis auf die beiden Bettpfosten fand er keine Stelle, die

bei einem Sturz eine solche Verletzung hätte verursachen können. Hermann untersuchte beide Hände von Alex, sie waren ohne Blutreste.
„Wäre so etwas denkbar, Bernd? Jemand fällt auf den Kopf, schleppt sich ins Bett und erst, wenn er dort liegt, beginnt die Wunde zu bluten?“
„Das könnte sein. Dazu müßte man einen Arzt befragen, ich weiß es nicht“, entgegnete der. „Aber mich irritiert vor allem die unverschlossene Haustür.“

Nicht ein Martinshorn kündigte die Ankunft des Rettungswagens an, sondern das Blaulicht, das sein irritierendes Flackern unaufgefordert durch die Fenster schickte, Hermann lief hinaus und geleitete die Leute herein. Neben dem Notarzt waren zwei Sanitäter mitgekommen. Der Arzt befaßte sich augenblicklich mit dem leblosen Körper. Nach wenigen Minuten schon, und nach dem Messen der Körpertemperatur des Opfers, stellte er seine Tätigkeit ein.
„Der Mann ist seit mindestens fünf Stunden tot“, erklärte er Bernd, der am nächsten bei ihm stand. „Sind Sie Familienangehörige?“
Bernd Roth klärte ihn auf über die Umstände des Auffindens, über ihre Beziehung zueinander und vergaß auch nicht, ihm die klaffende Kopfwunde zu zeigen. Die aber hatte der Arzt bereits bemerkt.
„Können Sie schon etwas zur ...Todesursache sagen, Doktor?“ fragte Hermann leise. Der Tod des Freundes traf ihn schwer.
„Nein. Genaues werden wir erst nach der Obduktion wissen. Ihr könnt ihn mitnehmen!“
Der letzte Satz galt den beiden Sanitätern, die Alex auf eine Trage legten und hinausbrachten. Der Arzt folgte ihnen. Ohne viel Aufhebens hatte er den Abtransport des Verstorbenen in die Wege geleitet.
Ein wenig verwirrt standen die beiden Männer in dem fremden Schlafzimmer, schauten sich an und verstanden die Welt nicht mehr.

***

In der hellgrün gekachelten, tunnelartigen Unterführung roch es abscheulich. Nach Urin, nach Erbrochenem, nach Fäkalien. Einzig der Umstand, daß es hier unten ein paar Grade wärmer war als draußen im Freien, veranlaßte zahlreiche Obdachlose, sich während der bitterkalten Nachtzeiten hierher zurückzuziehen. Auf dem gnadenlos harten Steinboden lagen mehrere aufgeklappte Pappkartons, darauf einige zerschlissene Schlafsäcke, ausgefranste schmuddelige Decken, ein paar Rucksäcke undefinierbarer Farbe standen unbeachtet herum.

Vierzehn Wohnsitzlose hatten sich in jener Nacht hier versammelt, unter ihnen drei Frauen. Weinflaschen kreisten, man unterhielt sich lautstark; die Thematik ließ keine philosophischen Hintergründe erkennen. Zwei etwa fünfzigjährige Männer mit dichten Bärten gerieten in Streit. Der eine, wesentlich größer und erheblich dicker als sein Kontrahent, stieß den anderen immer wieder grob vor die Brust und wollte ihm eine Flasche Korn wegnehmen.
„Das ist meine!“ brüllte er seinem Gegner mit monotoner Stimme immer wieder mitten ins Gesicht. „Die habe ich gekauft.“
„Geklaut!“ zischte es aus einer Ecke.
„Scheißegal!“
Der Schwergewichtige ließ sich nicht beirren, war aber zu langsam, um die Flasche in seinen Besitz zu bringen, sodaß das Gerangel nicht aufhören wollte.
Es war gegen 1 Uhr, die Stadt langsam zur Ruhe gekommen, als ein weiterer Besucher die Unterführung betrat. Mit schlurfenden Schritten näherte sich der Nachzügler dieser pittoresken Gemeinschaft. Auch er trug ziemlich zerlumpte Klamotten, sein Gesicht jedoch erschien eine Spur zu gepflegt. Seine Ohren zierte ein Kopfhörer, dem harte Heavy Metal Rhythmen entströmten, was den Mann veranlaßte, beim Gehen unablässig den schwarz gelockten Kopf nach vorne zu strecken und wieder zurückzuziehen, einer umherlaufenden Taube nicht unähnlich. Seine Füße steckten in zwei Plastikbeuteln, was den Eindruck erweckte, als hätte sein Schuhwerk lange schon ausgedient.
In beiden Händen trug er je eine Einkaufstüte. Dem hellen Klang nach zu urteilen, der verräterisch aus dem Innern jener Taschen tönte, handelte es sich bei dem Inhalt eindeutig um Trinkbares. Sofort war er umringt von streng riechenden neugierigen Gestalten, die den Versuch unternahmen, in diese beiden Tüten hinein zu schauen. Er ließ sie gewähren. Ließ es sogar zu, daß eine klebrige, schmutzige, in einem fingerlosen Wollhandschuh steckende Hand hineinfaßte und vorsichtig eine der Weinflaschen herauszog. Die Flasche mit dem italienischen Etikett war nicht mit einem Korken, sondern mit einem Schraubverschluß versehen und geöffnet, noch bevor der Fremde protestieren konnte. Das tat er auch nicht. Er sprach wenig, und wenn er redete, ließ er einen südländischen Akzent erkennen. Nico nannte er sich, unter seiner Mütze quoll dichtes dunkles Haar hervor. Das Getränk machte sogleich die Runde, und als die erste Flasche geleert war, gestattete es Nico, daß seine neuen Freunde sich die nächste grabschten und die nächste und so fort. Selbst trank er

nichts von dem Wein. Er stand nur dabei, zuckte wie ekstatisch im Takt, war ganz Rhythmus geworden.

Nachdem etwa eine viertel Stunde verstrichen war, wurden alle Obdachlosen nach und nach so schläfrig, daß sie sich nur noch mit Mühe aufrecht halten konnten. Dies lag nicht ausschließlich am Alkohol. Sondern in erster Linie an dem schnell wirkenden Schlafmittel, mit welchem der Neuankömmling zuvor den Wein gewürzt hatte.
Die durchdringende Musik in den Ohren, wartete Nico weitere 15 Minuten, bis auch der letzte der Obdachlosen zu seinem Lager gekrochen und trotz der empfindlichen Kälte eingeschlummert war.

Diese Unterführung war für Nicos Vorhaben ausgezeichnet gewählt, hier unten ließ sich um diese späte Stunde kein ehrbarer Bürger mehr blicken. Lieber riskierten die Leute, beim Überqueren der darüber hinweg führenden Stadtautobahn überfahren zu werden, als jenen unwirtlichen Tunnel zu benutzen.
Nico war kräftig. Zwei Männer und die drei Frauen erdrosselte er in Windeseile mit bloßen Händen. Im Anschluß nahm er sich die restlichen neun vor. Mit seiner Rechten, die in einem dicken Lederhandschuh steckte, zerschlug er eine der Weinflaschen am Schädel des am nächsten Liegenden und stach schließlich allen der Reihe nach den nadelspitzen Flaschenhals in die Kehle. Er tat dies mit merkwürdig abgehackten Bewegungen, als diktierte ihm die Musik in den Kopfhörern sein fatales Handeln. Hellrotes Blut schoß in pulsierenden Fontänen aus den Arterien der tödlich Verletzten und sammelte sich auf dem trostlosen Pflaster zu beeindruckenden Pfützen. Hier fand ein regelrechtes Gemetzel statt! Diejenigen, die nochmals für einen Moment ihre Augen öffneten, waren bald vom Blutverlust zu sehr geschwächt, um Widerstand zu leisten und ergaben sich hilflos in ihr Schicksal.
Nico tanzte, während er im Blute der Obdachlosen watete. Er machte nicht einmal den Versuch, dieses Massaker wie ein gegenseitiges Abschlachten aussehen zu lassen. Als er sein abscheuliches Werk vollendet hatte, verließ er den Ort schleunigst. Unterwegs riß er sich die Plastikbeutel von den Füßen und warf sie zusammen mit den Handschuhen mehrere hundert Meter entfernt in eine offene Mülltonne, noch immer vorwärts getrieben von den knallharten Klängen, die in seinen Ohren hämmerten.

Dies war nicht sein erster Einsatz gewesen, aber der erste dieser Art. Juri wußte nichts von der außerplanmäßigen Aktion. Denn heute hatte Nico ohne Auftrag gehandelt, aus freien Stücken quasi. Und er konnte nicht behaupten, es hätte ihm keine Freude bereitet. Im Töten hatte er

bereits eine gewisse Routine entwickelt. Das Leben jener Menschen interessierte ihn nicht, wie ihn das Leben anderer ohnehin nicht kümmerte.

Innerlich war Nico gefroren. Der Krieg auf dem Balkan hatte ihn abgestumpft, seit er einst mit ansehen mußte, wie sein jüngerer Bruder Ivor von einer Granate zerrissen wurde und er danach vergeblich versuchte, dessen Kopf wieder auf seinen Hals zu setzen. Geschrien hatte der Bruder nicht, dafür blieb ihm keine Zeit. Nico mußte sich anschließend schnell vor dem gegnerischen Feuer zurückziehen und wußte bis heute nicht, wo sein Bruder begraben war. All das lag viele Jahre zurück. Jetzt war er hier. Nun verdiente er sich sein Geld mit einer Arbeit, die ihm, wie er heute eindrucksvoll demonstriert hatte, zuweilen richtig Spaß machte.

***

Felix' Haus lag in einer ruhigen Wohngegend, die Nachbarn kannten sich, man half sich gegenseitig, man achtete auch mal auf das Grundstück des anderen, wenn der verreist war. Seine Gattin Helga, mit Schürze und Kopftuch, war gerade beim Wohnungsputz und schaffte es einfach nicht, die gläserne Wohnungstür zum Glänzen zu bringen. Die Reste eines widerspenstigen Aufklebers bereiteten ihr große Schwierigkeiten, sie kratzte mit ihren Fingernägeln, wischte mit einem Tuch, drückte es auf das Glas, hatte aber nur bescheidenen Erfolg.

„Felix! Sei so lieb und versuch du es mal", rief sie ihrem Gatten zu, der im Wohnzimmer saß und staunend eine nicht enden wollende Verkehrsmeldung im Radio verfolgte.

Sofort kam er in den Flur gelaufen, besah sich ihr Problem und schüttelte den Kopf.

„So geht das nicht, Schatz", sagte er erheitert, als er den dünnen Lappen erblickte. „Ich hole einen Schaber."

Schon war er unterwegs in den Keller, und eine Minute später versuchte *er* sich an dem klebrigen Rückstand. Felix drückte und schabte. Aber er war kein Handwerker, seine Domäne waren immer schon die Zahlen gewesen. Er preßte den Schaber ein wenig zu fest gegen das Glas, die Scheibe brach und stürzte in den Vorraum. Das laute Klirren der Scherben auf dem steinernen Fußboden war noch nicht verklungen, als Helga schon herbeigeeilt kam.

„Die schöne Tür", sagte Felix betroffen und starrte auf das Malheur vor seinen Füßen.

„Um Gottes Willen“, entfuhr es seiner Gattin, „was ist mir deiner Hand?“ Am Boden unter Felix’ rechter Hand bildete sich eine Blutlache, die beängstigend rasch wuchs. Der Mann schaute auf seinen Unterarm, und erst jetzt entdeckte er die Schnittverletzung. Sie war so fein, so zart, daß er es nicht einmal gespürt hatte, wie er sich beim Brechen der Scheibe verletzt hatte. Im Reflex griff er nach der Wunde, versuchte, die Blutung zu stoppen, aber die Lebensflüssigkeit rann durch seine Finger hindurch. Erst als Helga mit dem Verbandskasten anrückte und eine straffe Kompresse anlegte, ließ der sprudelnde Blutfluß etwas nach.
Augenblicklich stiegen die beiden in ihren dunkelgrauen BMW, und Helga chauffierte ihren Mann eiligst zum Städtischen Krankenhaus. Während der ganzen Fahrt hielt Felix sein Handgelenk mit der Kompresse fest umklammert, penibel darum bemüht, ja kein Blut auf den Sitzbezug tropfen zu lassen.

Helga parkte den Wagen unmittelbar am Eingang auf einem Behindertenparkplatz, und als sie gemeinsam zur Ambulanz eilten, war das Hemd ihres Gatten bereits blutüberströmt. Eine Schwester empfing ihn und setzte ihn sofort auf einen Stuhl vor einem der Behandlungsräume. Sie rief laut nach einem Arzt, es erschien ein junger Mann im blütenweißen Kittel. Er sah sich die Wunde nur kurz an, danach fiel sein Blick auf das bleiche Gesicht des Patienten. Geschäftig nickte er, und Sekunden später war er zusammen mit der Schwester wieder verschwunden, Helga und Felix blieben alleine vor dem leeren Behandlungszimmer auf dem Flur sitzen.
Das Blut lief mit der Zeit um die Wette. Felix’ linke Hand, mit der er seine Wunde verbissen umklammert hielt, war längst eingeschlafen - der Arzt kam nicht zurück.
„Können Sie nichts für meinen Mann tun?“ fragte Helga, die aufgestanden war, eine vorübereilende Schwester. „Er blutet so stark!“
Die Frau sah die blutende Wunde, sah die Pfütze auf dem Boden und ging zum Telefon. Sie wählte eine kurze Nummer und man konnte hören, wie sie mit einem Arzt sprach, ihn aufforderte, sogleich dringend nach dem Patienten zu sehen. Die junge Schwester legte auf und brachte eine nierenförmige Metallschüssel hinüber zu Felix, damit dessen Blut nicht weiter auf den hellen Fußboden tropfte. Anschließend wischte sie die Blutlache auf.
„Der Arzt sagt, er kommt gleich“, beruhigte sie die beiden Wartenden und ging wieder ihrer Tätigkeit nach.
Weitere kostbare Minuten verstrichen, während sich der Boden der Schüssel tiefrot färbte. Nun wurde es Helga zu bunt. Sie blickte um sich,

wie eine Furie rannte sie den Flur entlang, griff sich den erstbesten Arzt und zerrte ihn zu Felix hin.
„Wenn Sie nicht sofort meinen Mann versorgen, passiert hier ein Unglück!“ schrie sie ihn an.
War es die Drohung in ihrer Stimme, die den Arzt zum sofortigen Handeln bewegte, oder waren es die verständnislosen Blicke der herbeieilenden Schwestern, genau konnte man es nicht sagen. Das Blut in der Schüssel jedenfalls war nicht der Anlaß.

Kurz nachdem Felix auf der Liege in der Ambulanz untergebracht war, kollabierte er. Die Schwester bat Helga draußen zu warten, aber das war mit ihr nicht zu machen. Sie bahnte sich ihren Weg, setzte sich neben ihren ohnmächtigen Mann und war nicht mehr von der Stelle zu bewegen. Während der Arzt die noch immer stark blutende Wunde versorgte, kümmerte sich eine Schwester liebevoll um den Bewußtlosen. Sie hielt ihm Riechsalz unter die Nase, der unangenehme beißende Geruch brachte Felix rasch wieder zu sich. Er hatte viel Blut verloren. Der Mediziner gab ihm eine Betäubungsspritze, reinigte die Wunde am Handgelenk und nähte sie mit acht Stichen, bevor er den Patienten der Schwester überließ, die einen blitzsauberen Verband anlegte.
In der Zwischenzeit fragte eine Krankenhausangestellte Helga nach den Personalien. Felix war noch ein wenig benommen, aber nachdem die Formalitäten erledigt waren, ließ er sich von seiner Gattin zum Wagen und sogleich nach Hause bringen. Dort verließen ihn erneut die Kräfte, er schaffte es gerade noch aufs Sofa, wo er mit rasendem Puls und schneller Atmung liegenblieb.
In höchstem Maße beunruhigt griff Helga zum Hörer und rief Rüdiger an. Der war zwar nicht mehr als Unfallchirurg tätig, wohnte aber ganz in der Nähe. Sie schilderte ihm, was geschehen war, er versprach sofort zu kommen. Nur wenige Minuten später war er zur Stelle, besah sich Felix genauestens und gab ihm eine Injektion.

Seit mehr als zwei Jahren war Professor Rüdiger Becker schon in Pension, aber seine Notfalltasche stand immer bereit und war stets auf dem aktuellen Stand. Die stark blutende Wunde hatte bei Felix einen Schock ausgelöst, der sowohl von der Höhe des Blutverlustes her rührte als von der Tatsache überhaupt. Viele Menschen fallen um, wenn sie ihr eigenes Blut sehen, und Felix hatte jede Menge davon sehen müssen. Nach kurzer Zeit erholte sich der Patient soweit, daß er ansprechbar war.
„Und der behandelnde Arzt hat dir nichts gegeben? Außer der örtlichen Betäubung?“ fragte Rüdiger ungläubig.

Felix schüttelte den Kopf, und auch Helga konnte sich an keine weitere Medikation erinnern.
„Es ist eine unglaubliche Fahrlässigkeit von diesem Arzt gewesen, dich einfach so nach Hause fahren zu lassen“, polterte Rüdiger los. „Das ist unverantwortlich! Wie heißt dieser Mensch?“
Weder Felix noch seine Gattin wußten den Namen des Mediziners. Sie hatten nicht auf ein Namensschild geachtet, zu sehr waren sie mit dem blutenden Arm beschäftigt gewesen und mehr noch mit dem bedauerlichen Umstand, daß es heutzutage offenbar nicht mehr so einfach war wie früher, in der Anonymität eines öffentlichen Krankenhauses unverzüglich Erste Hilfe zu bekommen, auch wenn man sie dringend benötige.

***

Vera wartete. Genervt legte Hermann die Zeitung beiseite, der Inhalt war kaum mehr zu ertragen. An allen Enden fehlte dem Staat Geld, der allgegenwärtigen Korruption standen Tür und Tor offen. Die Krankenkassen hatten ihre Beiträge alleine in diesem Jahr zweimal erhöht und prophezeiten für das kommende Frühjahr eine weitere Anhebung. Die Renten waren, nachdem sie mehrere Jahre schon nicht mehr an der progressiven Lohnentwicklung teilgenommen hatten, nun - allen Verträgen zum Trotz - gar deutlich reduziert worden; ähnlich abwärts ging es mit den Pensionen. In mehreren Schritten war die Auszahlung der Ruhegelder vom Anfang des Monats an dessen Ende verlegt worden, dadurch erhielten die Empfänger innerhalb dieses Jahres ihre Bezüge quasi nur elfmal. Und sie zahlten dafür deftige Steuern! Ein Novum in der deutschen Geschichte.
Die Arbeitslosengelder betrugen nur noch einen kümmerlichen Bruchteil des letzten Gehaltes, die Arbeitslosigkeit hatte einen Stand von über 14 % erreicht, gewisse Regierungskreise spielten bereits mit dem Gedanken, die Sozialhilfe einzustellen. Allen Ortes spürte man die Unzufriedenheit.
Im Stadtteil der Odendahls schaltete man die Straßenbeleuchtung erst lange nach Einbruch der Dunkelheit ein, mitunter wurde ganz darauf verzichtet. Auch die Müllabfuhr erschien schon lange nicht mehr regelmäßig.
Ein in seiner Unsinnigkeit nicht zu überbietendes Gesetz, eingebracht von einer konfusen, in Auflösung begriffenen Regierungskoalition, hatte Arbeitslosen- und Sozialhilfe kurzerhand zusammengelegt. Aber die Betroffenen kamen erst in den Genuß derselben, wenn sie alle während

eines langen Arbeitslebens angesparten Mittel restlos aufgebraucht hatten und kurz vor einem Umzug unter die nächste Brücke standen. Wenn Haus und Hof verkauft waren, wenn sie rein gar nichts mehr besaßen. Dann erst bemühte sich der Staat um sie. Zwar widerwillig, aber er tat es; alle zuvor getroffenen Vereinbarungen für nichtig erklärend.

Vereinzelt gingen die Leute auf die Straße. All jene, die keine Lobby besaßen, die sich wie Menschen zweiter Klasse fühlten, Arbeitslose und Ruheständler, protestierten gemeinsam gegen die einschneidenden und ungerechten Sparmaßnahmen. Sie prangerten vor allem die maßlose Selbstbedienung der Politiker an, die schon nach wenigen Dienstjahren lebenslang fette Pensionen bezogen. Allein, ein Erfolg blieb ihnen versagt.

In den Städten nahm die Zahl der gewalttätigen Einbrüche drastisch zu, immer wieder gab es Verletzte zu beklagen, oft schreckten die Täter auch vor der Tötung ihrer Opfer nicht zurück. Die Angst ging um. Eine Angst, bald selbst der nächste zu sein, hilflos miterleben zu müssen, wie das Eigenheim überfallen wurde, die Wohnung geplündert, wie man alles verlieren würde, einschließlich des Lebens. Die Polizei war machtlos bei der Vielzahl der Vergehen und drückte zuweilen, gegen einen entsprechenden Obolus, auch mal beide Augen zu.

Walters einsames Försterhaus war bereits mehrmals Ziel solcher Attacken gewesen, aber stets hatte der Dalmatiner Max mit seiner tiefen Stimme dafür gesorgt, daß die Einbrecher von ihrer Absicht ließen und sich zurückzogen. Eine große Beruhigung war dies dennoch nicht.

Bereits in Schuhen und Mantel stand Vera an der Tür, sprach kein Wort, schaute nur zu Hermann herüber.

„Ich hab es nicht vergessen, Schatz“, kam es glaubhaft über seine Lippen, er erhob sich schließlich und zog sich ebenfalls eine Jacke über. Kurze Zeit später fuhren die Odendahls Richtung Stadtrand.

***

Das vielstimmige Hundegebell schwoll an, geriet zuweilen ins Falsett, überschlug sich mehrfach, verstummte an jener Stelle und erschallte an einer anderen aufs neue. Inmitten dieses Chaos‘ gepeinigter Hundeseelen gingen Vera und Hermann so ruhig und gelassen wie nur möglich durch die Gänge des Tierasyls. Sehr sauber war es hier nicht, der bei derartigen Heimen penetrante Geruch von Urin und Kot deutlich wahrzunehmen. Es sah ungepflegt aus, was darauf schließen ließ, daß man hier jeden

Pfennig dreimal umdrehen mußte. In der heutigen Zeit keineswegs ungewöhnlich.

Der Impuls, in jenes Heim zu fahren, war von Vera ausgegangen. Es war ihr Wunsch, nun doch wieder einen Vierbeiner an ihrer Seite zu haben, wenn sie spazierengingen oder wenn einer von beiden alleine zu Hause blieb. Die alte ausgefranste Schlafdecke ihres Setters, die ihm so viele Jahre als Lager gedient hatte, lag bereits zu Hause im Flur.

Nur die heikle Entscheidung, welche Art Hund sie sich holen wollten, war noch nicht ganz getroffen. Vera plädierte für ein kräftiges, für ein beißstarkes Tier, das jeden Angreifer am besten gleich hinunterschlucken sollte; sie hatte die Attacke auf Hermann im Wald noch immer nicht verarbeitet. Ihr Mann dagegen bevorzugte mehr die klugen Rassen, daher käme ein Kampfhund für ihn nicht in Frage.

Vor einem der Freigehege machten sie Halt, setzten sich trotz der empfindlichen Kühle auf eine danebenstehende Bank und warteten. Das Spektakel in den Zwingern ebbte nur zögerlich ab, aber irgendwann beruhigte sich die buntgemischte Horde doch noch und schien die beiden Besucher draußen wieder zu vergessen. Natürlich war es wichtig, daß sich die Tiere beruhigten, ohne dies war eine sinnvolle Beurteilung nicht möglich.

In dem großen Gehege hielten sich mehr als 10 Hunde jeglicher Größe auf, darunter zwei imposante Bernhardiner. Diese ewig sabbernden Riesen standen jedoch nicht zur Debatte, denn der Hund, den die Odendahls suchten, mußte in der Wohnung leben. Es sollte auch kein Setter sein, dadurch würden nur Erinnerungen geweckt und Verhaltensweisen verglichen; genau das wollten beide vermeiden.

„Wenn wir uns einen jungen Hund nehmen“, begann Hermann vorsichtig, „kann er uns nicht beschützen. Ein ausgewachsener sollte es schon sein. Was meinst du?“

„Ich denke, es genügt manchmal schon, daß überhaupt einer im Hause ist, um ungebetene Besucher abzuschrecken. Ein erwachsener ist eben nicht leicht zu handhaben. Und wenn er dazu noch eine Macke hat ...“

„Vielleicht haben sie einen halberwachsenen“, lenkte Hermann ein, und sein Blick heftete sich immer öfter auf einen grauen struppigen Hund, der nur widerwillig am Spiel der anderen teilnahm, sich ansonsten darauf verlegte, in der Ecke zu sitzen und hellwach zu den beiden Menschen herüber zu schauen. Es war ein Irischer Wolfshund, vielleicht ein halbes Jahr alt, aber bereits größer als ein ausgewachsener Schäferhund. Auch Vera nahm Blickkontakt auf, erhob sich und stellte sich an das Gitter. Erneut brauste das ohrenbetäubende Gebell los, aber als Vera sich nicht

weiter bewegte, verstummte die Meute wieder. Bis auf einen Schäferhund, der sich am Zaun wie wild gebärdete, seine eindrucksvollen Eckzähne zeigte und ab und zu unkontrolliert in die Wiese pinkelte.
„Ein völlig verstörtes Tier“, konstatierte Hermann, der neben Vera getreten war.
Beide hatten weiterhin den Wolfshund im Blick, und der stand plötzlich auf. Als hätte ihn jemand gerufen, so gezielt trabte er an, ignorierte den keifenden Schäferhund und stellte sich erhobenen Hauptes an die Tür. Seine braunen Augen strahlten eine Ruhe aus, eine Gemütlichkeit, die beide sofort gefangennahm.
„Du bist aber ein schöner Kerl.“
Veras Handfläche legte sich an das Gitter, und nachdem er sie ausgiebig beschnuppert hatte, begann der Irische Wolfshund die Hand zu lecken. Auch Hermanns Finger suchten den Kontakt zum Fell des Tieres, und nach wenigen Minuten waren alle drei sehr vertraut miteinander. Da erschien ein Mitarbeiter des Asyls.
„Das ist Brutus, unser Halbstarker.“
Mit diesen Worten öffnete er die Tür des Geheges und holte, trotz des lautstarken Protestes der anderen Bewohner, den halbwüchsigen Rüden heraus. Außerhalb des Zwingers zeigte dieser etwas mehr Zurückhaltung, legte sich hin, wartete, was Vera und Hermann tun würden. Es entstand der Eindruck, als hätte der junge Kerl eben diese Zeremonie schon einige Male über sich ergehen lassen, als kenne er den Ausgang genau. Sobald sich die beiden Besucher jedoch niederknieten und versuchten, ihre Gesichter nahe an seinen Kopf zu bringen, schmolz das anfängliche Eis, und das Tier kroch auf seinem Bauch ganz zu den Knienden hin. Eine Unterwerfungsgeste, die zeigte, daß er beide als ranghöher akzeptierte.
„Na, Brutus, hast du *heute* Glück?“ fragte der Pfleger hoffnungsvoll.
Dieser Satz gab den Ausschlag. Vera sah ihren Mann an, der kniff die Augen zusammen und sie wußten: Der ist es!
„Er wird es gut bei uns haben“, begann Vera bereits die Vorbereitungen für die Übernahme.
„Er wird noch ein gutes Stück wachsen“, warnte der Pfleger mit Nachdruck. „Brutus ist ein Irischer Wolfshund; die werden fast so groß wie Esel.“
„Wieso ist er hier?“ fragte Vera den Pfleger.
„Sein Herrchen ist gestorben, da haben sie ihn hergebracht.“
In der festen Überzeugung, daß der Pfleger mit der zu erwartenden Größe des Tieres schamlos übertrieben hatte, nahmen Hermann und Vera

den Hund mit. Er war kostenlos, aber sie spendeten eine nicht unerhebliche Summe für die bedauernswerten Kreaturen dieses Heimes.
Die Odendahls befanden sich zusammen mit ihrem neuen Familienmitglied bereits auf dem Weg zum Wagen, als Hermann noch einmal kehrtmachte und zurück lief.
„Woran ist sein Vorbesitzer denn gestorben? War er so alt?“ fragte er den jungen Mitarbeiter des Tierheimes interessiert.
„Das weiß ich nicht, ich müßte nachschauen.“
Sofort lief er ins Büro, dicht gefolgt von Hermann, und kramte die Unterlagen hervor.
„Da haben wir es. Die Todesursache steht aber nicht dabei. Sind Sie in Sorge, der Hund könnte etwas damit zu tun gehabt haben?“ fragte er lachend.
Hermann verneinte.
„Sein Besitzer, ein pensionierter Musiklehrer namens Singer, starb vor drei Monaten. Er wurde 62 Jahre alt.“
Der Mann schloß die Akte, nachdenklich machte sich Hermann auf den Weg zum Wagen.
Warum kauft sich jemand einen Welpen, sinnierte er, wenn er so krank ist, daß er bald darauf stirbt?

Während der folgenden Tage verbrachten Vera und Hermann viel Zeit damit, ihr neues Familienmitglied in ihr Heim einzuführen und es teilhaben zu lassen an allen Dingen des täglichen Lebens. Brutus bereitete ihnen viel Freude. Er war lernfreudig, einfühlsam, und im Gegensatz zu seinem berüchtigten antiken Namensvetter sehr behutsam. Niemals biß er beim Spiel fest zu, und binnen kurzem war er unverzichtbarer Bestandteil der Familie Odendahl geworden. Vor allem ihr Enkelkind war verrückt nach ihm. Der Dreijährige tollte auf dem Wolfshund herum, schaute ihm in die Ohren, griff ihm in den Rachen, alles ließ der Hund mit sich geschehen. Groß war jedesmal der Schmerz für den Kleinen, wenn es mit den Eltern wieder nach Hause ging.

Kapitel IV

Der grüne Passat erstrahlte in makellosem Glanz, als käme er eben frisch aus dem Autohaus. Die blitzblank geputzten Fenster spiegelten das kalte Licht der Novembersonne wider, als er auf den Parkplatz vor dem Hallenbad fuhr, kein Fleck war zu erkennen, der Besitzer pflegte sein

Fahrzeug mit Hingabe. Sorgfältig parkte der Fahrer, stieg aus, unter dem Arm die handliche Badetasche.

Eduard Schweitzer kam seit seiner Pensionierung regelmäßig hier her, schwamm zügig seine Bahnen, ließ sich kaum jemals ablenken, um nach einer knappen Stunde das Bad wieder zu verlassen. Mitunter hängte er noch einen kurzen Saunabesuch hinten an, je nach Laune, je nach der Zeit, die ihm zur Verfügung stand.

Soeben hatte er das helle, gläserne Gebäude betreten, als eine junge Frau gleichfalls ihr Fahrzeug verließ. Sie schloß ab und beschritt denselben Weg, eine blaue Sporttasche lässig über der Schulter. Mittelgroß war sie, um die dreißig, schlank, besaß kurze dunkle Haare, ein hübsches Gesicht mit braunen, beinahe tierischen Augen und markanten Wangenknochen. Unmittelbar hinter Eduard Schweitzer stellte sie sich an die Kasse, ganz dicht, und drückte ihn ein wenig nach vorne. Der Mann drehte sich erstaunt um und sah die junge Frau an, die genau in diesem Moment ein Geldstück fallenließ.

Eduard Schweitzer zählte etwa doppelt so viele Jahre wie die hübsche Frau, die ihn strahlend anlächelte, bückte sich aber dennoch mit einer erstaunlichen Geschwindigkeit, hob die Münze auf und drückte sie der Dame in die offene Hand. Dafür schenkte sie ihm ein noch strahlenderes Lächeln. Schweitzer kaufte sich eine Karte, drehte sich noch einmal kurz um, in gewissem Maße geschmeichelt, und ging in Richtung der Umkleidekabinen. Kurze Zeit später folgte die junge Hübsche.

Nadja ließ sich Zeit, zog sich in der mit Feuchtigkeit gesättigten Luft der Kabine gemächlich um, hängte ihre Kleider in den schmalen Spind, schlüpfte in rosa Badeschlappen, griff noch schnell in ihre blaue Tasche und steckte sich einen kleinen flachen Gegenstand in ihre schwarze Bikinihose. Sie verschloß die Tür und band sich den Schlüssel mit dem dafür vorgesehen roten Riemen um den rechten Fußknöchel.

Ein gelbes Badetuch um den Hals, betrat sie die gut besuchte Schwimmhalle, sah sich rasch um und setzte sich auf eine der steinernen Bänke, die von unten auf so angenehme Weise beheizt wurden. Scheinbar gelangweilt schaute sie zur Decke hinauf, ihre Augen jedoch suchten zwischendurch immer wieder inmitten der anderen Badegäste nach Eduard Schweitzer, jenem netten hilfsbereiten Herrn, der mittlerweile begonnen hatte seine Bahnen zu ziehen, eine um die andere.

Mit ruhigen, langen Zügen schwamm er auf der Außenbahn, umkurvte zahlreiche andere Schwimmer, keuchend blies sein Mund das Wasser von sich, sobald es ihm ins Gesicht spritze. Sein Blick war nach vorne gerichtet, im Augenwinkel aber hatte er längst die junge Frau erspäht, die

dort drüben auf der Bank saß. Er erkannte die exotische Schönheit von der Kasse sofort, und unmerklich drehte sich im Vorbeischwimmen sein Kopf, sodaß er nach wenigen Metern beinahe gezwungen wurde, sich auf den Rücken zu legen, um sie nicht aus den Augen zu verlieren. Er tat es nicht. Nadja registrierte alles.
Nachdem Eduard am Kopfende des Bassins gewendet hatte, sah er die junge Frau am Beckenrand sitzen und ausgelassen mit ihren Füßen im Wasser planschen. Während er auf sie zu schwamm, konnten seine Blicke nicht mehr von ihr lassen, er mußte sie immerzu anstarren. Er sah ihren schlanken jugendlichen Körper, ihren straffen Busen, die sportlichen Beine. Nadja bemerkte es wohl, und als Eduard gerade vorüberschwamm, öffnete sie leicht ihre Schenkel und gewährte ihm Einblick in ihren aufregenden Intimbereich.
Der Pensionär war außerordentlich entzückt von dem, was ihm hier so freizügig offenbart wurde. Nicht, daß er unglücklich verheiratet gewesen wäre, im Gegenteil. Er verstand sich ausgezeichnet mit seiner Frau; nur mit ihrer Libido funktionierte es nicht mehr so wie früher, was im Grunde völlig normal zu sein schien. Aber darunter litt Eduard ein wenig.
Wer also wollte es ihm verdenken, daß er in seiner Bahn innehielt, wendete, sich mit der rechten Hand am Rand festklammerte und diese Schönheit betrachtete. Was konnte schon dabei sein, sich einmal eine kleine Abwechslung zu gönnen. Hinschauen dürfte doch wohl erlaubt sein. Zudem hatte er den Eindruck, diese Frau genieße seine Blicke auf ihrem Körper regelrecht. Vorsichtig schob er sich näher heran, bis er fast ihr Bein berührte.
„Sie sind ja noch ganz trocken, mein Fräulein“, sagte er beherzt, und mit der freien Hand schöpfte er etwas Wasser und goß es der Dame über die Oberschenkel.
Nadja zuckte nicht zusammen, als das Wasser sie berührte. Mittlerweile hatten sich ihre Beine an die Temperatur gewöhnt, sie lächelte den Mann nur an. Aber wie beiläufig öffneten sich ihre Schenkel noch etwas weiter, ein Bein zog sie an und stellte ihren Fuß kokett auf den Beckenrand. Dieser Einladung vermochte Eduard nicht zu widerstehen. Wie ein wohltuender Strom floß es hinein in seine Lenden, beinahe schon vergessene Empfindungen bemächtigten sich seiner. Er versuchte sich zu entspannen, vergeblich. Wie magnetisiert zog Nadjas Schoß seine Blicke an. Ihr schien es nichts auszumachen. Und so wanderten seine Augen von ihrem Knie aufwärts, den sanft gebogenen Oberschenkel entlang, bis

hinauf zu ihrem Bikinihöschen, das an beiden Seiten dunkle, zart gekräuselte Härchen erkennen ließ. Eduard war verzaubert.
Bisher hatte Nadja noch kein einziges Wort gesprochen. Stattdessen legte sie ihre Hand auf Eduards Schulter, was ihn augenblicklich elektrisierte, und glitt ins Wasser.
„Ich bin Nadja“, kam es prustend aus ihrem Mund, nachdem ihr Kopf wieder an der Oberfläche auftauchte, und man vernahm deutlich ihren harten slawischen Akzent.
„Eduard! Ich heiße Eduard. Sie dürfen mich Eddy nennen“.
Beinahe euphorisch sprudelte es aus Eduard heraus, der sich beeilen mußte, Nadja hinterherzuschwimmen, denn beinahe unmerklich hatte sie sich in Bewegung gesetzt. Aber der Mann war kein schlechter Schwimmer, und ohne Mühe schaffte er es sie einzuholen. Spielerisch faßte er ihren Fuß, zog leicht daran, ließ ihn aber sofort wieder frei, als Nadja zu zappeln begann.
Unvermittelt tauchte die Frau zum Beckengrund hinab, schwamm kreuz und quer, schien etwas verloren zu haben. Eduard wartete geduldig an der Wasseroberfläche, beinahe schon besorgt, als er plötzlich selbst am Fuß gepackt und ein Stück weit unter Wasser gezogen wurde. Es war Nadja, die einen Moment später neben ihm auftauchte und lächelte.
„Revanche“, hauchte sie. „So sagt man doch, oder? Revanche.“
Der Mann stimmte ihr zu, sie hatte sich revanchiert, aber von einer solchen Schönheit ließ er sich gerne mal unter Wasser ziehen. Die beiden planschten in der Folge wie vergnügte Kinder, immer unterbrochen von Nadjas langen Tauchgängen. Sie war eine vorzügliche Schwimmerin, schaffte es, über eine Minute unten zu bleiben, wie Eduard am Sekundenzeiger der großen Uhr über der Bademeisterkabine ablesen konnte. Und jedesmal beim Auftauchen zog sie ihn spielerisch am Fuß.
Die beiden hielten sich jetzt in der tiefen Zone auf, die zwei Sprungbretter waren wegen des hohen Besucheraufkommens gesperrt, das Becken schien hier zum Tauchen bestens geeignet.
Gerade wieder an der Wasseroberfläche, umfaßte Nadja Eduards Oberarm, und ein anerkennendes Heben der Augenbrauen brachte ihre Bewunderung für den kräftigen Männerarm zum Ausdruck.
„Ich habe früher Leichtathletik gemacht“, erklärte er seine beeindruckenden Muskeln, die so beeindruckend nicht waren.
Im Anschluß beschäftigte sich Nadja mit Eddies Handgelenk und dem farbigen Schlüsselband daran; welches sie selbst lieber am Fußgelenk trug.
„Muß an Fuß, das da!“

Mit diesen schnippischen Worten löste sie das rote Band, tauchte ab und befestigte es an Eduards Fußknöchel. Der ließ es nur zu gern geschehen. Er genoß die sanften Berührungen der jungen Frau, konnte es gar nicht erwarten, bis sie erneut nach ihm griff.
„Wer kann länger?“
Mit diesen Worten ließ Nadja ihren Körper abwärts gleiten, und nach etwa vier Metern berührten ihre Zehen den Grund. Dieser Aufforderung folgeleistend atmete Eddy tief ein und versank im Becken. Unter Wasser konnte er Nadja am Grunde stehen sehen, wie sie zu ihm empor schaute und die Luftblasen an ihrer makellosen Figur entlang perlten. Viel Zeit verblieb ihm nicht, er mußte wieder Luft schöpfen und tauchte auf. Später, viel später erst erschien Nadja an der Oberfläche, wie immer lächelnd. Und erneut gingen die beiden auf Tauchgang, wieder war es Eddy, der zuerst die Waffen strecken mußte, aber das störte ihn in keiner Weise.
Wiederholt schwamm Nadja zu seinem Fuß, streichelte ihn, spielte mit dem Schlüsselband, löste es aber nicht. Schließlich erschien sie kurz an der Oberfläche, holte tief Luft und ab ging es in die Tiefe. Eduard vermochte ihr nicht zu folgen, er beschränkte sich auf kurze Tauchperioden, bei denen er die attraktive Frau beobachtete, und es war unverkennbar Wollust, die sich seiner bemächtigte. Er spähte ihr nach, wie sie am Grund etwas zu suchen, wie sie dort unten zu arbeiten schien. Eduard ließ seiner Phantasie freien Lauf, überlegte, wie er sie erobern könnte, wohin er mit ihr gehen sollte. Vorausgesetzt, sie würde ihm überhaupt ihre Zeit opfern…
Unvermittelt tauchte Nadja am gegenüberliegenden Beckenrand auf und schickte ihm mit ihren stechenden Augen einen herausfordernden Blick herüber, der nur bedeuten konnte: *Los, komm schon! Du willst mich doch! Fang mich*! Und diesen Blick ließ Eduard nicht unbeantwortet; er tauchte hinab auf den Grund und versuchte, unter Wasser schwimmend die andere Seite zu erreichen. Die ganze Strecke konnte er ohnehin nicht bewältigen, aber er wollte wissen, wie weit er wohl kommen würde. Drei, vier, fünf starke Züge hatte er hinter sich gebracht, ein sechster folgte, aber die Mitte des Bassins war noch nicht erreicht, und schon verspürte er Atemnot. Noch eine letzte Anstrengung, nun mußte er aber wirklich nach oben.
Mit kräftigen Armbewegungen löste er sich vom Grund und steuerte die Wasseroberfläche an, als er unverhofft langsamer wurde. Irgendetwas hielt seinen Fuß fest! Eduard Schweitzer erschrak, Luftblasen entwichen seinem Mund, er schaute unter sich, aber da war niemand. Trotzdem zog

es ihn zurück in die Tiefe, hielt ihn fest, ließ ihn nicht mehr los. Panik erfaßte den Mann, er wollte nach oben, ruderte mit den Armen, atmete Wasser ein, krümmte sich, drehte sich noch einige Male, bevor er regungslos unter Wasser trieb.
Auf der anderen Seite, innen am Beckenrand, nur wenige Meter entfernt, stand Nadja und beobachtete interessiert das Geschehen, die Sekundenzeiger der großen Uhr bestimmten den Takt. In ihren Händen hielt sie zwei hauchdünne Nylonschnüre. Die führten nach unten durch den verchromten Griff eines schweren Abflußdeckels am Beckengrund und von dort schräg nach oben durch Eddies Schlüsselband am Knöchel. Wenn sie die Schnüre nur leicht anzog, begann der leblose Körper des unter Wasser treibenden Mannes zu wippen. Nadja wartete zwei volle Zeigerumdrehungen der Uhr, ehe sie eine der Schnüre losließ, was zur Folge hatte, daß Eduards Körper auftauchte und mit dem Gesicht nach unten an der Oberfläche dümpelte. Rasch wickelte Nadja das unsichtbare Seil auf und steckte es zurück in ihr Bikiniunterteil.

Als erster wurde ein weiblicher Badegast auf den Mann aufmerksam. Die Frau schwamm zu ihm hinüber, berührte ihn, im nächsten Moment schrie sie gellend auf. Der Bademeister wurde gewahr, daß dort seine Hilfe gebraucht wurde und stürzte sich sofort ins Wasser. Auch Nadja beteiligte sich an der Rettungsaktion, half sogar mit, den Leib aus dem Becken zu ziehen und an den Rand zu legen. Sogleich begann der Rettungsschwimmer mit der Wiederbelebung des Opfers, mühte sich ab, versuchte alles, was in seiner Macht stand, vergeblich. Eine Kollegin hatte den Notarzt gerufen, aber es dauerte lange Minuten, bis er eintraf, und auch er konnte nur noch den Tod des Mannes feststellen. Auf einer Trage brachten sie Eduard Schweitzer hinaus.

Vor einer beheizten Bank in der Schwimmhalle standen zwei Füße in rosa Badeschlappen. Langsam verließen sie die Halle in Richtung Umkleidekabine.

***

Die Stimmung in dem kleinen Reisebus gestaltete sich nicht so ausgelassen wie sonst üblich. Auf der letzten Reise wurde noch gescherzt und herzhaft gelacht, Alex hatte eine Geige dabei gehabt und alte Weisen gespielt, man sang dazu, sogar einige Dosen Bier wurden herumgereicht. Als die Gesellschaft seinerzeit ihr Ziel, das Gasthaus mit der integrierten Kegelbahn, erreicht hatte, waren die meisten schon etwas angeheitert,

und die anschließende Kegelpartie geriet zu einer einzigen Lachorgie. Nicht so heute.
Der heutige Tag ließ eine in sich gekehrte Gemeinschaft erkennen, in der weder gescherzt noch gesungen wurde, die sich gedämpft unterhielt, in der nicht der kleinste Anflug von Heiterkeit zu spüren war; Gründe hierfür gab es reichlich. In den letzten Wochen war in ihrem Umfeld zu viel Unerfreuliches geschehen: Felix hatte sich schwer an der Hand verletzt, machte die Fahrt aber dennoch mit, weil er erstens Linkshänder war und zweitens die Freunde nicht im Stich lassen wollte, Hermann hatte ein Attentat überlebt, und - sie trauerten um ihren Kameraden Alex.

Überlegungen, die Fahrt abzusagen, hatte es gegeben. Aber weil die Zimmer schon bestellt waren, die Anzahlung geleistet und die überwiegende Mehrheit körperlich gesund war, entschied man sich für die Fahrt. Rüdiger, Bernd, Felix, Walter und Hermann, mit ihren Frauen; zusammen 10 Personen und zwei Hunde. Horst, der sowohl den Bus als auch die ganze Reise organisiert hatte, mußte nebst Gattin Helen leider in letzter Minute absagen, weil seine Schwiegermutter erkrankt war. Die beiden Hunde, Brutus und Max, verstanden sich auf Anhieb, hatten jedoch im Bus nicht den Raum den sie benötigten, und so lagen sie meist zu Füßen ihrer Frauchen.
Die Damen hatten sich unmittelbar hinter dem Fahrer zu einem Plauderstündchen versammelt, im Fond saßen die Männer beisammen und diskutierten konzentriert. Es ging um Alex. Um die Beisetzungsfeierlichkeiten in der letzten Woche, um seine Ex-Ehefrau - die zu spät erschienen war - und immer wieder um die Umstände seines Todes. Bernd war sehr erregt, aus verständlichen Gründen.
„Es hat wirklich nicht viel gefehlt, und ich wäre bei der Beerdigung aus der zugeknöpften Hose gesprungen“, sprach er mit verhaltener Stimme, „als der Pfarrer anfing von einer tragischen Herzattacke zu sprechen. Woher hat dieser Mensch seine Informationen?“
Besänftigend legte ihm Rüdiger seine Hand auf die Schulter, er war in gleichem Maße erschüttert wie alle anderen.
„Der Umstand“, begann er in seinem gewohnt ruhigen Ton, „daß in keinem Bericht diese mysteriöse Kopfwunde, die ihr beiden gesehen habt, auch nur Erwähnung findet, macht mir Kummer. Ich habe mit dem Notarzt gesprochen.“
Die Blicke richteten sich auf Rüdiger, der unter den anwesenden Männern, neben Bernd, wohl noch die meisten Kontakte zur städtischen Administration pflegte. Etwas schien hier nicht zu stimmen.

„Der Arzt“, sprach er vorsichtig weiter, „hat von einer Kopfwunde angeblich nichts gesehen, wie er mir versichert hat.“
Rüdigers Augen suchten die von Bernd und Hermann.
„So ein Unsinn“, brach es aus Hermann heraus, „ich habe doch das Blut an meinen Händen gehabt!“
„Das ganze Kopfkissen war getränkt von seinem Blut“, ergänzte Bernd Hermanns Aussage. „Das konnte er nicht übersehen! Wir haben ihm das Blut sogar gezeigt! Hier ist doch etwas oberfaul! Hat denn die Polizei nicht nachgeforscht?“
„Normalerweise“, erwiderte Rüdiger, „zieht der Arzt die Beamten nur hinzu, wenn klare Verdachtsmomente vorliegen, es könne sich um ein Gewaltverbrechen handeln. Bei Schußverletzungen zum Beispiel. Nach Aussage des Notarztes gab es keinen solchen Verdacht.“
„Ich kann das nicht glauben!“ rief Bernd aufgebracht. „Wir müssen eine Prüfung beantragen. Daß Alex nicht an einem Herzversagen gestorben ist, steht außer Zweifel. Die Haustür steht auf, er liegt blutend im Bett, und die Administration spricht von Herzversagen!“
„Können wir das so ohne weiteres?“ schaltete sich Felix dazwischen. „Eine Prüfung beantragen? Ich denke, das können nur Verwandte.“
„Oder die Kripo. Wenn ein Verdacht besteht“, erläuterte Bernd. „Aber Alex ist offenbar von keinem Gerichtsmediziner untersucht worden.“
„Eine solche Untersuchung leitet wahrscheinlich ein Amtsarzt ein, in diesem Fall der Notarzt“, warf Walter ein. „Wenn der nichts unternimmt, verläuft die Sache im Sande.“
Bernd nickte stumm.
„Was haben eigentlich deine Nachforschungen ergeben, bezüglich der Anhäufung von Herzversagen in den letzten Monaten?“
Hermanns bange Frage war an Rüdiger gerichtet, und der machte kein optimistisches Gesicht.
„Ich habe bisher nur mit zwei jüngeren Kollegen gesprochen, kann mich aber schon jetzt des Eindrucks nicht erwehren, daß die es sich manchmal ein wenig zu leicht machen, wenn es sich um ältere Menschen handelt. Weißt du, ein Herzversagen zu diagnostizieren ist kein großer Aufwand, und wenn der Patient über sechzig ist, gibt es kaum jemanden, der daran zweifeln würde. Ich habe kein gutes Gefühl dabei und kann deine Sorgen durchaus nachvollziehen.“
Brutus hatte sich unbemerkt nach hinten gestohlen und suchte den Kontakt zu Hermanns Bein. Die beiden waren ein Herz und eine Seele, Hermanns Hand griff nach unten und kraulte das anhängliche Tier.

Obwohl sich der junge Busfahrer ein wenig über die seltsame Gesellschaft wunderte, versah er seinen Dienst tadellos. Er verließ die A 48 bei Daun und steuerte den Bus über die Bundesstraße, hierdurch konnte er ein beträchtliches Stück abkürzen. Es war früher Vormittag, der Reisebus, ausgestattet mit mehr als dreißig Plätzen, aber nicht einmal zur Hälfte belegt, fuhr ausgesprochen zügig die abschüssige kerzengerade Landstraße hinab. Trotz reichlichen Verkehrsaufkommens kam er gut voran.

Der Fahrer hielt den Bus äußerst rechts, von Zeit zu Zeit berührten die breiten Reifen den weißen Seitenstreifen, der sich zwischen der Fahrbahn und dem Straßenrand dahinzog. Ein leichtes Schwingen des rechten Vorderrades war zu fühlen, schwach nur, beinahe hätte man es für eine Sinnestäuschung halten können, aber es war real. Als ob der Reifen bei der Montage nicht hundertprozentig zentriert worden wäre. Der Fahrer spürte die unruhige Bewegung des Rades sehr wohl und nahm etwas Gas weg.

Plötzlich begann der Bus zu schlingern, die Fahrgäste blickten nach vorne, aber es war kein Hindernis zu sehen. Verzweifelt drehte der Busfahrer am Steuerrad, es hatte den Anschein, als hätte es sich gelockert. Zuweilen hatte er den Bus unter Kontrolle, wenig später war dies wieder nicht mehr der Fall. Er trat auf die Bremse, weil sie sich einer scharfen Kurve näherten, das Fahrzeug jedoch verlangsamte seine Fahrt nicht. Auch das Herunterschalten der Gänge brachte nicht den gewünschten Erfolg, schließlich sahen die Insassen sich und den Bus unaufhaltsam auf die Kurve zurasen.

Und schon war sie da! Alle Versuche des Fahrers nützten nichts, das schwere Gefährt bahnte sich geradeaus seinen Weg, sprang mit einem Satz über den Straßengraben hinweg, mähte die weißroten Warnschilder um, walzte ein paar Büsche nieder, holperte haarscharf an einem schmutzigen Weiher vorbei eine Steigung hinauf, wo es kurz zum Stehen kam. Danach rollte es langsam wieder zurück und landete beinahe doch noch in dem Tümpel. Es gelang dem Fahrer einfach nicht, den Bus kontrolliert zum Stehen zu bringen.

Der Weiher lag am Grunde einer mehrere Meter tiefen Senke, die Hinterräder des Busses standen gefährlich dicht am Abhang. Im Innern drängten sich alle Gesichter an die Scheiben, sie konnten das braune Wasser gut erkennen. Sehr einladend sah es nicht aus. Selbst die beiden Hunde hatten sich auf ihre Hinterbeine gestellt und starrten hinaus. Die Gruppe war noch einmal davon gekommen.

Ein Aufatmen ging durch die Reihen, als ein winziger Impuls den Bus ins Rutschen brachte. Das rechte hintere Rad sackte weg, das schwere Fahrzeug begann zu kippen. Unendlich zögernd zuerst, mit der Zeit aber zunehmend schneller, legte sich der Bus auf die Seite, fiel einige Meter nach unten und landete mit seiner rechten Seite klatschend auf der glänzenden Wasseroberfläche. Einige der Scheiben brachen, schmutziges Wasser drang ein, und ehe sich die Insassen versahen, drehte sich das Gefährt weiter, bis es schließlich auf dem Dach zu liegen kam. Durch die geborstenen Fenster schoß die braune Brühe ins Innere und verhinderte, daß jemand hinausgelangen konnte.
Langsam aber unaufhaltsam zog es den Bus in die Tiefe. Die elf Personen hatten sich aufgerappelt und halfen sich gegenseitig. Dichtgedrängt stand die Reisegruppe auf der überfluteten Decke des Busses, nun zu ihrem Fußboden umfunktioniert; ein Kampf ums nackte Überleben begann. Trotzdem waren alle um Ruhe bemüht.
Allein die beiden Hunde folgten ihrem gewaltigen Trieb. Kurz bevor die Scheiben ganz untertauchten, zwängten sie sich in Panik durch eines der kaputten Fenster hinaus ins Freie. Erst Max, hinterher Brutus. Sie schwammen ans Ufer und bellten sich dabei die Seele aus dem Leib. Vom Reisebus waren jetzt nur mehr das vordere Fahrgestell und schmale Teile der Seitenverkleidung zu sehen, das Heck lag fast ganz unter Wasser. Bei flüchtigem Hinsehen wurde man die Katastrophe gar nicht gewahr.

Gottlob war der Unfall nicht unbemerkt geblieben, rasch versammelten sich andere Verkehrsteilnehmer, Mobiltelefone wurden aktiviert, man versuchte zu helfen so gut es ging. Hier mußte ein Kran her und zwar schnellstens! Was aber sollten die Leute inzwischen tun? Erstens wußte niemand, wie tief der Weiher war, zweitens war das Wasser bitterkalt. Der Bus sackte nicht mehr weiter ab, offenbar berührte er mit dem Dach den Grund. Eine Stimme brüllte in ein Telefon und versuchte umständlich zu beschreiben, wo genau sich der Unfall ereignet hat, lautstark unterstützt von anderen, die sich bemühten, wenigstens irgendetwas zu tun.

Im Innern des verunglückten Busses herrschte Dunkelheit; es war erstaunlich ruhig. Die feuchtkalte Luft erschwerte das Atmen. Beständig rannen Wassertropfen von oben auf die Untenstehenden, trafen ihre Köpfe, landeten laut klatschend im schmuddeligen Naß. Während die Hinterräder des schräg im Weiher liegenden Fahrzeuges quasi verschwunden waren, ragten die vorderen noch deutlich aus dem Wasser heraus. Die Fahrgäste hatten sich zusammen mit dem Fahrer in der

Dunkelheit nach vorne gedrängt, möglichst weit weg vom kalten Wasser, in die Höhe, in die Luftblase, dort war zudem ein wenig mehr Platz verblieben.
Ganz oben standen, oder besser, hingen die Frauen, bis zu den Bäuchen im Wasser, und klammerten sich an die Lehnen der Sitze, die wie Stalaktiten von der Decke herunter ragten; etwas weiter hinten befanden sich die Männer, denen die schlammige Brühe bis zur Brust reichte. Alle Versuche des Fahrers, die Türen zu öffnen, schlugen fehl, offenbar war die elektrische Anlage durch das Wasser in Mitleidenschaft gezogen worden. Hermetisch eingeschlossen warteten die Insassen mit Bangen auf ihre Rettung. Niemand hatte sich bei dem Überschlag verletzt, alle waren bei guter Gesundheit, nur Hermann spürte einen unangenehmen Druck in seiner Brust. Die entsetzliche Kälte machte ihm am meisten zu schaffen. Die Frage seiner Gattin nach seinem Befinden beantwortete er zwar positiv, um sie nicht unnötig zu beunruhigen, aber lange, das spürte er, würde er diese erdrückende Kälte nicht ertragen. Keiner der Eingeschlossenen konnte das.
Mit klammen Fingern zog Walter ein Feuerzeug aus seiner gefluteten Hosentasche und beleuchtete die gespenstische Szene. Die Freunde standen im Wasser oder hingen an den Sitzen, in ansteigender Formation, es sah aus wie auf einer überschwemmten Rolltreppe bei Stromausfall. Bernds Stimme war zu hören, er versuchte, ein wenig Ordnung in das stumme Chaos zu bringen.
„Achtet auf euren Nebenmann! Wenn er ohnmächtig wird, gebt sofort Bescheid!“
„Paßt gut auf! Das kann…sehr schnell gehen, ohne…Vorwarnung“, ergänzte Rüdiger frierend und zähneklappernd diesen Appell aus seiner medizinischen Sichtweise.
Walter kam seiner Aufgabe, das Feuerzeug hochzuhalten, gewissenhaft nach. Viel wurde nicht gesprochen, sie froren unbeschreiblich, zitterten haltlos, sie sorgten sich. Ab und zu vernahmen die Wartenden weitentfernt klingendes Hundegebell, das durch die metallenen Wände des Busses drang.

Keine viertel Stunde war verstrichen – dennoch eine unvorstellbar lange Zeit - als im Innern aufgeregte Stimmen zu vernehmen waren. Es schien, als riefen draußen Menschen, als rüttelte man am Fahrzeug, der Bus hob und senkte sich, nun breitete sich unter den Passagieren doch Panik aus. Felix begann zu rufen, seine Frau Helga war am Ende ihrer Kraft. Wenn der Bus nur einen halben Meter weiter absackte, würden sie alle jämmerlich ertrinken.

„Hören Sie!“ schrie nun Bernd aus Leibeskräften, „wir sind hier beinahe unter Wasser ...wir frieren ...wir sind nicht verletzt ... aber wir frieren entsetzlich!!!“

Von den Helfern draußen war Bernds Stimme nicht zu hören, aber die aufgeregten Hunde winselten im Chor. Dennoch war Rettung nahe. Der Fahrer eines schweren Kranwagens, der die Strecke zufällig befuhr, erkannte die Situation augenblicklich und bremste das tonnenschwere Gefährt ab. Ohne zu zögern fuhr er von der Straße auf die angrenzende Wiese und positionierte den Kran so dicht neben dem Weiher, wie er dies aus Sicherheitsgründen verantworten konnte. Anschließend ging alles sehr rasch. Der gewaltige Kran wurde in Bewegung gesetzt, der starre Ausleger schwenkte über den Weiher und verharrte über dem Fahrgestell des Busses. Sofort stieg der Fahrer aus, griff sich eine stabile Kette und stürzte sich ins eisige Wasser. Eilig schwamm er zum verunglückten Omnibus hinüber, scheiterte jedoch beim Versuch, auf das Fahrgestell hinaufzuklettern, der Untergrund war zu schlammig und hielt seine Füße umfangen.

„Ich brauche Hilfe, helfen Sie mir! Ich muß da hinauf!“ richtete er sich an die am Rand Stehenden.

Seine Bitte blieb nicht ungehört. Zwei Männer hatten eingesehen, daß es ihm auf diese Weise nicht gelingen würde und kletterten auf den Ausleger des Krans. Auf ihren Knien rutschten sie den stählernen Träger entlang und erreichten so trockenen Fußes den Bus. Dort angekommen, schafften sie es mit vereinten Kräften, den Kranführer hinauf zu ziehen und die Kette an mehreren Punkten des Fahrgestells und am Kran festzumachen. Für den Rückweg wählte der Kranfahrer nun ebenfalls den Ausleger, dieser Weg war der bequemere.

Kaum saß er im Führerhaus, begann der Kran sich zu bewegen. Wie der Arm eines riesigen Insekts hob er sich, zuerst nur Zentimeterweise. Als die Kette sich spannte gab es einen Ruck.

Die Freunde im Bus erschraken, und obwohl die Kälte des Wassers sich anschickte, unbarmherzig ins Innere eines jeden einzelnen vorzudringen, ihnen den Atem abschnürte, war doch eine unglaubliche Disziplin zu spüren. Einzig Hermann machte darauf aufmerksam, daß er glaubte, keine Kraft mehr zu haben. Sofort griffen ihm Walter und Bernd unter die Arme, beide selbst erschöpft, und hielten ihn so gut es ging über Wasser, redeten ihm gut zu; das Feuerzeug erlosch. Die Frauen zeigten sich ungeheuer tapfer. Bis auf Edith, die stumm zu weinen begonnen hatte und gelegentlich nach ihrem Walter rief.

„Ich will hier **raauuus!!!“**

Es war Felix, der mit diesem Schrei signalisierte, daß er jeden Moment einen Nervenzusammenbruch erleiden würde. Der spürte, wie eine Klaustrophobie in übermannte, in umschloß, ihn zu würgen begann. Sofort faßten zwei Freundeshände ihn an der Schulter, tröstende Hände. Aber wie lange würde Felix noch stillhalten?

Als die Polizei am Unfallort eintraf, war es dem Kranführer gerade gelungen, den Bus ans rettende Ufer zu heben. Geräuschvoll lief die trübe Brühe aus den geborstenen Fenstern wieder heraus, und schon erkannten Helfer und Schaulustige die Beine der Insassen, danach deren Körper und Gesichter, als sie sich bückten, um ins Freie zu schauen. Sobald der Bus den Boden berührte und auf der Wiese lag, liefen die Helfer hinzu, die restlichen Scheiben wurden von außen eingeschlagen und die Insassen heraus gezerrt.

Erleichtert und erschöpft, völlig durchnäßt und halberfroren lagen oder saßen sie zitternd auf der feuchten Wiese und spürten ihre Extremitäten nicht mehr; Max und Brutus überschlugen sich fast vor Freude. Jedes Opfer der unglücklichen Gesellschaft wurde überschwenglich begrüßt, alle beleckt, beschnuppert, am intensivsten natürlich Frauchen und Herrchen.

Inzwischen trafen nach und nach mehrere Rettungswagen ein, die Verunglückten wurden untersucht und ins nächstgelegene Krankenhaus gebracht. Zurück blieben eine Menge Zuschauer, Polizisten, ein umgekippter Bus, die Helfer und zwei völlig verstörte Hunde, die verständnislos im Kreise herumliefen; sie hatten in den Krankenwagen keinen Platz gefunden.

Das kleine Krankenhaus in der Eifel war auf eine derart große Zahl von Neuzugängen nicht vorbereitet. Der diensthabende Oberarzt wollte die Gruppe auf die gesamte Klinik verteilen, aber Hermann wußte das zu verhindern. Er hatte bei dem Unfall am meisten gelitten, seine Frau Vera wollte sich unter keinen Umständen von ihm trennen, den anderen Paaren erging es ähnlich. Sie waren nicht wirklich verletzt worden, unterkühlt, aber nicht verletzt. Daher bestanden sie darauf beisammen zu bleiben. Es blieb dem Personal nichts anderes übrig, als die Gesellschaft nach der medizinischen Untersuchung fürs erste im Gymnastikraum der bescheidenen Reha-Abteilung unterzubringen. Eiligst wurden dort Betten hineingefahren, Handtücher bereitgelegt, saubere weiße Nachthemden.

Innerhalb kürzester Zeit lagen alle frisch geduscht, gut verpackt, aber noch immer frierend in ihren Betten, einschließlich des Fahrers. Der

Mann hatte den Zwischenfall aufgrund seiner Jugend noch am besten verkraftet.
Eine geschäftig wirkende Verwaltungsdame platzte herein, um die Personalien aufzunehmen. Sie begab sich zu jedem einzelnen ans Bett, schrieb Namen auf, Adressen, Geburtsdaten usw.
Mit blauen Lippen und noch immer zitternd fragte Walter unvermittelt:
„Wo sind unsere Hunde?“ und Vera erhob dieselbe Frage.
„Hier sind sie nicht. Tiere haben keinen Zutritt!“ gab die Dame sachlich zur Antwort.
„Aber sie waren mit uns im Bus, oder?“ fragte Felix unsicher, sich im Bett aufsetzend. Ihm war unter der Decke schon wieder etwas warm geworden.
„Ja“, meldete sich Walter, „aber *sie* waren so klug rechtzeitig ...auszusteigen.“
Während der nun eintretenden Stille machte sich ein jeder seine Gedanken.
„Können Sie nicht bei jener Polizeiwache anrufen, die einen Wagen zum Unfallort geschickt hat?“ insistierte Vera besorgt.
Die Dame versprach, das anschließend sofort zu erledigen und setzte konzentriert ihre Aufzeichnungen fort.
Eine halbe Stunde nachdem sie den Gymnastikraum wieder verlassen hatte, erschienen zwei junge Krankenschwestern mit den Wertsachen der Patienten. Sie hatten deren total verschlammte Kleidung vor dem Waschen ausgeräumt und Papiere, Schlüssel, Geldbörsen und alle anderen Gegenstände eingesammelt und gereinigt. Die Patienten waren dazu nicht mehr in der Lage gewesen. Anhand der Papiere versuchten sie nun, jedem sein Hab und Gut auszuhändigen. Es fehlte nichts. Die Brieftasche von Rüdiger in der Hand haltend, fragte eine der Schwestern respektvoll:
„Professor Dr. Rüdiger Becker?“
Rüdiger jedoch war, ebenso wie seine Gattin, vor Erschöpfung fest eingeschlafen, sodaß Bernd stellvertretend seine Hand ausstreckte, deren Habseligkeiten an sich nahm und sie auf seine Bettdecke legte. Nach und nach erhielt ein jeder sein Eigentum zurück. Heißer Tee wurde ausgeschenkt, anschließend ließ man die Freunde alleine.

Alle waren sie erschöpft, die meisten froren noch immer etwas. Diejenigen, die schliefen, ließ man in Ruhe, aber einige begannen bereits, sich mit dem Unfall auseinander zu setzen. Felix wollte um keinen Preis die Nacht hier verbringen, auch nicht seine Gattin, aber Bernd überzeugte sie, aus Gründen der Vorsorge und nicht zuletzt der

Gaudi wegen, doch diese eine Nacht gemeinsam hier zu bleiben. Schließlich willigten sie ein.
„Mir schien es“, begann Felix endlich mit dem Versuch, Licht ins Dunkel der Geschehnisse zu bringen und an den Fahrer gewandt, „daß mit dem Lenkrad etwas nicht ganz in Ordnung war.“
„Ja. Das Steuer hat mir nicht richtig gehorcht. Zeitweise funktionierte es und kurz darauf wieder nicht. Und die Bremsen versagten vollkommen“, entgegnete der Fahrer, der Gerhard hieß, aufrecht in seinem Bett saß und sich eine weitere Tasse dampfenden Tees eingoß.
„Wie groß ist wohl die Wahrscheinlichkeit“, fragte Bernd den Mathematiker unter ihnen, „daß bei einem sorgfältig gewarteten Reisebus Steuerung und Bremsen gleichzeitig versagen?“
Stille ringsumher, auch der angesprochene Felix schwieg. Der Fahrer zuckte nur mit den Schultern und erklärte, daß er von einem derartigen Zufall bisher noch nie gehört hatte. Lenkung und Bremsen gehörten zu zwei völlig voneinander unabhängigen Systemen.
„Das gefällt mir nicht, Freunde, hier ist etwas im Busch“, fügte Bernd leise an.
Am heutigen Tag wäre beinahe der komplette Stammtisch in diesem Weiher ums Leben gekommen, dachte er. Durch einen Bus, der mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit manipuliert worden war. Der komplette Stammtisch! Bis auf Horst, der nicht mitgefahren war.
„Und unser Horst, der weiß noch nichts von seinem Glück“, reichte Bernd noch seinen Gedanken nach. „Der sitzt mit Helen bei seiner kranken Schwiegermutter und tätschelt ihre Hand. Der Glückliche.“
„Bei seiner Schwiegermutter?“ fragte Walters Gattin Edith verwundert von der gegenüberliegenden Seite des Raumes. „Die ist doch vor drei Jahren gestorben!“
„Was? Aber mir hat er doch erzählt ...“ weiter sprach Hermann nicht.
Trotz seiner Schwäche hatte er die Gespräche interessiert verfolgt und war auf dem besten Wege sich zu erholen. Seine glänzenden Augen fanden Edith, verwirrt starrten sich die beiden an, und ihre Blicke suchten die der Freunde. Aber keiner sprach ein Wort, niemand wagte diesen Umstand zu deuten.
Bernds Armbanduhr zeigte halb zwei, und plötzlich verspürte er Hunger.
„Will man uns hier verhungern lassen?“ rief er provokativ in Richtung Tür; nichts geschah.
Er erhob sich von seinem Lager, schon wieder die Vitalität in Person, und tappte barfuß zur Tür.

„Wo willst du denn hin in deinem Aufzug?“ fragte seine Frau Sabine amüsiert, als Bernd unter dem hinten nicht ganz geschlossenen weißen Kliniknachthemd seinen Rücken präsentierte - und was sonst noch zu sehen war.
„Ich hole jetzt Verpflegung.“ Damit war er aus dem Zimmer.
Nach weniger als 10 Minuten wurde die Tür geöffnet, Bernd kehrte zurück, ein großer Wagen wurde herein geschoben, und unversehens duftete der ganze Raum nach warmen Speisen.
„Wir hätten Sie beinahe vergessen“, kam es verlegen aus dem Mund einer Schwester, und Felix sah seine Frau Helga an. Beiden fühlten sich auf eine merkwürdige Weise an ihren letzten Krankenhausbesuch erinnert, bei dem er beinahe verblutet wäre. Unter ärztlicher Aufsicht.
„Erst ersaufen … anschließend verhungern.“
Leise aber vernehmbar hatte Edith gesprochen, die Köpfe aller Anwesenden drehten sich langsam in ihre Richtung, und ein sonderbares Einvernehmen zeigte sich in den Gesichtern der Freunde. Davon unbeeindruckt schnupperte Edith mißtrauisch an der Speise vor sich auf dem Teller.
Als die Mahlzeiten an den Betten standen, erwachte auch der letzte Schläfer. Auf jedem Tablett sah man ein kleines Porzellanschälchen mit zwei Tabletten darin. Rüdiger war der erste, der, noch etwas verschlafen, die Schwester nach der Bedeutung der Pillen fragte.
„Das ist ein Sedativ“, erklärte sie ihm fachmännisch.
„Und warum bekommen wir das?“ ließ Rüdiger nicht locker.
Niemals hätte er einem Patienten, der an Unterkühlung litt, ein Sedativum gegeben.
„Das ist ein Beruhigungsmittel.“
„Ich weiß, was das ist“, erwiderte Rüdiger irritiert, sagte aber nichts mehr, bis die Schwester den Raum verlassen hatte.
Danach stand er auf, ging zu jedem einzelnen hin, untersuchte die Tabletten und sammelte sie ein. Alle hatten sie die gleichen erhalten, bis auf Bernd, der leer ausging. Rüdiger legte alle Pillen in sein Schälchen. Die fragenden Blicke, die auf ihn gerichtet waren, konnte er nicht ignorieren.
„Einem Menschen“, begann er, „der an Unterkühlung leidet, und das tun wir alle, mehr oder weniger, gibt man kein Beruhigungsmittel. Im Gegenteil! Kaffee, jede Menge, um den Kreislauf in Gang zu halten! Und diese zweite Pille hier“, damit nahm er eine in die Hand, „ist ein Blutdrucksenker. Die darf man uns schon gar nicht verabreichen. Es sei denn…“ Seine Augen suchten die von Hermann, und ein Gefühl

beschlich ihn, als triebe man einen heißen Draht durch sein Rückenmark.
„Es sei denn - man will uns schaden…“
Was geschieht hier? dachte er alarmiert. Eben diese stumme Frage hatte er sich schon einmal gestellt. Als er von der haarsträubenden Behandlung seines Freundes Felix in jener Klinik erfuhr.

Das Essen war nicht mehr ganz warm, aber genießbar, rief jedoch bei keinem den Wunsch nach einem Nachschlag wach.
„Mich zum Beispiel beschäftigt die seltsame Frage, warum ausgerechnet du keine Tabletten bekommen hast, Bernd“, sinnierte Rüdiger später, nachdem eine Angestellte das Geschirr hinausgebracht hatte.
Darauf wußte der Angesprochene nichts zu erwidern. Plötzlich erhob sich Rüdiger erneut und verließ den Raum. Nach wenigen Augenblicken war er zurück und erklärte den Freunden, daß in einer halben Stunde vier Taxen vor der Klinik warten würden.
„In die steigen wir ein“, sagte er entschlossen, und es klang wie ein Befehl, „und hauen hier ab! Mit oder ohne unsere Klamotten. Wie geht es dir, Hermann?“
Hermann fühlte sich schon wieder recht passabel, er saß im Bett und war mit dem Vorschlag Rüdigers sogleich einverstanden.
„Weshalb plötzlich diese Eile?“ wollte Walters Gattin wissen.
„Weil wir hier nicht sicher sind!“ eröffnete Rüdiger ihr seine Überlegungen. „Ich traue dem Frieden nicht. Wir befinden uns hier in einem völlig abgelegenen Krankenhaus mitten in der Eifel, kein Mensch weiß, wo wir abgeblieben sind. Man gibt uns Sedativa zusammen mit Blutdrucksenkern, ein medizinischer Unsinn ohnegleichen, eine klassische Kontramedikation. *Deswegen* halte ich es für richtig, daß wir hier verschwinden. Und zwar sofort!“
Niemand in der Gruppe stellte Rüdigers Autorität in Frage, alle zeigten sich solidarisch mit seinem Vorschlag. Nur der Fahrer zögerte eingangs, stimmte aber letztlich ebenfalls zu. Alleine wollte er keinesfalls hierbleiben.
„Ja, dann werde ich jetzt mal unsere Sachen holen“, sagte Bernd bestimmt, und Walter schloß sich ihm an.
„Wo wollen Sie denn hin, Herr Professor?“ fragte ganz überrascht die Schwester, die unverhofft ins Zimmer getreten war, und schaute mit großen Augen auf Bernd.
Der wiederum blickte erstaunt auf Rüdiger, erklärte der Schwester aber schließlich, daß er die Kleider holen wolle.
„Die sind im Trockenraum, Zimmer 118“, gab sie zur Antwort. „Am Ende des Flures. Sie können es nicht verfehlen. Hoffentlich sind sie

schon trocken.“ Und nach kurzer Überlegung: „Ach, kommen Sie, ich zeige Ihnen den Weg.“ Damit liefen die drei davon.

Nach wenigen Minuten waren die beiden Männer zurück, bepackt mit in der Tat noch etwas feuchter Kleidung und Schuhen, teilweise verstaut in weißen Leinensäcken. Man kleidete sich an, sie rafften alles zusammen, was ihnen gehörte und machten sich auf den Weg nach draußen. Vorbei am entgeistert dreinblickenden Klinikpersonal erreichte die in ihrer feuchten Garderobe dampfende Gemeinschaft ungehindert die sich automatisch öffnenden Glastüren des Haupteingangs, unmittelbar davor parkte ein weißer Kleinbus.

Rüdiger, der voran lief, zögerte einen Moment, bis er erfuhr, daß im Augenblick zu wenig Taxen vorhanden waren und der Fahrer daher die elf Personen bat, mit diesem Bus vorlieb zu nehmen.

„Wie steht es denn mit Ihren Bremsen?“ wollte Vera beim Einsteigen wissen, und Felix rüttelte beherzt am Lenkrad, denn mit einem ähnlichen Bus, nur etwas größer, hatten sie heute schon einmal schlechte Erfahrung machen müssen.

„Bis eben war noch alles in Ordnung“, sagte der verblüffte Fahrer lachend, der von ihrem Unfall nichts wußte.

Zuerst wurden die beiden Hunde abgeholt. Sie befanden sich tatsächlich in der Obhut jener Polizeiwache, suchten sich nach der Begrüßung einen Platz zwischen den Sitzen, und weiter ging die Fahrt. Die Unterhaltung im Bus drehte sich nur noch um die eine Frage, weshalb Bernd als einziger keine Medikamente erhalten hatte und warum die Schwester ihn mit, Herr Professor’ angeredet hatte.

„Vielleicht liegt es daran“, erinnerte sich Bernd, an Rüdiger gewandt, „daß ich deine Wertsachen entgegen genommen habe, als du geschlafen hast.“

Mit einemmal war es klar. Die Schwestern hatten durch die Papiere in Erfahrung gebracht, daß sich unter den Eingelieferten ein Arzt befand und Bernd für denselben gehalten. Deshalb wurden ihm keine Tabletten gegeben. Warum aber allen anderen? Diese Frage war nicht endgültig zu klären; was blieb, war Rätselraten.

Aber Hermanns Vermutung deckte sich mit jener Rüdigers zu hundert Prozent. Abgrundtief gingen ihre Überlegungen, brachten ihr Blut in Wallung, setzten sich auseinander mit dem Unbegreiflichen, mit dem Unfaßbaren, das über sie hereinzubrechen drohte. Einem unterkühlten Menschen diese Medikamente zu verabreichen, erklärte Rüdiger, sei gleichzusetzen mit der latenten Absicht einer Gesundheitsgefährdung. Wenn nicht mehr …

Kapitel V

„Ich brauche wohl nicht ausdrücklich zu betonen, daß ich offiziell gar nicht hier bin“, sagte der Mann im Nadelstreifenanzug mit verhaltener Stimme und drückte sich den großen, grauen Hut noch ein wenig tiefer ins Gesicht.
Er war als letzter zur Versammlung erschienen, durch einen Hintereingang hereingeführt, vermummt wie jemand, der von einer ansteckenden Krankheit befallen war. Selbst als er bereits in seiner Ecke Platz genommen hatte, zeigte er sein Gesicht nicht.
„Natürlich nicht, Herr ...!“
Gastgeber Rudolf Grabow unterbrach sich, noch bevor er den Namen des Mannes aussprach. „Selbstverständlich. Auch das heutige Treffen hat nie stattgefunden! Darüber brauchen wir nicht zu diskutieren. Das versteht sich von selbst.“
Wenn auch das Gesicht des verspäteten Gastes nicht zu erkennen war, so wußte doch jeder im Raume, wer dort in der Ecke saß. Es war kein Geringerer als Wolfgang A. Heberer, die Rechte Hand des Bundesfinanzministers. Den Aktionen des Herrn Grabow wurde mittlerweile von allerhöchster Stelle die größte Aufmerksamkeit zuteil.

In der 26. Etage des Versicherungsgebäudes hatten sich zu nachtschlafender Zeit mehrere Personen eingefunden. Die Fenster waren verhängt, das Licht auf ein Minimum reduziert. Auf den Tischen lag kein Stückchen Papier, kein Schreibgerät, nichts. Wer wollte auch bei einer Versammlung, die ‚offiziell gar nicht stattfand’, etwas aufschreiben. Es wurde lediglich geredet.
„Daß wir nur sehr zögerlich vorankommen“, begann Grabow mit unüberhörbarem Vorwurf in der Stimme, „liegt an dem relativ kleinen Team, das für uns ...aktiv ist.“
„Dann erweitern Sie es!“ Kalt und gefühllos warf der Vermummte diese Bemerkung dazwischen und man spürte, daß er am liebsten schleunigst wieder verschwunden wäre. „Was hindert Sie daran, Grabow?“
Der Angesprochene zögerte einen Moment, dann schaute er die Teilnehmer der Reihe nach an.
„Je mehr Leute … Bescheid wissen, umso größer ist die Gefahr, daß die Sache auffliegt. Ich denke, das liegt in unser aller Interesse.“
„Darüber sollten Sie nicht allzuviel nachgrübeln, Grabow. Fakt ist, daß wir bereits in erheblich größerem Maßstabe planen. Planen ... müssen!

Die Unfinanzierbarkeit dieser lästigen Angelegenheit ist seit Jahrzehnten bekannt: Der Staat hat das Geld einfach nicht mehr! Wir benötigen es für … für andere Zwecke.“
Der Staatsbeamte bewegte sich unruhig auf seinem Sitz. Diese Treffen waren ihm überaus unangenehm.
„Vergrößern Sie Ihren Stab“, fuhr er fort. „Die Aufwandsentschädigung für Ihre Leute beträgt nur einen verschwindend kleinen Teil dessen, was sich durch deren Arbeit einsparen läßt. Einen winzigen Bruchteil. Mit Ihren Einzelaktionen kommen wir jedenfalls nicht entscheidend weiter. Verkehrsunfälle, ein paar Erschlagene, Ertrunkene, verunglückte manipulierte Busse, vollgestopft mit Rentnern auf Kaffeefahrt, einige Sozialhilfeempfänger weniger, schön und gut. Was wir jedoch vor allem brauchen sind: Effizienz, verdecktes Arbeiten, Spuren, die nicht zurückverfolgt werden können, am besten gar keine Spuren! Wir benötigen Mitarbeiter, die nach Möglichkeit gar nicht wissen, daß sie Mitarbeiter sind. Die brauchen Sie noch nicht einmal zu bezahlen. Denen versprechen Sie nur, daß sie selbst …“, er warf einen Blick in die Versammlung, und ein unterdrücktes hämisches Lachen drang durch die Verkleidung, „daß sie selbst verschont werden. Verstehen Sie mich?“
Grabow verstand ganz gut. Auch er hielt von der Idee, ganze Interessengruppen zu beteiligen, noch am meisten. Gruppen, die man mittels Gesetz dazu bringen konnte, hierbei mitzuwirken.
Mitzuwirken bei der wohl größten Hinterhältigkeit, die je in der Geschichte der Menschheit begangen wurde. Und es war seine, Grabows, Idee gewesen!
Auf seine Anregungen hin wurden schon mehrmals Gesetze abgeändert und würden dies auch in der nahen Zukunft. Allerdings nur, soweit Minderheiten betroffen waren; zugunsten der Allgemeinheit. Aber mittlerweile handelte es sich längst nicht mehr um Minderheiten, ganz im Gegenteil! Allein die Tatsache, daß sich jene Bevölkerungsschicht in aller Regel als verhältnismäßig hilflos erwies, verhinderte bisher einen Eklat. Und dazu sollte es auch nicht kommen.
Darüber hinaus bemerkte man unter der arbeitenden Bevölkerung zunehmend eine gewisse Distanz gegenüber den Ruheständlern. Beginnend bei unverhohlenem Neid - wegen der ihrer Ansicht nach unverdient hohen Renten oder der beträchtlichen Pensionsbezüge - über Diskriminierungen bis hin zu offenen Gewalttätigkeiten.
„Natürlich sind die Bezieher von hohen Pensionen für uns am interessantesten. Aber wir wollen alle haben. Alle, die nicht am produktiven Arbeitsleben teilnehmen! Halten Sie sich an die Kliniken“,

fuhr Heberer ungeduldig fort, „nirgendwo auf der Welt sterben mehr Menschen als in Kliniken! Kontaktieren Sie alle, die auch nur im Entferntesten mit unserer Klientel zu tun haben. Sie gehen selbstredend hinauf bis in die ganz oberen Etagen, nur dort werden sie offene Ohren finden. Und auch nur dort werden Sie die entsprechenden Gegenleistungen anbieten, verstehen Sie mich? Bestechen Sie die Leute! Ich habe in meinem Leben nur sehr wenige Menschen getroffen, die der Moral einen höheren Stellenwert eingeräumt haben als dem Verdienen. Wir müssen das gesamte Gesundheitswesen vom Gesundheitsministerium aus steuern. Und vor allem den gewaltigen Justizapparat dürfen wir nicht außeracht lassen. Wir brauchen diese Menschen vielleicht irgendwann für die nötige … Rückendeckung.“
Der Mann vom Finanzministerium hatte wirklich ausgezeichnete Ideen. Nur wußte er nicht, daß Grabow in dieser Richtung längst schon aktiv geworden war. Aber Grabow hatte noch weitere, sehr effektive Ideen …

Der Staatsbeamte erhob sich abrupt, nickte den Anwesenden kurz zu und verschwand so unauffällig wie er gekommen war. Zurück blieben Männer in höchsten Positionen, verantwortlich dafür, daß enorme Transfers von den Versicherungen hinein in die Staatskassen reibungslos vonstatten gingen.

***

Der Dezember war durchaus als sibirisch zu bezeichnen. Bereits im Vormonat wurden tiefe Nachtfröste gemessen, die Tagestemperaturen stiegen nicht über den Gefrierpunkt. Der letzte Monat des Jahres jedoch zwang die Menschen, sich sehr warm anzuziehen, sich einzumummen. Wem dies nicht möglich war, der hatte kaum eine Chance. Noch niemals zuvor waren derart viele Wohnsitzlose erfroren wie in diesem Jahr. Es gab zu wenig Quartiere.

Auf einem der festlich geschmückten Hamburger Weihnachtsmärkte ging es hoch her. Im verführerischen Duft von Zimtplätzchen, Glühwein, Bratwürsten, Kartoffelpuffer und gebrannten Mandeln erdrückten sich die Massen beinahe an den Verkaufsständen. Überall konnte man das nahende Weihnachtsfest schmecken. Besonders an den Glühweinständen rückten die Menschen zu dichten Trauben zusammen, suchten auf diese Weise zusätzlich, der klirrenden Kälte ein wenig erfolgreicher zu trotzen. In Händen hielt ein jeder die obligatorische Tasse mit dem süßen dampfenden Getränk.

An dem zentral gelegenen Stand wurde hinter der breiten Theke gekocht, Tassen wurden gespült, der Glühwein gewürzt. Zwei Männer teilten sich die Arbeit. Harry Schenker, ein blonder Mann in den Vierzigern und Besitzer des Standes, kochte den Wein auf, schmeckte ihn ab, bis er das gewünschte Aroma besaß, danach stellte er ihn beiseite auf die Wärmeplatte und machte sich daran, den nächsten Punsch vorzubereiten.
Sein Gehilfe, ein gertenschlanker Mann, den er erst seit kurzem kannte und der ihm vor Tagen direkt am Stand seine Dienste angeboten hatte, war tüchtig. Er sprach nur gebrochen deutsch, redete nicht viel.
Harrys Schwager sollte ihm während des Weihnachtsmarktes zur Hand gehen, hatte sich jedoch gleich am zweiten Tag den Unterarm verbrüht und fiel die nächsten zwei Wochen aus. Daher war Harry über die prompte Hilfe seines neuen Mitarbeiters hocherfreut. Dessen Hände waren stets in Bewegung, holten die gespülten Tassen aus der Maschine, stapelten sie in Windeseile an der Seitenwand und schenkten den wohltemperierten Glühwein aus; das Kassieren überließ er Harry. Seit mehreren Stunden hatte Laszlo, wie er sich nannte, die Bude nicht verlassen, kaum eine Pause eingelegt, ab und an putzte er in Augenhöhe die schmale Plexiglasscheibe des Standes, um eine bessere Sicht nach draußen zu bekommen, befreite sie aber nur kurzzeitig vom allgegenwärtigen Dampf.

An jenem Glühweinstand wurde aus hellen Porzellantassen mit zwei verschiedenen Abbildungen getrunken: Das eine Motiv zeigte einen beleibten blauen Weihnachtsmann, das andere ließ in der gleichen Farbe einen lächelnden Engel erkennen. Wenn es darum ging, die Kunden rasch zu bedienen, griff sich Laszlo wahllos eine der Tassen vom großen Stapel, schenkte mit der Schöpfkelle randvoll ein und reichte das heiße Getränk über die Theke.
Zuweilen jedoch nahm er mit Bedacht einen jener Porzellanbehälter, die ausschließlich Engelsmotive zierten und die ein wenig abseits, ganz am äußersten Rande plaziert waren. Von zu Hause hatte Laszlo eine rote Plastikflasche mitgebracht, wie sie von Radrennfahrern verwendet wird, und diese Flasche befand sich immer in seiner Reichweite. Ab und an, wenn er unbeobachtet war, drückte er aus jener Flasche wenige Spritzer einer klaren Flüssigkeit in die abseits stehenden Tassen - nur in jene mit den Engelsmotiven! Dies geschah so unauffällig, daß ein zufälliger Beobachter annehmen mußte, es handele sich um ein Spülmittel. Selber trank Laszlo den Glühwein nicht.

Es war gegen 18 Uhr, die beiden Männer hatten alle Hände voll zu tun, denn soeben war eine Gruppe junger Leute mit Sporttaschen in den Händen eingetroffen, die sich vor dem Nachhauseweg noch einen schnellen Trunk genehmigen wollten. Laszlo schenkte aus, Harry kassierte.
Da näherte sich dem Stand ein älteres Ehepaar, beide hatten aufgrund der Kälte rote Nasen, trugen Wollhandschuhe, und beim Ausatmen verließen dünne Dampfschwaden ihre kalten Münder. Die Frau bestellte zwei Tassen, und während Laszlo die beiden durch die beschlagene Scheibe eingehend musterte, faßte seine Rechte wie selbstverständlich nach zwei der abseitsstehenden Engelsmotiven. Er schenkte voll ein, schob die Tassen behutsam zu dem Paar hinüber. Die Frau bedankte sich, beide nahmen sofort, beinahe gierig, einen Schluck des heißen Weines, schauten strahlend auf Laszlo und nickten anerkennend.
„Hm, das tut gut! Das ist der beste Glühwein, den ich seit langem getrunken habe“, bemerkte die Frau begeistert, und während ihr Gatte bezahlte, fügte er noch an: „Das Aroma ist wirklich besonders fein. Wie haben Sie den gewürzt? Sicher ein Geheimnis. Oder?“
Laszlos Gesicht zeigte nicht die Spur einer Reaktion, er enthielt sich jeglichen Kommentars das ‚feine Aroma’ betreffend. Die beiden älteren Herrschaften stellten sich an einem der runden Tische in eine Lücke zwischen die Menschen, setzten ihre heißen Tassen ab, umklammerten sie dennoch weiterhin mit ihren Wollhandschuhen und unterhielten sich angeregt.
Der Betrieb an der Theke ging weiter. Das Geschäft blühte, die beiden Männer schafften es nur mit Mühe, die immense Nachfrage zu befriedigen, Grund war die extreme Witterung. Der Gehilfe mit dem slawischen Akzent beobachtete alle Ankommenden genauestens, und wenn er die passende Gelegenheit für gekommen hielt, griff er fast automatisch nach den Tassen mit den Engelsmotiven.

Nachdem der Weihnachtsmarkt spät abends seine Pforten geschlossen hatte, der Stand aufgeräumt war und Laszlo sein Honorar erhalten hatte, verabschiedete er sich von Harry. Auf dessen Frage, ob er morgen wieder kommen würde, nickte er beiläufig und verschwand; in seiner Tasche ertasteten seine Finger die rote Plastikflasche.

***

Wie an jedem Tag, so hielt auch heute der weiße Lieferwagen vor dem Nebengebäude des Seniorenheims „Santa Anna“, der Fahrer stieg aus

und wartete, bis man die Karre herausbrachte. Es war ein neuer Mann, der heute die Tour zum zweiten Mal fuhr, weil der etatmäßige Fahrer freihatte. Er besaß dunkles, lockiges Haar, eine kräftige Figur, wirkte südländisch. Schon mit einer gewissen Routine behaftet, öffnete er die Seitentür und zog die großen Aluminiumtöpfe nach vorne. Als der Helfer mit dem vierrädrigen Wagen erschien, drehte Nico ihm den Rücken zu und erwiderte leise dessen Gruß. Sie luden die Töpfe auf, brachten sie hinein und wurden von den hungrigen Heimbewohnern schon erwartet; Nico hatte sich etwas verspätet. Umso eiliger wurden die schweren Töpfe auf die Anrichte geschafft, geöffnet, und die Verteilung konnte beginnen.

Unauffällig verließ der Fahrer das Heim und fuhr mit dem weißen Lieferwagen die Tour zu Ende. Später brachte er ihn ordnungsgemäß zu seinem Ausgangspunkt zurück. Auch sein heutiger Auftrag war ohne Zwischenfälle durchgeführt worden. Diese Zwischenfälle traten erst später zutage.

***

„Wenn ich es nicht besser wüßte, würde ich sagen, du läufst einer fixen Idee hinterher."

Aber sie *wußte* es besser. Mit der linken Hand öffnete Vera Brutus' Halsband, der sich sofort auf Hermann stürzte, hatte er ihn doch unendlich lange - während des ganzen einstündigen Mittagsspaziergangs mit Frauchen - nicht gesehen. Hermann umfaßte den Nacken des anhänglichen Tieres und ließ sich das Gesicht ablecken. Der Hund brachte etwas Kälte von draußen mit ins Zimmer.

Vera hängte ihre warme Winterjacke in die Garderobe. Sie konnte ihren Mann nur zu gut verstehen, wenn er sich tagtäglich in die Zeitungen vertiefte, intensiv nachforschte, ausgrub, wenn er zum Telefonhörer griff, um sich weitere Details zu besorgen, wenn er alles akribisch sammelte, und wenn er, was nicht verwunderte, immer häufiger mit ihr darüber sprach.

Hermann war verzagt. Dazu beigetragen hatte weniger die Nachricht, daß an jenem Reisebus, der so unglücklich in dem Weiher landete, tatsächlich manipuliert worden war, als vielmehr der Umstand, daß es ganz offenbar nicht gelingen wollte, jemanden dafür verantwortlich zu machen. Selbst Bernd, der seine durchaus guten Beziehungen spielen ließ, war es nicht vergönnt ein Ergebnis vorzuweisen, und das nagte an seinem Stolz, wie er freimütig bekannte. Zweimal hatte er das

Unternehmen aufgesucht, bei dem der Bus gemietet worden war, hatte sich in der Werkstatt umgesehen, mit Beschäftigten gesprochen - vergebens.

Nicht alleine dieser merkwürdige Zufall, der ihren Freund Horst und dessen Gattin Helen bei dem Unfall auf so wundersame Weise verschont hatte, legte sich bei Bernd aufs Gemüt, sondern beinahe mehr noch die Tatsache, daß die beiden beim letzten Stammtisch nicht zugegen waren. Der Kriminalist in ihm begann bereits zu arbeiten, Zusammenhänge herzustellen; der Freund in ihm verbot es ihm jedoch sofort. Auch für Hermann war diese Geschichte mit der vermeintlichen Schwiegermutter nicht verständlich. Horsts Telefon wurde nicht abgehoben, es schien tatsächlich niemand zu Hause zu sein.

Der gesamte Tisch in Vera und Hermann Odendahls Wohnstube war mit alten Zeitungs-Ausschnitten übersät, Hermann wieder tief versunken in fesselnder, in unglaublicher Lektüre. Was dort zu lesen stand, war für ihn Anlaß aufzustehen und sich einen Kirschlikör einzuschenken; für Vera stellte er ebenfalls ein Gläschen auf den Tisch. Mit erwartungsvollen Augen trat sie näher, nippte am Likör, Hermann bat sie neben sich auf die Couch, und gemeinsam lasen sie nun das Unbegreifliche.

In mehreren deutschen Großstädten hatte sich eine Reihe von mysteriösen Todesfällen ereignet. Betroffen waren ausschließlich Männer und Frauen jenseits des Pensions- oder Rentenalters. Die meisten starben in Kliniken, einige wenige daheim. Die Arbeit der Mediziner und der Gesundheitsämter kam nur schleppend voran, und heute, Wochen danach, wußte man lediglich, daß für das Dahinscheiden der zahllosen älteren Menschen eine hochkonzentrierte Substanz verantwortlich war, die sich im Knollenblätterpilz findet.

Eine Substanz, die nicht sofort nach der Einnahme wirkte, sondern Stunden später, zuweilen erst nach Tagen. An Heimtücke nicht zu übertreffen, weil geruch– und geschmacklos, zeigte der Wirkstoff jenes Pilzes seine fatalen Folgen erst, wenn es bereits zu spät war, wenn sich die Vergiftung schon im Körper, im Blut ausgebreitet und Nieren und Leber schwer geschädigt hatte. Die Medizin war in diesen Fällen machtlos. Es half kein Magenauspumpen, weil das Gift dieses Organ längst passiert hatte. Auch ein Blutaustausch nützte nichts. Alleine in Hamburg starben 379 Menschen, einige mehr noch in München. Niemand kannte bisher die Quelle der Vergiftungen, da die meisten Opfer dazu keine Angaben mehr machen konnten. Ein Rentner aus Hamburg, der die Attacke überlebt hatte, berichtete von einem Besuch

auf dem dortigen Weihnachtsmarkt, ebenso zwei Frauen aus Düsseldorf. Ob sich daraus eine brauchbare Spur ergab, konnten die ermittelnden Beamten noch nicht mit Bestimmtheit sagen. Ein Pilzgericht hatten die Zeugen nicht zu sich genommen.

In einem anderen Artikel mußten die Odendahls eine weitere Horrormeldung lesen: Im Seniorenheim ‚Santa Anna' starben in den letzten Tagen 16 Personen. An Herzversagen, wie es hieß.

„Aber das ist doch hier bei uns!" rief Vera aus.

Hermann kannte das Heim, und mehr als einmal hatte er darüber nachgedacht, wo er und Vera wohl ihre letzte Bleibe finden würden, sollten eines Tages ihre Kräfte schwinden.

„Herzversagen!" sprach er leise. „Ich kann es nicht mehr hören."

Von dem Seniorenheim einmal abgesehen, hatte es für ihn den Anschein, als konzentrierte sich der Sensenmann in den vergangenen Monaten hauptsachlich auf Personen im frühen Rentenalter, in seinem Alter! Während die Nachrufe in den Gazetten früher 80- oder 85 jährige betrafen, waren die Menschen, deren Namen man neuerdings lesen mußte, viel jünger.

Das Telefon schreckte die beiden auf. Hermann nahm den Ruf entgegen, es war Rüdiger. Und er klang sehr aufgeregt.

„Wenn ich dir jetzt sage", begann er, „was ich über das ‚Herzversagen' herausgefunden habe, Hermann, und über gewisse medizinische Praktiken hier bei uns …", er zögerte kurz, „wirst du mir das nicht glauben!"

„Erzähl schon!" bat ihn Hermann begierig.

„Nicht am Telefon."

Rüdiger machte eine Pause, in der Telefonmuschel vernahm Hermann das Rascheln von Papieren, bevor Rüdiger weiter sprach.

„Ich komme zu euch. Jetzt. Sofort. In zwanzig Minuten bin ich da!"

Damit legte er auf. Es war gegen 14 Uhr.

Rüdiger wohnte etwas außerhalb, zirka fünfzehn Autominuten entfernt. Als jedoch eine halbe Stunde verstrichen war, begannen Vera und Hermann sich zu sorgen. Sie warteten weitere dreißig Minuten, danach griff Hermann zum Telefon. Bei den Beckers meldete sich niemand; offenbar waren sie unterwegs. Und wahrscheinlich brachte Rüdiger seine Frau Ilona mit, wie die Odendahls vermuteten.

Als ihre Türklingel auch nach weiteren langen Minuten beharrlich schwieg, hielten es Vera und Hermann nicht mehr aus und begaben sich auf die Suche nach den Beckers. Eilig setzten sie sich in ihren Volvo und

fuhren los. Vera hatte das Steuer übernommen, Brutus lag auf dem Rücksitz, seinem angestammten Platz.
Sie lenkte den Wagen exakt die Strecke, die Rüdiger zu nehmen pflegte, in entgegengesetzter Richtung. Unterwegs starrten die Odendahls jedes entgegenkommende Auto an, aber Rüdigers grauer Mercedes befand sich nicht darunter.

Bei den Beckers angelangt, entstieg Hermann dem Fahrzeug, lief zum Haus und traf auf einen Nachbarn seines Freundes. Sie wechselten ein paar Worte, Hermann kam zurück zum Volvo.
„Rüdiger ist schon vor weit über einer Stunde weggefahren“, klärte er seine Gattin auf. „Zusammen mit Ilona. Es muß etwas passiert sein, wir müssen sie suchen!“

Langsam fuhr Vera den Weg zurück. Auf diese Weise konnte auch sie Ausschau halten nach Rüdigers Wagen. Daß Rüdiger sich nicht bei ihnen gemeldet hatte, paßte so gar nicht zu ihm. Etwas mußte ihn daran hindern, vielleicht hatte er eine Panne. Mittlerweile begann die Dämmerung sachte ihren Schleier über die Landschaft zu legen, die Autofahrer schalteten ihre Scheinwerfer ein, es war aber noch ausreichend hell.
Die Odendahls passierten ein Wäldchen, dem sich rechts eine abschüssige Wiese anschloß. Vera schaute nach links, die rechte Seite blieb Hermann vorbehalten. Unvermittelt rief er:
„Stop!”
Erschrocken trat Vera auf die Bremse und lenkte das Fahrzeug an den rechten Seitenrand. Die Wiese neigte sich steil abwärts, Vera durfte nicht zu weit nach außen steuern, wollte sie nicht Gefahr laufen abzurutschen und mit dem Fahrzeug einen Überschlag zu riskieren. Als der Volvo stand stiegen sie aus und Hermann starrte nach unten. Vera ebenfalls, aber sie konnte nichts Auffälliges sehen. Erst als ihr Mann den Arm ausstreckte und in eine Richtung deutete, erkannte sie etwas, das aussah wie ein Rad. Brutus war schon unterwegs.
Gemeinsam kletterten sie den unbefestigten Fahrbahnrand hinunter und liefen über mit Rauhreif bedecktes Gras hinüber zu dem Rad. Beim Näherkommen zeigte sich ein zweites Rad, dann ein weiteres, bis sie schließlich vier Räder vor Augen hatten. Vier Räder, die in die Luft ragten. Der graue Mercedes lag auf dem Dach! Hermann begann zu laufen, erreichte den verunglückten Wagen und begab sich sogleich in die Hocke. Beinahe mit Gewalt mußte er den aufgeregten Hund daran hindern, ins Wageninnere einzudringen. Das Fahrerfenster war zerbrochen, Hermann konnte ungehindert hineinsehen. Alles war voller

grober Glassplitter, zwei Personen hingen kopfüber in den Gurten. Die verbliebene Helligkeit reichte aus, um erkennen zu lassen, daß es sich um Rüdiger und dessen Frau Ilona handelte!
Kurz nach Hermann gelangte Vera an die Unfallstelle. Schockiert, unfähig, einen klaren Gedanken zu fassen, blieb sie mit deutlichem Abstand vom demolierten Fahrzeug hinter Hermann stehen. Der griff hinein, faßte Rüdiger an der Schulter, rüttelte ihn vorsichtig.
„Rüdiger!“
Leise aber eindringlich rief er den Namen des Freundes. Und der wendete benommen den Kopf, sah ihn an und versuchte ein Grinsen. Auch Ilona drehte sich ihm zu, so gut es ihre Situation gestattete. Brutus gebärdete sich wild, kopfüber hängende Menschen waren ihm fremd. Hermann konnte ihn nicht beruhigen, und schließlich legte ihm Vera die Leine an.
„Was ist mit euch?“ wollte sie mit tränenerstickter Stimme wissen, und die Freunde gaben zu erkennen, daß sie nicht ernsthaft verletzt seien, nur leider hoffnungslos eingeklemmt.
Hermann bat seine Frau innig, rasch Hilfe zu holen – er selbst wollte die beiden Unglücklichen nicht verlassen – und Vera machte sich sofort auf den Weg.
In der Zwischenzeit erfuhr Hermann, was sich zugetragen hatte. Ein großer schwarzer Geländewagen hatte Rüdiger überholt, von der Straße gedrängt und ihn letztendlich den Abhang hinunter gestoßen. Der tonnenschwere Mercedes hatte sich mehrmals überschlagen und war auf dem Dach liegengeblieben. Im Anschluß waren zwei Männer zu ihnen herunter gestiegen, die eine Flüssigkeit ins Wageninnere spritzten. Was danach folgte, darüber konnten beide keine Auskunft geben; sie hatten das Bewußtsein verloren.
„Wo sind die Papiere?“ fragte Rüdiger plötzlich gequält, seine Augen suchten das Innere ab, wurden aber nicht fündig.
„Welche Papiere?“ wollte Hermann wissen.
„Die Schriftstücke, die ich dir zeigen will.“ Kopfüber im Gurt hängend, schaffte es Rüdiger nicht, seinen Körper soweit zu drehen, um einen Blick hinter sich werfen zu können. „Es sind drei Blätter, auf dem Computer geschrieben. Sie *müssen* hier im Wagen sein. Wahrscheinlich sind sie nach hinten gefallen.“
Aber auch Hermann konnte sie nicht entdecken. Er fror.
Kurz nachdem Vera weggefahren war, um Hilfe zu holen, erschien oben an der Straße ein Notarztwagen. Zwei Männer stiegen aus und näherten

sich dem Unfallauto. Rüdiger griff aus dem Fenster, faßte Hermanns Arm und stieß mit dampfendem Atem hervor:
„Sie dürfen uns nicht in ein Krankenhaus bringen! Verstehst du? Wir wollen auf ***gar keinen Fall*** ins Krankenhaus! Uns fehlt nichts!“
Schon waren die Helfer am Wagen, und ehe Hermann sich versah, hatten seine beiden Freunde eine Injektion erhalten und schliefen fest. Inzwischen war ein Feuerwehrwagen eingetroffen, die Männer suchten zu Fuß ihren Weg nach unten, einer dirigierte den massigen Einsatzwagen den Hang hinab. Es war ein älteres Modell, wie Hermann bemerkte, aber dennoch einsatzfähig. An den Türen jedoch fehlten die städtischen Embleme …
Binnen einer viertel Stunde hatten sie das Wrack gedreht, die beiden Insassen befreit und abtransportiert. Hermann sprach mit dem Notarzt, wollte unbedingt Rüdigers Wunsch erfüllen, der Mann jedoch ging nicht auf sein Bitten ein.
„Sie werden in die Städtische Klinik gebracht, das ist Vorschrift. Halten Sie uns jetzt nicht auf!“
Rat- und hilflos zugleich stand Hermann abseits in der schneidenden Kälte, Brutus an der Leine, und verfolgte das Szenario in der hereinbrechenden Dunkelheit. Der Krankenwagen war mit den Verunglückten gerade weggefahren - auch er schien älteren Datums zu sein und ein Emblem fehlte ebenfalls - das wuchtige Feuerwehrfahrzeug folgte kurz darauf. Hermann blieb allein beim Autowrack zurück.
Einer Eingebung folgend bückte er sich und kroch in den Wagen hinein, die Papiere zu suchen, von denen Rüdiger gesprochen hatte und die ihm so unglaublich wichtig waren. Entdecken konnte er leider nichts. Alles suchte er ab, vergebens. Stattdessen bemerkte er die Wagenschlüssel und nahm sie an sich; es war ein umfangreicher Schlüsselbund, an dem auch Rüdigers Wohnungsschlüssel befestigt waren. Soeben robbte er wieder mühsam aus der verbeulten Karosse heraus, als Vera zurückkehrte.
„Ich konnte kein Telefon finden“, rief sie verzweifelt vom Hang herab, „bis ich in einem Restaurant um Hilfe gebeten habe. Deshalb hat es so lange gedauert. Sie schicken gleich jemanden!“
Hermann ging ihr entgegen, erklärte, daß die Rettung bereits erfolgt war und nahm sie in den Arm. Gemeinsam mit dem aufgeregten Hund an der Leine trafen sie wieder bei ihrem Volvo ein. Vera jedoch wollte nicht einsteigen.
„Was ist, Schatz?“ fragte Hermann, der sich schon hinters Steuer geklemmt hatte.
„Das stimmt nicht.“

Mehr sagte Vera nicht. Vielmehr begann sie zu überlegen, zu rechnen, sah auf ihre Uhr und wiederholte ihren Satz.
„Es stimmt nicht! Es kann nicht stimmen, Hermann. Wie du mir erzählst, sind diese Helfer schon gekommen, lange bevor ich sie gerufen habe. Da stimmt doch etwas nicht!“
„Vielleicht hat ein anderer den Unfall gemeldet“, versuchte er, Ordnung in den chaotischen Verlauf zu bringen.
„Unsinn“, erwiderte Vera trotzig, „in der Städtischen Klinik wußten sie von nichts.“
Jetzt erst wurde es Hermann bewußt, daß sich noch immer kein Polizeiwagen zeigte, daß Krankenwagen und Feuerwehr unangefordert erschienen waren, und die Bitte seines Freundes: ‚Nicht in die Klinik!’ schwebte wie ein brennendes Damoklesschwert über ihm.

Mit dem unerträglichen Gedanken, seine Freunde im Stich gelassen zu haben, machte sich Hermann auf den Heimweg. Trotz der voll aufgedrehten Wagenheizung wollte ihm nicht warm werden. Immer wieder drängten sich jene beiden Hilfsfahrzeuge in seine Erinnerung, beides ältere Modelle, und das irritierte ihn. Seine Frau neben ihm sprach während der Fahrt kein Wort mehr.

Kapitel VI

Im Anschluß an den riesigen bewachten Parkplatz, übersät von den Kraftfahrzeugen der Belegschaft, erstreckte sich das imposante Gelände des weltweit operierenden Chemie- und Pharmaunternehmens. Es war früher Morgen, tief stand die fahle Wintersonne am Horizont, erleuchtete matt die teilweise verspiegelten Fenster der Bürogebäude, unmittelbar rechts hinter der Einfahrt gelegen. Da standen hohe Häuser mit mehr als zehn Stockwerken, ausgestattet mit purem Luxus, der das Arbeiten angenehm gestaltete. Über den Dächern prangte Tag und Nacht in grüner Neonleuchtschrift das bekannte Firmenemblem:

Vita Pharma

Links hinter den Schranken der Ein- und Ausfahrt folgten die Produktionsstätten, niedrigere Bauwerke, eins hinter dem anderen, soweit das Auge reichte. Hier wurden Medikamente produziert, verpackt und in aller Herren Länder verschickt. Ständig passierten beladene LKW die Schranken in beide Richtungen, es herrschte reger Betrieb. In geräumigen Hallen wurde ein- und ausgeladen, Gabelstapler fuhren kreuz und quer, behutsam mannshoch bepackte Paletten transportierend.

Etwas abseits, am äußersten Ende des übersichtlichen Geländes, befand sich ein unscheinbares flaches Gebäude. Im Innern ließen sich Fließbänder erkennen, pausenlos Arzneifläschchen befördernd. Kleine braune Gläschen, gefüllt mit Tabletten, Flüssigkeiten oder Pulver. Die Frauen, die den Transport der Bänder überwachten, trugen saubere Kopftücher, Gummihandschuhe und glänzende Overalls von silbriger Farbe. In jenen Räumen herrschte eine sterile, eine staubfreie Atmosphäre; was bei der Empfindlichkeit der Objekte nicht verwunderte.

Die Arbeit, welche die Angestellten zu verrichten hatten, war leicht. Sie sortierten die gläsernen Behältnisse, stellten die kleinen Fläschchen in flache Kartons, jeweils 200 Stück in einen. Diese Großpackungen wurden nicht an Apotheken geliefert, sie gingen ausschließlich an die Klinken im Lande. Bevor die Kartons geschlossen wurden, legte eine Mitarbeiterin noch mehrere Packungsbeilagen obenauf. Es handelte sich hierbei nicht um die üblichen, gesetzlich vorgeschriebenen Unterlagen, die jeder Lieferung beigefügt werden mußten. Sondern ein deutlicher, nicht zu übersehender Schriftzug, mit roter Farbe quer über das Papier gedruckt, unterschied jene Beilagen von den offiziellen. Sie enthielten den Hinweis, dieses Medikament möglichst nicht an Patienten unter 60

Jahren zu verabreichen. Die Fläschchen selbst trugen auf dem Etikett nur ein winziges Zeichen unten rechts. Mehr eine altgermanische Rune, einem Kreuz nicht unähnlich.

Die Frauen dachten sich nichts dabei, für sie war ein Zettel wie der andere, gleichgültig, ob bunt bedruckt oder schwarz. Zudem konnten sie das Geschriebene nicht lesen, es waren durchweg Gastarbeiterinnen aus dem Osten. Die Kartons wurden schließlich verschlossen, mit numerierten Etiketten versehen und in ein geräumiges Regal gestellt.

Zweimal pro Woche fuhr ein PKW mit Berliner Kennzeichen vor den Eingangsbereich, ein Mann stieg aus, trug einige Stapel dieser Kartons in seinen Kofferraum und fuhr sogleich wieder ab. Sein Ziel war das Regierungsviertel von Berlin, genauer, das Gesundheits- ministerium. Er sprach mit niemandem, unterschrieb keine Empfangsbestätigung, wurde kaum beachtet.

Unterdessen lief bei der ***Vita Pharma AG*** die Produktion ohne Unterlaß weiter.

***

Wieder und wieder gab der Pförtner die Namen in den Computer ein, stets mit dem gleichen Resultat. Hermann trat von einem Bein aufs andere. Er konnte sich nicht erinnern, wann er sich zuletzt derart hilflos gefühlt hatte; beinahe in die Irre geleitet.

„Nicht Bäcker, wie der Beruf! Becker, mit einem E! Rüdiger und Ilona!“ sagte er zum wiederholten Male und mußte sich zurückhalten, um nicht loszuschreien.

Der Mann hinter der Glasscheibe blickte drein, als wollte er nicht verstehen, dennoch schien es, als gäbe er sich alle Mühe. Allein, Patienten namens Becker konnte er im ganzen Klinikum nicht finden. Erneut zuckte er mit den Schultern, und dieses Schulterzucken hatte etwas Definitives. Wortlos verließ Hermann den Empfang, machte sich auf den Weg zur Unfallabteilung, betrat den Fahrstuhl und drückte auf den Knopf für die dritte Etage.

Der endlose Gang war menschenleer, alle Türen geschlossen, bis auf eine. Mattes Licht fiel durch den Türrahmen auf den sauberen Flur. Kurz davor blieb Hermann stehen und spähte hinein. Eine Schwester, gerade dabei, sich eine Zigarette anzustecken, saß an einem Tisch bei einer Tasse Kaffee, als Hermann anklopfte. Sie wendete erschrocken den Kopf, anscheinend hatte sie ihn nicht kommen gehört.

„Ja?“

Mehr sagte sie nicht. Sie nahm einen tiefen Zug aus der Zigarette, anschließend einen Schluck aus der Kaffeetasse und stand auf. Hermann, der Verzweiflung nahe, erklärte ihr sein Anliegen und den bedauerlichen Umstand, daß der Mann am Empfang offenbar nicht in der Lage war, seine Freunde hier in dieser Klinik ausfindig zu machen.
„Gestern, sagen Sie?“ fragte die junge Frau interessiert.
Hermann nickte müde. Sofort nahm sie sich den Stationsplan vor und studierte ihn konzentriert. Nach einer Weile schaute sie auf, sah Hermann an und sagte ruhig:
„Der Mann an der Pforte hat Ihnen die Wahrheit gesagt. Patienten dieses Namens sind hier nicht eingeliefert worden. Gestern nicht und nicht heute.“
Hermann rang nach Fassung.
„Aber wo sonst sollte man sie hingebracht haben, wenn nicht in die Unfallabteilung? Schließlich handelt es sich um einen Autounfall. Allerdings waren sie überhaupt nicht verletzt ...“
Obwohl sie gerade ihre wohlverdiente Pause genießen wollte, war die Schwester sehr hilfsbereit. Sie telefonierte zweimal, mit dem Ergebnis, daß auch ihr niemand Auskunft geben konnte über den Verbleib von zwei Patienten namens Becker! Noch nicht einmal Hinweise über eine etwaige Behandlung oder eine Untersuchung waren zu finden.

Gesenkten Hauptes verließ Hermann die Unfallabteilung, dumpfe Ratlosigkeit breitete sich in seinem Kopf aus. Die Ratlosigkeit jedoch wurde noch bei weitem übertroffen von dieser erdrückenden, von dieser lähmenden Furcht, das Leben seiner Freunde betreffend.

***

Der eindrucksvolle Bungalow am Stadtrand erstrahlte in hellem Glanz, gesiebtes Licht sickerte durch die beigen Gardinen und zeichnete ein zartes Muster in den dunklen Garten. Es war ein kalter Januarabend, verschwenderisch gab das knackende Kaminfeuer seine angenehme Wärme in den Wohnraum ab. Das geschmackvoll, beinahe könnte man sagen, das ein wenig pompös eingerichtete Haus stand etwas abseits, wurde umrahmt von einem großzügigen Anwesen, mit Obstbäumen im Hintergrund und einem Zierfischteich gleich neben der geräumigen Terrasse, wo unter einer hellen Kunststoffabdeckung bestes Kaminholz aus Buchenscheiten aufgeschichtet lag.

Auf einem feinen Ledersessel nahe dem Kamin saß Rudolf Grabow, in der Hand ein wuchtiges, bis zur Hälfte gefülltes Whiskyglas, dessen

Eiswürfel einen trockenen Klang erzeugten, wenn sie gegen die Wände des Glases stießen. Ihm gegenüber am Feuer stand Horst, nippte an einem Weinglas, und sein gehetzter Blick fiel auf Helen, seine bessere Hälfte, die am Wohnzimmerfenster beschäftigt war, wo sie den riesigen, beinahe mannshohen Madagaskarpalmen in der Hydrokultur ein paar Tropfen Flüssigdünger zukommen ließ.
Die beiden Männer unterhielten sich über Geld, über viel Geld! Horst schien ein wenig ungehalten, glaubte, sich vor Grabow rechtfertigen zu müssen, fürchtete gar um die Fortsetzung der bisher so guten ‚Beziehung'.
„Sie haben eben Glück gehabt", unternahm Horst einen neuen Versuch. „Unglaubliches Glück, mehr kann ich dazu nicht sagen. Ich weiß selbst, daß die Prämie nur im Erfüllungsfall gezahlt wird, aber ich habe mein Mögliches getan. In der Nacht vorher war ich noch selbst bei diesem Unternehmen gewesen, habe den Bus inspiziert und – durch den Mann, den Sie mir geschickt hatten, durch diesen … Nico, entsprechend manipulieren lassen. Er ist doch planmäßig verunglückt! Also. Kann man mehr tun?"
Grabow schwieg, nahm einen kräftigen Schluck Scotch und stellte das Glas hörbar auf den niederen Marmortisch vor seine Knie.
„Ich kenne alle ihre Gewohnheiten", ging Horst in die Offensive, „ich bin einer von ihnen." Er zögerte kurz, dann korrigierte er sich. „Ich *war* einer von ihnen. Ich weiß, wann sie verreisen, wo sie spazierengehen, wo sie Sport treiben, einfach alles. Aus diesem Grunde arbeiten wir beide doch zusammen! Oder? Ich kenne ihre gesundheitlichen Probleme. Mann, 60 000.- Euro sind eine Menge Geld!"
„Im Vergleich zu den Beträgen, die wir eingespart hätten, ein Klacks!", erwiderte Grabow nüchtern.
Grabow griff sich das Glas, nahm einen weiteren Schluck der bernsteinfarbenen Flüssigkeit, ließ sie einen Moment im Mund hin und her rollen und danach genießerisch die Kehle hinab rinnen. Sein lauernder Blick wanderte zu Horst hinüber, der ziemlich nervös am Kamin stand und hilfesuchend zur Decke hinauf starrte.
„Für die beiden Beckers kann ich ihnen trotzdem … sagen wir 6 000.- geben", lenkte Grabow ein. „Mehr nicht. Schließlich müssen jetzt andere Ihre Arbeit vollenden. Aber die Einsparungen bei jenem Ehepaar sind enorm."
„6 000? Das ist ein Witz", seufzte Horst resigniert.
„Horst. Sie sind ein zuverlässiger *Vertraulicher Mitarbeiter*. Sie hätten die volle Pauschale von 60 000 von uns erhalten, für *jeden* von denen 6

000, wie vereinbart. Aber so? Sie sind in der Versicherungsbranche tätig gewesen, Sie wissen doch selbst am besten, wie das läuft.“
Längst hatte Horst eingesehen, daß Grabows Argumente die besseren waren, alles Lamentieren half nichts. Er mußte jetzt einfach dranbleiben, mußte weitere Informationen an Grabow liefern, damit der die Liquidierungen in die Wege leiten konnte.
Horst verließ kurz das Zimmer und kehrte mit einem dicken Aktenordner zurück, setzte sich auf einen Sessel unmittelbar neben Grabow und begann, Namen und Adressen herauszusuchen. Über dreißig Jahre hatte er seine Kunden betreut, er wußte wirklich alles über sie. Kannte ihre Familienverhältnisse, ihre Finanzen, ihre Zusatzversicherungen, ihre jetzigen Bezüge, er konnte sich mühelos ausrechnen, wieviel sie ‚wert’ waren. Zusatzversicherungen besaß heute jeder, ohne sie lebte es sich nicht so angenehm. Seit mehreren Jahren schon arbeitete er mit Grabow zusammen und konnte sich nur deshalb diesen außergewöhnlich luxuriösen Lebensstil leisten. Seine eigene Altersversorgung war zwar nicht schlecht, hätte dafür aber niemals ausgereicht.

Mit einemmal schien die Zahl Tausend selbst für einen Versicherungsmakler seines Kalibers sehr hoch gegriffen. Zu hoch vielleicht. Für einen Arzt war es heutzutage gefahrlos, hie und da fatale ‚Kunstfehler’ einfließen zu lassen. Bei Patienten im entsprechenden Alter prüfte das ohnehin niemand nach.
Ihm jedoch wurde es da nicht so leicht gemacht. Jeden einzelnen Infragekommenden mußte er aussuchen, überprüfen und an Grabow weiterleiten. Bisher waren es fast 350 gewesen, und die Zahl Tausend befand sich noch in weiter Entfernung. Aber er brauchte Eintausend, dringend, damit er und seine Gattin am Ende zu jenen gehörten, die verschont blieben, die diesem Schicksal entgingen. Ganz nebenbei brachte ihm die Auswahl der Opfer stattliche Summen ein, ihm und seiner Frau Helen, die über seine Tätigkeit genauestens informiert war. Daß es dabei manchmal auch um Freunde von ihnen ging, berührte sie beide in keiner Weise. Es war ein Geschäft. Ein schmutziges zwar, aber wer konnte sich in der heutigen Zeit schon Skrupel leisten? Horst und Helen gewiß nicht.

Und so würden auch heute zahlreiche Adressen von ‚lukrativen Kandidaten’ in Grabows Hände wandern, und damit war deren Schicksal besiegelt. Pro Adresse erhielt Horst normalerweise zwischen 5000.- und 8 000.- Euro, manchmal etwas mehr, je nach ‚Marktwert’ der Person. Dieser ***Wert*** wiederum richtete sich nach der Höhe des Ruhegeldes. In aller Regel zwei Monatseinkünfte.

Durch Grabows Aktivitäten gelangten diese über ein ganzes Leben angesparten Bezüge nicht zur Auszahlung, verblieben bei den Rentenversicherungen, in den Pensionskassen oder im Staatssäckel, und niemand sonst hatte Anspruch darauf. Ruhegelder waren nicht an die Kinder vererbbar! Es ging um Milliardenbeträge, um Summen, die vom bankrotten Staat längst anderweitig ausgegeben worden waren, die vielfach gar nicht mehr existierten; nur noch auf dem Papier.
Gerade hielt Horst die Unterlagen seines Freundes Walter in Händen. 7 000.- würde er für ihn und seine Frau Edith nach deren Beseitigung bekommen; er zählte zu den Besserversicherten. Das war zwar erheblich weniger als er bei einem ‚erfolgreichen Busunglück' für sie erhalten hätte, aber dafür brauchte er jetzt keinen Finger zu rühren. Horst überflog die Police flüchtig, und mit einem bedauernden Lächeln dachte er: Es hat dir nichts genützt, Walter. Gar nichts.
„Was macht ihr eigentlich mit denen, die nicht in einer Klinik sterben?" richtete Horst unvermittelt die Frage an Grabow.
Der leerte genüßlich sein Glas, atmete hörbar aus und blickte Horst ernst an.
„Wollen Sie es wirklich wissen?"
Ein wenig überrascht nickte Horst, unschlüssig, ob er es tatsächlich in Erfahrung bringen wollte. Grabow dachte kurz nach, ehe er Auskunft gab und erhob sich.
„Die werden auf die eine oder andere Art verschwinden. Entweder werden sie Opfer einer Gewalttat oder eines Verkehrsunfalls. Für besonders hartnäckige Fälle, für diejenigen, die ihre Nase zu weit in unsere Angelegenheiten stecken, haben wir allerdings noch einiges in petto. Die Beschreibung dessen möchte ich Ihnen beiden lieber nicht zumuten."

Daraufhin legte er die versprochenen 6 000.- Euro in bar auf die steinerne Tischplatte und schaute erwartungsvoll auf Horst. Der griff in seine Akten, und mit großem Interesse nahm Grabow letztlich alles in Empfang, was Horst ihm an Papieren reichte und verstaute es in seinem Aktenkoffer.

Männer wie Horst waren es, die einen wesentlichen Beitrag zu Grabows durchschlagenden Erfolgen beisteuerten. Mehrere hundert Versicherungsagenten hielt er in seinen Fängen. Natürlich zahlte er ihnen nicht die vollen Prämien aus, die der Staat, die Versicherungen und die Pensionskassen ihm selbst zukommen ließen. Das war in aller Regel ein ganzes Jahreseinkommen! Schließlich hatte Grabow noch weitere

Zahlungen an seine aktiven Mitarbeiter zu leisten. Den größeren Anteil jedoch behielt er für sich, und sein Vermögen wuchs und wuchs.

Während seines Besuches hatte Helen das Zimmer nicht verlassen, sondern sich eingehend mit ihren Palmen beschäftigt. Erst jetzt, gegen Ende, näherte sie sich den beiden Männern, und ein beinahe glückliches Lächeln umspielte ihre rotgeschminkten Lippen. Sie zeigte sich zufrieden. Denn sie profitierte in hohem Maße von diesen eher ungewöhnlichen Einkünften ihres Gatten.

***

Glitzernder Schneeregen peitschte die Windschutzscheibe des schweren Lastwagens, der unbeirrt die breite Straße entlang ratterte, voll beladen mit Schrott. Die Außentemperatur betrug fünf Grad minus, für den Fahrer war allerhöchste Vorsicht geboten, denn der Regen gefror sofort auf dem Asphalt und bildete jenes berüchtigte Blitzeis, der Alptraum eines jeden Autofahrers. Hell flackerten die breiten Tropfen vor den Scheinwerfern auf, bevor sie am Boden zerplatzten, um sich sogleich in einen dünnen Eisfilm zu verwandeln.

Konzentriert steuerte der Fahrer den Laster in Richtung Ruhrgebiet. Es war späte Samstagnacht, das Führerhaus gut beheizt, das Radio meldete unentwegt Staus und Unfälle. Wie blanker Hohn ertönte jedesmal der abschließende Satz des Moderators: „Wir wünschen Ihnen eine gute Fahrt.“

Der Mann am Steuer zündete sich die nächste Zigarette an und versuchte, so gut es ging, die Staus zu umfahren. Durch seine dicke Brille studierte er bei eingeschalteter Innenraumbeleuchtung mögliche Umgehungsstraßen, Abkürzungen oder gar Umwege. Noch heute nacht mußte er sein Ziel erreichen.

Das unregelmäßige Klirren der metallenen Fracht im Rücken, fuhr Juri unaufhaltsam nach Norden. Der offene Kipper war beinahe bis zum oberen Rand gefüllt mit Autoteilen, Industrieabfall und sonstigem Altmetall, bereit zur Entsorgung, was in diesem Falle bedeutete, daß die Teile eingeschmolzen wurden. Es handelte sich ausschließlich um Stahl, und Juris Bestimmungsort war der Hochofen eines der letzten verbliebenen Stahlwerke des *Reviers*. Die Strecke kannte Juri bestens, schon viele Male war er sie gefahren, allerdings noch nie bei derartigen Witterungsverhältnissen.

Seine Augen schmerzten vom Rauch und vom angestrengten Starren auf die vereiste Fahrbahn, wiederholt mußte er aus Sicherheitsgründen die

Geschwindigkeit drosseln, momentan schlich er nur noch mit zirka 30 Stundenkilometern dahin; und bis zum Zielort war es noch weit.

Einmal wäre Juri beinahe eingenickt, noch lange bevor der Regen einsetzte. Die einschläfernde Schwärze der Landstraße hatte ihn gezwungen, sich auf den weißen Mittelstreifen zu konzentrieren, und nur auf ihn. Dies ging eine Zeitlang gut, bis der Mittelstreifen mit einemmal breiter wurde und heller und schließlich auf ihn zuraste, ihm quasi mitten ins Gesicht sprang. Das laute Rumpeln, entstanden, als die Reifen des LKWs bereits auf dem Seitenstreifen fuhren, hatte Juri wieder wachgerüttelt; gerade noch rechtzeitig, bevor er endgültig in den Straßengraben gefahren wäre. Einen Unfall konnte er sich nicht erlauben, das wäre nicht gut. Für ihn nicht und nicht für seinen Auftraggeber. Denn außer einigen Tonnen Metall befand sich noch weitere Fracht an Bord.

Die beißende Kälte auf dem Laderaum des Lasters war nicht zu ertragen. Der Fahrtwind multiplizierte die Minusgrade, und jene Eiseskälte sickerte durch das metallene Dickicht aus Rohren, Blechen und anderen massiven Teilen bis hinunter auf die eiserne Ladefläche, wo an der äußersten Kante, unter dem Schrott versteckt, zwei Säcke lagen. Bedeckt von verbeulten Kotflügeln eines PKWs, waren sie kaum auszumachen. Sie bewegten sich nicht. Nur wenn der Wagen in eine Kurve fuhr, wälzten sie sich von der einen auf die andere Seite, wenige Zentimeter nur, soweit es der begrenzte Raum gestattete.

Als Rüdiger die Besinnung wiedererlangte, fühlte er zunächst nur das monotone Brummen, verursacht durch das Getriebe und die Kardanwelle des Gefährts; das Klappern und Klirren der Metalle rings um ihn her nahm er nicht wahr. Er spürte seine Gliedmaßen kaum, hatte kein Gefühl in Armen und Beinen. Sein ganzer Körper schien auf eine merkwürdige Art tiefgefroren. Nur an seiner Wange rieb sich deutlich spürbar grober Stoff, weitmaschig wie ein Kartoffelsack. Und wenn der Untergrund, auf dem er lag, seine Richtung wechselte, rutschte Rüdiger ein paar Zentimeter zur Seite, was zur Folge hatte, daß seine Hüfte jedesmal einen harten Stoß erhielt.

Prof. Rüdiger Becker versuchte seine Sinne zu ordnen. Er steckte in einem Sack, seine Hände waren umwickelt mit einem Klebeband, das die Blutzirkulation behinderte. Dies war mit ein Grund, warum er sie kaum fühlte. Das gleiche war mit seinen Füßen passiert. Die Knie konnte er trotz des Sackes durchdrücken, stieß jedoch mit den Schuhen sofort an Hindernisse. Wo war er? Und wo war Ilona?

„Ilona!“

Schwach, kaum hörbar rief er den Namen seiner Frau, aber nur ein tierisches Krächzen verließ seine Kehle. Er erhielt keine Antwort. Wie kam er hierher? Was war nur mit ihm geschehen? Lag er noch immer im verunglückten Bus? Nein, der Unfall mit dem Bus lag längere Zeit zurück. Das letzte, woran er sich erinnerte, war ein Überschlag mit seinem Wagen, und er sah sich kopfüber im Gurt hängen. Allmählich tauchten neue Bilder auf, ein Hund bellte. Ein großer grauer Hund. Hermanns Hund! Und nun sah er in seiner Erinnerung Hermann, wie er neben ihm kniete, und Vera, mit den Tränen kämpfend.
Langsam begannen sich Rüdigers Gedanken zu sortieren, aber wie sehr er sich auch mühte, weiter als bis zu den Gurten, in welchen er verkehrt herum gehangen hatte, vermochte er nicht vorzudringen. Wieder rief er den Name seiner Gattin, wieder lauschte er vergeblich.

Nur wenige Zentimeter neben ihm ergab sich ein ganz ähnliches Bild. Im zweiten Sack befand sich Ilona, gleichermaßen gefesselt, betäubt, unfähig sich zu erheben. Wie von ferne drangen die Rufe ihres Mannes an ihre Ohren; diesen aber gebrach es an der Fähigkeit, die Schallwellen bis zum Gehirn weiterzuleiten, um dort analysiert und begriffen zu werden. Von Zeit zu Zeit verspürte Ilona ein unangenehmes Stoßen gegen ihren Rücken, als kullerte ein schwerer Medizinball gegen ihren Körper und rollte nach einiger Zeit wieder weg. Irgendwann versuchte sie, diesen Ball mit ihrer Hüfte sofort wieder zurückzuschieben, aber er war schwerer als erwartet.

Rüdiger fühlte den Druck an seinem Becken und wußte sogleich: Er wurde ausgelöst von etwas Lebendigem außerhalb des Sackes! Er zog seine Knie an, erwiderte den Druck energisch und verspürte sogleich einen leichten Widerstand.
„Ilona! Ilona, bis du das?“
Nun erkannte die Frau die Stimme ihres Gatten, ganz nah war sie, aber sie klang dumpf, als hätte er die Hände vor dem Gesicht.
„Wo bist du, Rüdiger?“
Ängstlich flüsterte sie die Worte in den Stoff des Sackes hinein, zu leise, als daß sie bis zu Rüdiger gelangen konnten, der nur einen halben Meter entfernt neben ihr lag. Zudem wurden sie übertönt vom permanenten Gerumpel der metallenen Ladung, das den Transport von Beginn an begleitete, eine quietschende, rasselnde Kakophonie.
„Rüdiger! Wo bist du?“
Diesmal rief Ilona etwas kräftiger, und ihr Mann vernahm ihre Stimme.
„Ich bin hier! Neben dir. Ich kann …nicht aufstehen, meine Hände sind …gefesselt, ich stecke in einem Sack.“

Die beiden schwiegen, Ilona befand sich in der gleichen mißlichen Lage. Außerdem hatte sich ihr linker Ohrring im groben Stoff des Sackes verfangen, mit jeder Bewegung ihres Kopfes riß sie auch am Ohrläppchen und es blutete.
„Was ist mit uns geschehen?“ wollte sie wissen. „ Es ist so entsetzlich kalt.“
„Ich weiß es nicht. Mach dir keine Sorgen. Es wird alles gut werden.“
Mehr konnte Rüdiger im Moment nicht sagen, und er bezweifelte sehr, daß seine Worte der Gattin in dieser Situation tatsächlich Trost sein würden. An der Kälte litten sie beide am meisten. Durch den Regen war der Stoff der Säcke feucht geworden, anschließend steif gefroren, und nun rieb er bei jeder Bewegung wie Schmirgelpapier auf der Haut der Gefangenen, die zur Untätigkeit verdammt waren.

Von Ferne konnte Juri bereits das Fabrikgelände erkennen, den rötlichen Schein, den der weit über tausendfünfhundert Grad heiße Hochofen in den trüben Nachthimmel schickte. Wie ein virtueller Sonnenaufgang mutete er an, künstlich erzeugt in einem Filmstudio. Juri hielt genau auf die Lichtquelle zu. Der Eisregen hatte aufgehört und war einem leichten Schneefall gewichen, der in kurzer Zeit die Landschaft mit einer dünnen weißen Schicht bedeckte. Dadurch wurde die Straße noch gefährlicher.

Juri fuhr auf das mittels einer Schranke gesicherte Tor zu, bremste, und der schwere LKW begann zu rutschen. Mit beiden Händen drehte Juri am Steuer, hatte aber keine Gewalt mehr über das tonnenschwere Gefährt. Der träge Kipper stellte sich quer und landete unsanft am heruntergelassenen Schlagbaum, den er gehörig verbog und aus der Verankerung riß. Eilig rannte der Torsteher herbei, schlitterte ebenfalls, stürzte, erhob sich, besah sich den Schaden und öffnete den Balken mühsam von Hand. Vorsichtig war Juri ausgestiegen, kümmerte sich kaum um den geknickten Schlagbaum, reichte dem Mann seine Ladungspapiere, der überflog sie kurz und gab sie ihm zurück.
„Mensch, fahr bloß weiter!“ kam es ungeduldig über die Lippen des Torwächters, Juri stieg wieder ein.
„Ilona!“ drang es schwach von der Ladefläche.
„Rüdiger! Hilfe ...!“
Noch bevor der Wachmann aufmerksam werden konnte, hatte Juri den Gang eingelegt und Gas gegeben, das leise Rufen ging unter im Dröhnen des Dieselmotors. Beim Weiterfahren konnte Juri im Rückspiegel erkennen, wie sich der Pförtner vergeblich bemühte, die malträtierte Schranke wieder ordnungsgemäß zu schließen. Daß Juris ‚Passagiere’

aufgewacht waren, störte den nicht, gnadenlos lenkte er sein Fahrzeug in Richtung der haushohen Berge aus Altmetall.

Vor dem gewaltigen Backsteingebäude lagen verschiedenartige Schrotthaufen, unsortiert, mehr oder weniger wahllos hingekippt, Juri fuhr weiter. Immer neue Schrottberge türmten sich auf, schienen etwas besser geordnet, dazwischen Schrottpressen, bis der Laster sich schließlich einem langen Förderband näherte. Jenes Band transportierte für gewöhnlich Metalle, die für den Hochofen bestimmt waren, sorgfältig ausgewählt, von derselben Qualität. Im Moment war es nicht beladen, dennoch es lief.

In diesem Betrieb wurde Tag und Nacht gearbeitet, jetzt am Wochenende allerdings mit reduzierter Belegschaft. Unendlich langsam bewegte sich das schwarze Förderband schräg nach oben, in Richtung dieses hellen Scheins, der den dunklen Himmel erstrahlen ließ. Kein Arbeiter war in der Nähe zu sehen.

So dicht er konnte lenkte der Fahrer den Lastwagen neben das Transportband und stieg aus. Mit geübten Händen ließ der bärenstarke Juri die Heckklappe herunter, griff sich den ersten Sack und zerrte ihn von der Ladefläche direkt aufs Förderband, so leicht, als trüge er einen Sack Kartoffeln. Ohne Verzögerung folgte der zweite. Die bangen Hilferufe aus dem Innern der Säcke ignorierte er. Nach ein paar Sekunden lag die lebende Fracht auf der schmalen Gummidecke, wurde nach wenigen Metern von der Dunkelheit verschluckt und unaufhaltsam nach oben befördert.

Juri stieg wieder ein, setzte den Kipper mehrere Meter zurück, genau vor eine Schrotthalde, und stelle die Kippeinrichtung an. Ächzend setzte sich die Mechanik in Bewegung, langsam und mit einem bis ins Rückenmark dringenden Quietschen begann das Metall auf der eisernen Ladefläche nach unten zu rutschen.

Die beiden Menschen in den Säcken spürten, daß sie sich auf einem Transportband befanden, erneut erhoben sie ihre Stimmen um zu rufen. Abwechselnd manchmal, zuweilen gemeinsam, aber es gab niemanden, der ihre Schreie dort oben hätte hören können. Die Kälte war längst vergessen, beide zerrten an ihren Fesseln, traten um sich, wanden sich verzweifelt. Vergeblich. Die Klebebänder hielten, ebenso die stabilen Säcke. Immer höher hinauf gerieten die gepeinigten Körper auf dem holprigen Transportsystem, und irgendwann erreichten sie das Ende der Bahn.

Rüdiger, im vorderen Sack, fiel zuerst. Hart landete er auf einer glatten Rutsche, begann sofort kopfüber abwärts zu gleiten und spürte

schlagartig, wie ihm eine infernalische Hitze den Atem raubte. Gleißende Helligkeit erfüllte den Sack. Wie ein offener Kamin, mehr noch wie ein überdimensioniertes Lagerfeuer, wie eine gewaltige Feuersbrunst schlug ihm diese Glut entgegen. Seine Kehle öffnete sich zu einem erstickten Schrei - schon fiel er ins Bodenlose. Aus dem grellen Schein wurde in Sekundenbruchteilen abgrundtiefe Dunkelheit. Stille.
Ilona, dicht hinter ihm auf der Rutsche, hatte hemmungslos zu weinen begonnen. Sie vernahm den verhaltenen Schrei ihres Gatten - und war schon auf demselben Weg. Ein letzter vergeblicher Versuch, ihrem Gefängnis zu entkommen, scheiterte, schon spürte auch sie diese Höllenglut, die sofort den Sack entzündete. Zu schreien war ihr nicht mehr vergönnt.

Aus einer Entfernung von etwa 50 Metern, begleitet vom schleifenden Kreischen des rutschenden Metalls auf dem Kipper, verfolgte Juri vom Führerhaus aus die Aktion. Die beiden Säcke konnte er nicht erkennen; nachdem sie den unteren Abschnitt des Förderbandes verlassen hatten, waren sie unsichtbar geworden. Und dort oben, am Ende des Bandes, war es viel zu dunkel. Juri starrte hinauf, und eine knappe Minute später kündigte ein kleines Feuerwerk aus winzigen Sternschnuppen an, daß der erste Sack sein Ziel gefunden hatte. Sekunden später stieb ein zweiter Funkenregen in die Nacht. Juri nickte zufrieden. Nicht eine Schraube ihrer Armbanduhren würde übrigbleiben, nichts, gar nichts! Beide hatte soeben die Ewigkeit in Empfang genommen. Sie waren im wahrsten Sinne des Wortes spurlos verschwunden, hatten sich in Luft aufgelöst.
Der Kipper hatte seine Ladung gelöscht, wurde wieder heruntergefahren, die Ladeklappe geschlossen. Der Fahrer machte sich auf den Heimweg.

Kapitel VII

Der alte Ford Escort mit den beschlagenen Scheiben parkte am Straßenrand in der Kastanienallee, ein wenig abseits des alleinstehenden Hauses, der laufende Motor heizte den Innenraum. Seit Stunden schon hatte der Mann hinter dem Lenkrad das idyllische Försterhaus am Waldrand fest im Blick. Es war ein besonders hübsches Domizil; ganz aus Holz gefertigt, ließ es in einer reichhaltigen Palette die Individualität seiner Bewohner erkennen.

Als Gerüst dienten massive Eichenbalken. Deren hellbraune Farbe durchzog das gesamte Gebäude. Sie bildeten sowohl die Eckpfosten als auch den Deckenrahmen, reichten hinauf bis zum Dachfirst, trugen sogar die Last des feuerroten Ziegeldaches, des einzigen Gebäudeteils, abgesehen vom Kamin, der nicht aus Holz hergestellt war. Neben den Fenstern hingen die hölzernen Läden, im selben Rot gestrichen wie die Dachziegel. Als hätte ein Künstler all seine Inspirationen einfließen lassen, so malerisch stand das Häuschen dort drüben, ein Blickfang für jeden der vorüber ging.

Der dunkelhaarige Mann im Auto trug einen Kopfhörer, und sein markantes Kinn schob sich unter dem Einfluß harter Rockrhythmen vor und zurück. Seine Augen schienen ins Leere zu stieren, so stark hatte ihn die Musik im Griff. Nico war auf eine lange Wartezeit eingestellt, sein Vorrat an CDs ausreichend. Im Vergleich zu der strengen Kälte draußen war es im Innern des Wagens beinahe gemütlich. Sogar an Verpflegung hatte er gedacht, zwei Styroporbehälter von McDonalds standen auf dem Beifahrersitz, auf der rechten Fußmatte lag zusammengedrückt ein leerer Colabecher.

Einen der Hamburger hatte Nico bereits gegessen, den zweiten zur Hälfte, als er innehielt und den verbliebenen Rest des Hamburgers aufklappte. Mit Daumen und Zeigefinger riß er ein Stück des Hackfleisches ab und legte es in den Kunststoffbehälter zurück; daraufhin klappte er das Brötchen zusammen und stopfte sich den Happen in den Mund.

In aller Ruhe holte er aus dem Handschuhfach ein kleines, weißes Plastikfläschchen und stellte es ebenfalls in den Styroporbehälter. Daraufhin zog er sich Wollhandschuhe an. Behutsam schraubte er das weiße Fläschchen auf, spritzte ein paar Tropfen davon auf den Minifleischklops und verschloß es augenblicklich wieder, bevor es ins Handschuhfach zurückwanderte.

Von ferne näherte sich ein Fahrzeug. Der Mann im Escort war sofort hellwach, und mit der Rückseite seiner linken Hand befreite er den unteren Teil der Windschutzscheibe von dem Wasserdampf, der sich dort niedergeschlagen hatte. Als der Wagen von Walter und Edith vors Haus fuhr, schaltete Nico den Motor ab, stieg aus, öffnete die Kühlerhaube und beugte sich tief über den Motorraum. Mit der flachen Hand schlug er mehrere Male kräftig auf den Luftfilter, das dumpfe Klatschen drang über 50 Meter weit, bis hinüber zum Försterhaus.

Walter und Edith waren ihrem Auto entstiegen, standen unter der Laterne vor ihrem Grundstück, sahen zum Escort herüber und bemerkten die

Verzweiflung des fremden Mannes. Einen Moment zögerte Walter, machte sich dann aber doch auf den Weg hinüber zu Nico, ihm seine Hilfe anzubieten. Max war von der Rückbank gesprungen, überholte sein Herrchen, jagte dem Fremden schwanzwedelnd entgegen und hechelte seinen feuchten Atem in die Winterluft.
Nur für Sekunden hatte Nico seinen Platz verlassen, das Fleisch vom Sitz genommen, war zum Motorraum zurückgekehrt und hielt es nun in seiner linken Hand, den Blick wieder starr auf den Motor gerichtet. Er fürchtete sich nicht vor Hunden. Schon spürte er den Dalmatiner neben sich, drehte leicht den Kopf und sah Max aufgeregt an seiner Seite stehen; dessen Herrchen war noch weit. Wie von einem Magneten angezogen hatte Max das Fleisch in der Hand des Unbekannten aufgestöbert, schnupperte interessiert, und Nico ließ es geschehen, daß Max es erwischte und augenblicklich hinunterschluckte. Der dünne Schweif des gefleckten Hundes drückte für diesen freundlichen Fremden unverhohlene Sympathie aus.
Walter traf nun ebenfalls ein, sah seinen Hund freudig neben dem unbekannten Manne stehen und fragte, ob er helfen könne. Aus Nicos Kopfhörern dröhnte Heavy Metal ohne Ende, kaum, daß er Walters Frage richtig begriff. Er deutete mit der Hand auf den Luftfilter und sagte in gebrochenem Deutsch:
„Muß abschleppen. Mistkarre!“
Walters Verständnis für Technik beschränkte sich auf das Instandhalten des Rasenmähers und seiner Flinten, daher machte er gar nicht erst den Versuch, die Ursache dieser Panne zu ergründen.
„Soll ich eine Werkstatt anrufen?“ fragte er hilfsbereit.
Der Fremde nickte.
„Werkstatt gutt.“
Damit schloß er geräuschvoll die Motorhaube, setzte sich auf den Kotflügel und schlug die Arme übereinander. Walter begab sich auf den Weg zum Haus, wartete jedoch vergeblich auf Max. Er blickte zurück und sah, wie der sich erhobenen Hauptes vor den Fremden gesetzt hatte, in Erwartung eines erneuten Leckerbissens; der Schweif verriet seine Anspannung.
Es war kurz vor fünf, Ende Januar, fast dunkel, bitter kalt. Walter wollte den hilflosen Fremden, den Max so schnell, so innig in sein Herz geschlossen hatte, nicht in dieser klirrenden Kälte stehen lassen. Er lief zurück und bat ihn ins Haus, Nico folgte nur zu bereitwillig. Max lief nebenher, seine Nase wie festgeleimt dicht an Nicos Hand, denn dessen Wollhandschuh duftete noch immer so verführerisch.

Edith, die bereits im Flur stand, wollte ihr Mißtrauen nicht verhehlen, schaute stumm von Nico zu Walter, der sie aber sogleich beruhigen konnte.
„Der junge Mann braucht Hilfe, sein Wagen ist nicht in Ordnung“, sagte er in beschwichtigendem Ton, wobei er auf einen Stuhl in der Wohnstube deutete, um Nico Platz anzubieten.
Der setzte sich brav, betrachtete interessiert die Einrichtung und versuchte ein Lächeln, begleitet vom unverzichtbaren rhythmischen Kopfnicken, welches von der hämmernden Musik in seinem Schädel gesteuert wurde. Da zog der Kamin Nicos Aufmerksamkeit auf sich.

Walter hielt das geöffnete Telefonbuch in Händen, als Max im Flur zu taumeln begann. Er versuchte, in einer verdrehten Körperhaltung auf drei Beinen balancierend stehen zu bleiben, mühte sich vergeblich und fiel schließlich um. Seine Beine begannen zu zucken, zu laufen. Sofort waren Edith und Walter an seiner Seite und sorgten sich um das am Boden liegende Tier.
Nico war ebenfalls aufgestanden. Unbemerkt hatte er sich den schweren Schürhaken aus dem Ständer neben dem Kamin gegriffen, und wie ein ausgeflippter Diskotänzer näherte er sich nun den beiden Knienden.
„Was ist mit ihm?“ fragte Edith besorgt und kraulte den sterbenden Max hinterm Ohr.
„Ich weiß es nicht, Schatz“, entgegnete Walter. „Vielleicht hat er etwas … gefressen.“
Hilflos schaute Walter seine Gattin an. Da bemerkte er ihre weit aufgerissenen Augen, mit denen sie über seinen Kopf hinweg starrte, sah ihren zum Schrei geöffneten Mund.
Aber noch bevor er den Kopf wenden konnte traf ihn der Schlag. Er stürzte zu Boden, verlor sofort die Besinnung, fiel in ein bodenloses schwarzes Loch. Ebenso erging es Sekunden später seiner Frau. Edith hatte noch den Versuch unternommen, auf den Knien zu fliehen, aber sie erreichte die rettende Haustür nicht. Mit einem gezielten Hieb quer über ihren Schädel streckte Nico auch sie nieder und schleppte sie zurück. Alsdann schlug er wie in Ekstase auf die beiden Opfer ein, angetrieben von den aggressiven Klängen in seinen Ohren. Ein Schritt vorwärts - ein Schlag, eine Drehung - ein Schlag. Als tanzte eine spastische Marionette ein hysterisches Holzhackerballett.
Von dem Hund war nichts mehr zu befürchten, Max war sanft entschlafen. Das Gift hatte ausgezeichnet gewirkt. Neben allen wichtigen Informationen versorgte Juri seine Leute stets mit den besten verfügbaren Mitteln.

Als sich sein Rausch etwas gelegt hatte, ließ Nico den ziemlich verbogenen Schürhaken achtlos fallen, verließ das Haus, um aus dem Wagen zwei Kunststoffflaschen zu holen.
Mittlerweile war die Dunkelheit vollständig über die Kastanienallee hereingebrochen, draußen niemand zu sehen, und kurz darauf stand Nico wieder im Försterhaus. Mit den Flaschen in Händen tanzte er nun durch die Räume und versprühte den Brandbeschleuniger bis in die hintersten Ecken.
Bald lagen beide Behälter leer am Boden, Nico stand vor seinen drei Opfern, fühlte nichts. Er begab sich zur Tür, zog eine Schachtel Streichhölzer aus seiner Tasche und zündete sie an. Als die Zündhölzer in einer Stichflamme aufloderten, warf er sie mitten hinein in das von ihm angerichtete Chaos. Kaum war die Schachtel gelandet, als sich der Dunst der Chemikalie auch schon entzündete. Es folgte eine Reihe von dumpfen Verpuffungen im ganzen Haus.
Nico hatte die Tür geschlossen und war bereits auf dem Weg zu seinem Wagen. Er stieg ein, startete problemlos, wendete und fuhr davon. Hinter sich im Rückspiegel erkannte er das Feuer im Innern des Försterhauses, wie es sich unaufhaltsam ausbreitete. Binnen kurzem stand das Gebäude in hellen Flammen. Die Rücklichter seines Wagens verschwanden und ließen ein Inferno zurück. Noch immer dröhnte in Nicos Ohren gnadenloser Hard-Rock.

***

Widerstandslos hatte sich Brutus in sein Schicksal ergeben. Zu Beginn reagierte er auf das Läuten der Haustürklingel noch mit hektischen Sprüngen, stand augenblicklich neben Herrchen oder Frauchen, sobald die Anstalten machten zur Tür zu gehen, und begrüßte jeden Besucher einzeln solange, bis sein Kopf gestreichelt wurde; erst danach war der neue Gast willkommen. Nun lag er vor dem Wohnzimmertisch, hatte seinen Kopf auf die Pfoten gelegt und schaute auf die Beine der Anwesenden, die überall im Raum verteilt standen.

Die Dezimierung des Stammtisches war mittlerweile soweit fortgeschritten, daß man sich einigte, auf den gewohnten Besuch im Stammlokal zu verzichten und die Treffen einmal bei diesem, ein anderes Mal bei jenem abzuhalten. Heute abend waren Vera und Hermann an der Reihe.
Nur noch zu sechst waren die Freunde jetzt. Es schien, als wütete eine Epidemie im Freundeskreis, ein unbarmherziges Virus, ein biblischer

Racheengel gar, der jeden zweiten gewaltsam zuerst aus der Gemeinschaft und anschließend aus dem blühenden Leben herausriß.

Horst und Helen waren nicht mehr zu den Treffs erschienen, und nur ein einziges Mal hatte es Bernd geschafft, mit den beiden telefonisch in Kontakt zu treten, wurde aber äußerst distanziert abgewiesen; ansonsten blieben die beiden verschollen. Ebenso wie Rüdiger und dessen Frau; niemand wußte etwas über ihren Verbleib. Anders als beim tragischen Tod von Walter und Edith, deren verkohlte Leichen man im niedergebrannten Försterhaus gefunden hatte und die vor drei Tagen beigesetzt worden waren, fehlte von Rüdiger und Ilona noch immer jede Spur. Der letzte, der sie lebend gesehen hatte, war Hermann, und die bitteren Vorwürfe, die er sich wegen seiner Unentschlossenheit machte, wurden täglich größer.

„Hör endlich auf, dir ständig die Schuld zu geben!“

Ungewöhnlich scharf richtete Bernd diese Worte an den Freund, aber im nächsten Moment schon entschuldigte er sich dafür. Alle litten sie in letzter Zeit unter einer Gereiztheit, die nur allzu gut zu verstehen war.

„Wir hätten genauso gehandelt“, sagte Bernd bestimmt. „Keiner von uns würde sich einer ärztlichen Autorität widersetzen, vor allem dann nicht, wenn an einem Unfallort Erste Hilfe geleistet wird.“

Sein versöhnlicher Ton war es, der die Stimmung ein wenig aufzulockern versuchte, dabei faßte er Hermann, der neben ihm stand, um die Schulter und preßte ihn freundschaftlich an sich. Er sah die Tränen wohl, die Hermanns Augen füllten, umso entschlossener drückte er ihn.

Vera bat zu Tisch ins Eßzimmer, servierte die beiden Fasanen, die Walter in der letzten Woche vorbeigebracht hatte; ein letztes Geschenk an die Freunde. Knusprig gebraten lagen die beiden Hühnervögel auf der Servierplatte, eine Augenweide. Zudem hatte Vera sie mit einer südländischen Füllung versehen, die nach Muskat duftete, nach Rosmarin und Oregano, und die Bäuche der Vögel gehörig hatte anschwellen lassen. Die Gedecke für Edith und Walter lagen vor den freien Stühlen. Ein stummes Gedenken.

Gesprochen wurde nicht viel, Felix und Bernd saßen neben ihren Gattinnen, Vera zerteilte die Fasanen, Hermann öffnete eine Flasche französischen Rotweins aus der Gegend von Bordeaux und schenkte ein; die Freunde aßen schweigend. Felix war der erste, der versuchte, diese Trauergemeinde ein wenig aufzurütteln.

„Vera, darf ich dir ein Geheimnis anvertrauen?“ fragte er leise.

Erwartungsvoll hob die Gastgeberin den Kopf, hielt mit dem Essen inne und schaute ihn an. Felix kaute genüßlich weiter, sagte aber noch nichts.

Seine Stirn legte sich jedoch in Falten, als setzte er in seinem Schädel gerade eine mathematische Formel zusammen.
„Ich wußte bis heute nicht“, begann er gemächlich, „wie gut ein Fasan schmeckt. Das Fleisch könnte man aufs Brot streichen, so zart ist es. Es bedarf eines Poeten, diese Steinpilzsoße zu beschreiben, die Kartoffelklöße und das Rotkraut zergehen auf der Zunge.“
Die so Gelobte bedankte sich für das Kompliment, genoß es geradezu. Die anderen nickten nur anerkennend, außerstande, auch nur annähernd vergleichbare Worte zu finden.
„Und wie ist der Wein?“ kam es beinahe kleinlaut über Hermanns Lippen.
„Der Wein hat … Rasse!“ entschied Bernd und hob sein Glas gegen das Licht, um den Rebensaft funkeln zu sehen. Dabei verstand er von Wein absolut nichts.
„Den haben wir uns aus Frankreich schicken lassen, vor zwei Jahren. Der war gar nicht mal billig. Horst hat sich auch einige Kisten ...“ Hermann brach ab, als er Bernds Blick spürte.
Die sechs Freunde hatten sich schon des öfteren über dieses merkwürdige Gebaren ihrer alten Stammtischkollegen unterhalten, bisher aber keine Erklärung dafür gefunden.
„Tja, an Barem hat es Horst und Helen nie gemangelt“, bemerkte Bernd nicht ohne Skepsis. „Sein Versicherungsbüro lief anscheinend ausgezeichnet.“
„Trotzdem kann ich mir nicht recht vorstellen“, warf Felix dazwischen, der als Mathematiker an der Universität einen Lehrstuhl inne und kein schlechtes Gehalt bezogen hatte, und dessen Frau im Lehramt tätig gewesen war, „wie aus einem Versicherungsbüro solch ein Wohlstand erwachsen kann. Helen hat nie gearbeitet, im Gegensatz zu meiner Helga. Während wir beide von unseren Pensionen ein sorgenfreies Leben führen können, hat sich Horst selbst frühzeitig etwas auf die Kante legen müssen. Er war immer selbständig. Hat zwar gut verdient, wie er mir einmal versichert hat, aber um seine Rente mußte er sich schon damals kümmern.“
„Das tut er offensichtlich mit großem Erfolg“, fügte Bernd ergänzend hinzu, „denn von ihrem Haus einmal abgesehen, das sie sich vor zwei Jahren gebaut haben und das alle Rekorde bricht, fahren sie pro Jahr mindestens viermal in Urlaub“, und sein Blick wanderte hinüber zur Wohnzimmerwand der Gastgeber, die, wie die anderen Freunde auch, stets mit Urlaubskarten überhäuft wurden und alle an die Wände geheftet hatten. Sonnenuntergänge auf Bali und Thailand waren dort zu sehen,

daneben der Grand Canyon, die Viktoriafälle, der Kilimandscharo, der Fudjiyama; alles Reiseziele, die sich nicht gerade um die Ecke befanden.
„Vielleicht hat er in der Lotterie gewonnen und es geschickt verheimlicht“, gab Vera locker zum Besten. „Das wäre doch immerhin möglich, oder?“
Hermann zuckte mit den Schultern, denn sehr wahrscheinlich schien ihm die Deutung seiner Frau nicht.
„Also mal Spaß beiseite“, bemerke Bernd bedächtig, bevor er sein Glas an die Lippen setzte und daran nippte. „Ich habe über dreißig Jahre bei der Polizei Dienst getan und kann jetzt auf eine üppige Pension zurückgreifen, die uns beiden“, dabei legte er den Arm um seine Frau Sabine, „einen geruhsamen Lebensabend garantiert. Trotzdem können wir nicht viermal im Jahr verreisen und um den halben Globus jetten. Im übrigen hat Helen mich schon einmal, vor Jahren, auf einer Faschingsfete um meine zu erwartende Pension beneidet, als wir über unser Einkommen geplaudert hatten. Sie ließ damals vorsichtig durchsickern, daß ihr Horst es später einmal nicht leicht haben würde. Davon ist im Augenblick ja wohl gar nichts spüren.“
Felix mußte Bernd beipflichten. Als ehemalige Staatsbeamte bezogen sie beide in etwa die gleiche Pension, die sich durchaus sehen lassen konnte, die ihnen jedoch ein Luxusleben, wie Horst und Helen es ihnen vorführten, nicht erlaubte. Was die beiden keineswegs bedauerten.

Horsts und Helens heimliche Geldquelle blieb im Dunkeln. Die Freunde unterhielten sich nach dem Essen erneut über das unerwartete und spurlose Verschwinden der Beckers, gelangten aber auch hier zu keinem brauchbaren Ergebnis. Alle drei Ehepaare verspürten eine geheime Angst, ein ähnliches Schicksal könnte auch ihnen beschieden sein, als Hermann jene Papiere zur Sprache brachte, von denen Rüdiger zuletzt gesprochen hatte und die spurlos verschwunden waren.
„Vielleicht hat er sie zu Hause vergessen, als er zu euch fahren wollte“, wandte sich Felix an den Gastgeber, der die Gläser nachfüllte, während Vera den Tisch abräumte.
„Das glaube ich nicht“, antwortete Hermann, „so zerstreut ist Rüdiger nicht. Aber ...“ Hermann zögerte. Seine Augen suchten das Wohnzimmer ab, er erhob sich, ging in den Flur und kehrte sofort wieder zurück, in der Hand einen Schlüsselbund.
„Rüdigers Schlüssel“, sagte er nur und setzte sich wieder neben Bernd. „Ich habe sie zusammen mit den Wagenschlüsseln an mich genommen.“
„Das war klug. Na, dann schauen wir doch mal nach“, formulierte Bernd leise seine Gedanken, „vielleicht finden wir bei ihm zu Hause eine Spur.“

***

Die ohnehin gereizte Stimmung im großen Plenarsaal heizte sich mehr und mehr auf. Regierungspartei und Opposition lieferten sich heftige, von schlüpfriger Polemik begleitete Wortgefechte und widersprachen sich vehement; eher aus Gewohnheit denn aus Überzeugung. Die ungewöhnliche Brisanz der heutigen Thematik resultierte aus einer Eingabe des Finanzministers, in welcher er eine sinnvolle Pflege Schwerstbehinderter in Frage zu stellen suchte. Entsprechend harsch reagierten sowohl die Rechte als auch religiöse Gruppen im Bundestag. Medien waren nicht zugelassen.

„Mit diesen Ihren Äußerungen stellen Sie sich selbst ein Armutszeugnis aus“, wetterte ein Vertreter der Opposition, „wie Sie es von uns nicht dezidierter bekommen könnten, Herr Kollege. Ich werfe Ihnen Scheinheiligkeit vor, Sie messen mit zweierlei Maß, und mit Ihrer vorgeschobenen Frömmigkeit können Sie vielleicht, ich sage: ***Vielleicht*** Ihren Pastor beeindrucken, nicht aber das Hohe Haus. Wie können Sie sich erdreisten zu entscheiden, wer lebenswert ist und wer nicht? Haben Sie unsere Geschichte völlig vergessen? Haben Sie verdrängt, wohin ein solches Streben führen wird, führen muß? Wollen Sie erneut eine Generation von Ärzten heranzüchten, die verantwortlich gemacht wird für das Eliminieren von Leben? Und dies aus finanziellen Gründen?“

Die Rede des Abgeordneten ging in tumultartigen Streitgesprächen unter, der Vorsitzende mußte mehr als einmal zur Ordnung rufen, und als sich die Versammlung allmählich zu beruhigen begann, stand eine Frau um die fünfzig am Rednerpult, eine Parteilose, Frau Professor Dr. Scheugenpflug, Ministerin für Familie und Soziales und Vorsitzende der ‚Vereinigung der Behinderten’ mit Sitz in Braunschweig.

Sie wartete lange, ehe sie sich entschloß, mit ihrer Ansprache zu beginnen. Unstet wanderten ihre Augen über die Reihen der Bundestagsabgeordneten, als suche sie irgendein Anzeichen von Unterstützung, eine Hilfe, einen wie auch immer gearteten Zuspruch von seiten der Fraktionen. Nichts dergleichen war zu erkennen.

„Herr Vorsitzender, meine Damen und Herren, werte Kolleginnen und Kollegen“, begann sie selbstbewußt. „Heute hier zu stehen, um Ihnen eine Erkenntnis näher zu bringen, obwohl sie Ihnen allen schon seit langer Zeit bewußt sein dürfte, ist dennoch keine Zeitverschwendung, wie ich hoffe. Wir haben die Argumente der Befürworter dieser heiklen Materie gehört, aber haben wir sie auch verstanden? Genügt es, einfach

nein zu sagen zu einer delikaten Angelegenheit, von der wir glaubten, sie hätte sich vor langen Jahren schon erledigt? Eine Angelegenheit, mit der bereits unsere Väter Schiffbruch erlitten haben? Heute liegt die Sache ein wenig anders, wie ich meine.
Wir verfügen über eine hochrangige Gesundheitskultur, die es uns gestattet, von schweren Krankheiten zu genesen, die uns noch vor Jahrzehnten dahingerafft hätten. In der Organtransplantation und in der Prothetik zählen wir zu den weltweit führenden Nationen, unsere Rehabilitationszentren werden überall als vorbildlich gepriesen, die Vorsorge gilt als beispielhaft. Aber hierbei handelt es sich um Maßnahmen, die ein ganz genau präzisiertes Ziel verfolgen: Nämlich einen Menschen wieder vollkommen herzustellen, ihn gesund bzw. selbständig zu machen. Und arbeitsfähig. Dabei sollten wir keine Kosten scheuen. Und nun sind wir schon beim Kern angelangt.“
Sie machte eine kurze Atempause.
„Lassen Sie mich dazu ein wenig ausholen“, fuhr sie fort. „Im letzten Jahrhundert fanden sich in Großfamilien immer genügend Hände, Sieche oder Bettlägerige zu betreuen, wenn diese außerstande waren sich selbst zu helfen. Aber jene Hilfsleistungen waren in ihrer zeitlichen Begrenzung absehbar, und die Menschen wußten das. D.h. man konnte damals in etwa abschätzen, wie lange eine solche Pflege dauern würde. Dazu gab es genügend Erfahrungswerte von Freunden, Bekannten oder Verwandten. Will sagen, wie bei einem Grippekranken wußten die Menschen um die Dauer einer solchen Betreuung - einige Monate mehr oder weniger. Und die Menschen nahmen sich die Zeit. Ob sie sie hatten, vermag ich nicht zu beurteilen, aber sie nahmen sie sich. Ich weiß auch nicht, ob sie es gern taten, wer pflegt schon ***gerne*** einen anderen? Aber dies soll nicht Gegenstand unseres heutigen Anliegens sein.
Hier und heute ist die Rede von solchen Fällen, bei denen eine Pflegedauer *nicht* absehbar ist! In Aachen liegt seit seiner Geburt, seit nunmehr 22 Jahren, ein junger Mann im Koma, der bei der Entbindung wegen Sauerstoffmangels schwerste Schädigungen des Hirns erlitten hat. Es besteht überhaupt keine Chance, daß er jemals erwachen wird, geschweige denn, daß er sich selbst versorgen könnte. In Bamberg wird seit Jahrzehnten ein hirntotes Unfallopfer gepflegt, welches keine Aussichten hat, irgendwann wieder selbständig zu existieren. In München hält man ein Kind am Leben, das ohne Gehirn zur Welt kam, und das, sollte es sich, gelenkt von seiner Wirbelsäule, erheben, gar nicht fähig wäre, Empfindungen, welcher Art auch immer, wahrzunehmen!

Man könnte diese Liste stundenlang fortführen und würde zu keinem Ende gelangen. In deutschen Kliniken, und mehr noch in privaten Anstalten, liegen Zehntausende derartiger Pflegefälle, die aufgrund der modernen Gerätemedizin noch nicht gestorben sind; und nur deswegen!“
Das Gemurmel im Saale zwang Frau Dr. Scheugenpflug zu einer kleinen Unterbrechung, sie ordnete ihr Manuskript neu und wartete, bis sich die Gemüter ein wenig beruhigten.
„Es ist eine wirtschaftliche, und auf Dauer eine physikalische Unmöglichkeit, meine Damen und Herren“, hob sie ein wenig ihre Stimme, „daß fünf Menschen in einer Sänfte sitzen, um sich von zehn Personen tragen zu lassen. Das kann nur eine Zeitlang gutgehen. Denn dies würde bedeuten, daß jeweils zwei Menschen einen einzelnen tragen müßten. Sie verstehen, was ich damit sagen möchte. Abgesehen von der enormen Energieleistung bliebe für jene Träger keine Zeit, sich um ihre eigenen Belange zu kümmern. Ebenso ist es eine volkswirtschaftliche Unsinnigkeit, zu erwarten, daß zwei oder gar drei Personen permanent eine einzelne betreuen. Wir wissen: Eine einzelne Person kann es in den meisten Fällen unmöglich schaffen, sich alleine z. B. um den Gatten oder die Ehefrau zu kümmern, wenn der oder die pflegebedürftig ist. In diesen Fällen hat uns die fortschrittliche Medizin eine schwere Hypothek auferlegt, und es wird nicht leicht, uns daraus zu befreien. Aber - wir müssen!“
Frau Professor Dr. Scheugenpflug legte eine bedeutungsschwere Pause ein, bis es so leise im Saal wurde, daß man ein Flüstern vom einem zum anderen Ende hätte hören können.
„Diese Art der Pflege ist nicht mehr zu finanzieren! Es sei denn“, und hier zögerte sie erneut einige Zeit, wobei sie den Plenarsaal Reihe um Reihe betrachtete, „es sei denn – wir befürworten den Umstand der groben Vernachlässigung bis hin zum elenden Dahinsiechen der Bedürftigen!
Meine Damen und Herren, nichts liegt der Regierung ferner, als das Gesundheitswesen im Ganzen zu verlagern oder die Versorgung einzuschränken, glauben Sie mir das! Jenes Problem aber, von dem hier die Rede ist, kann auch mit modernster Medizin nicht gelöst werden. Ich bitte Sie, dies bei Ihrem abschließenden Votum zu berücksichtigen. Ich danke Ihnen.“

Die folgende Debatte wurde nach dieser Grundsatzrede nicht mehr mit jener Heftigkeit geführt, wie noch zu Beginn. Eine allgemeine Nachdenklichkeit hielt im Plenum Einzug, die Stimmen wurden leiser,

sowohl die der Befürworter als auch jene der Gegner, man beriet sich, besann sich auf die Sachlichkeit, bevor es zur Abstimmung ging.
Gegen 23 Uhr verkündete der Präsident des Hohen Hauses das Ergebnis. Es war ein nahezu einmütiges. Die ohnehin maroden Krankenkassen würden es mit Erleichterung aufnehmen.

Kapitel VIII

Der Mann parkte seinen BMW in der Tiefgarage der Klinik, öffnete den Kofferraum, um ein schweres Paket herauszuholen. Sorgfältig verschloß er den Wagen, trug den Gegenstand zum Aufzug und drückte mit einer Ecke des Kartons geschickt den Knopf mit der Nummer 5, das oberste Stockwerk, wo die Verwaltung untergebracht war.
Dort angekommen, suchte er sofort Dr. Bur auf, der bereits auf ihn wartete. Der Mann stellte das Paket mit dem flüssigen Inhalt direkt vor Dr. Bur auf dessen Schreibtisch und setzte sich auf einen fünfrädrigen Drehstuhl.
Es klopfte an der Tür, Dr. Bur erhob sich eilig, lief hinüber, öffnete sie einen Spalt weit und sagte bestimmt:
„Jetzt nicht, Schwester! Ich komme in ein paar Minuten zu Ihnen!“
Dr. Bur war für die Medikamentenversorgung dieser Klinik zuständig, in seinen Bereich fiel alles, was in die Körper der Patienten gelangen sollte oder für deren Haut bestimmt war. Seien es nun Pflaster, Mullbinden, Fäden, Desinfektionsmaterial, einfache Kochsalzlösungen, Infusionen aller Art oder Medikamente für die stationären Fälle.
Mit einem schmucklosen Messingbrieföffner riß der Arzt das Klebeband des Kartons auf, durchtrennte das grüne Firmenemblem der ***Vita Pharma AG***, klappte eine Seite der Verpackung nach oben und warf einen Blick ins Innere. Ein zufriedenes Kopfnicken folgte, daraufhin verschloß er den Karton wieder.
Kurz nachdem sein Lieferant gegangen war, nahm der Doktor die Packungsbeilagen, zerriß sie in kleine Streifen und ließ sie in seinen Papierkorb fallen. Bis auf eine. Anschließend griff er sich einige Fläschchen aus dem Paket und brachte sie zusammen mit der Beilage zwei Etagen tiefer auf die Station B, wo er sie in den Arzneimittelschrank stellte, ganz auf die linke Seite, unmittelbar vor den kümmerlichen Rest von 2 verbliebenen Exemplaren; jenes kreuzähnliche Zeichen auf den Etiketten deutlich sichtbar nach vorne gerichtet. Die Beilage klemmte er zwischen die Fläschchen.

Nach seinem Verlassen betrat eine Schwester den Raum, sah auf ihre Anweisung und nahm eines der neuen Fläschchen aus dem Schrank, von links, markiert mit jener geheimnisvollen Rune, die davon abriet, den Inhalt an Menschen unter 60 Jahren zu verabreichen.
In der Folge führte sie ihr Weg über den Flur zur Patientin mit der Nummer 39, wegen einer Blinddarmreizung auf der Station, die am Tropf hing und einen munteren Eindruck machte.
Die junge Krankenpflegerin nahm eine Spritze, füllte sie mit der entsprechenden Menge aus dem mysteriösen Glasbehälter, und kurz darauf rann die Flüssigkeit durch die Leitungen des Tropfes in die Vene der Patientin. Die blätterte in einer Illustrierten, schenkte der Tätigkeit an ihrer Seite keine Beachtung, zu oft schon hatte sie während der letzten Stunden diese Zeremonie über sich ergehen lassen.

Die Schwester war noch keine viertel Stunde aus dem Raum, als die Patientin die Illustrierte beiseite legte, ihr war mit einemmal heiß geworden. Sie öffnete ihr Nachthemd, ließ ein Bein unter der Bettdecke heraushängen, legte ihren schweißnassen Kopf aufs Kissen. Ihre Hand tastete nach der Klingel, die griffbereit auf ihrem Bettbezug lag.
Nach wenigen Minuten eilte die Stationsschwester ins Zimmer und fand die Patientin Nr. 39 ohne Besinnung neben dem Bett liegend. Der herbeigerufene Arzt konnte nur noch den Tod der Frau feststellen. Die nachfolgende Untersuchung ergab - Herzversagen.
Die Patientin mit der Nummer 39 wurde 58 Jahre alt.

***

Auch Anfang Februar war ein Besuch im Frankfurter Zoo noch kein beeindruckendes Erlebnis. Es war neblig, die klamme Kälte kroch unaufhaltsam durch die dickste Kleidung hindurch, legte sich schamlos auf die Haut und begann auf eine unangenehme, penetrante Art daran zu nagen.
Die beiden Männer standen hintereinander am Gehege der gefleckten asiatischen Axishirsche, jeder hatte neben sich einen identischen Aktenkoffer; der eine gefüllt mit Banknoten und Informationen, der andere leer. Wie gewöhnlich. Grabow beugte sich hinunter, nahm einen der beiden Koffer und entfernte sich wortlos, der zweite Mann blieb zurück. Wie gewöhnlich.

Am heutigen Tag enthielt die Auftragsliste für Juri unter anderem die Namen und Adressen zweier Personen, in derselben Stadt lebend und einander gut bekannt, befreundet gar. Es war von ungeheurer Wichtigkeit

für Grabow, gerade diese beiden Individuen verschwinden zu lassen. Sie schnüffelten ihm zu sehr in seine Geschäfte hinein, suchten pausenlos nach Verschwundenen. Das konnte er nicht gebrauchen, das konnte er sich nicht leisten! Entsprechend hoch war diesmal Juris Gage. Außerdem war er angehalten, diese Arbeit schnell zu erledigen, Eile war geboten. Die Vornamen der beiden Opfer lauteten: Hermann und Bernd!
Juris Gruppe war dabei, sich zu vergrößern. Laszlo hatte sich zwar abgesetzt, Nadja und Nico waren wieder getrennt, wegen irgendwelcher Eifersüchteleien, hieß es. Aber die Truppe wuchs.
Bernd Roth sollte von Nico erledigt werden, Hermann Odendahl würde Juri sich persönlich vornehmen. Wie, das wußte er auch schon...

***

Mit einem flauen Gefühl im Magen hatten Hermann und Bernd den kleinen Umweg über die Kastanienallee in Kauf genommen, zum Waldrand hin. Beide wollten das fatale Ergebnis der Brandstiftung in Augenschein nehmen; denn an einen Unfall glaubten sie nicht. Niemand glaubte daran. Brutus lag auf dem Rücksitz, weil Vera einen Zahnarzttermin wahrnehmen mußte.
Bernd lenkte seinen dunkelblauen Audi direkt auf den Wald zu, die enge Straße entlang, vorbei an der Siedlung. Als sie endete, steuerte er den Wagen nach links, bog ab in die Kastanienallee, ließ die letzten Häuser hinter sich.

Schon aus der Ferne konnten die beiden Männer die gespenstische Lücke erkennen, die der Brand des Hauses am Rand des Waldes hinterlassen hatte. Sie näherten sich mit gemischten Gefühlen, der Audi rollte langsam aus, Bernd stoppte die Maschine, der Wagen blieb stehen. Mit bangen Empfindungen entstiegen Sie dem Fahrzeug. Gefolgt von Brutus, der glaubte, ein langer Spaziergang im Wald stünde auf dem Programm.
Jetzt, direkt am Ort des Geschehens, spürten beide Besucher das Bedrückende der Situation in einem bisher nicht gekannten Umfang, Hermann starrte wortlos hinüber zu den traurigen Überresten des einst so hübschen Holzhauses von Walter und Edith. Brutus zerrte ungeduldig an der Leine, aber Hermann wollte ihn hier nicht freilassen. Dort gab es nichts mehr, was für den Hund von Interesse hätte sein können.

Lange standen die Freunde vor der Ruine, schockiert. Keiner von beiden war nach dem verheerenden Brand vor Ort gewesen. Sie hatten es nicht übers Herz gebracht, hier herauszufahren.

Zuerst wagte sich Bernd auf den geschwärzten, mit Asche bedeckten Waldboden. Deutlich sah er die Fußabdrücke, welche jene Besucher hinterlassen hatten, die vor ihm an diesem grauenvollen Ort umhergelaufen waren. Das Gebäude war restlos niedergebrannt, kein Tropfen Löschwasser war vergeudet worden. Da es seit dem Brand weder geregnet noch geschneit hatte, war der Untergrund staubtrocken, jeder Schritt wirbelte kleine Aschefontänen in die Höhe, und bald waren Bernds Schuhe mit einer feinen weißen Schicht bedeckt.
Hermann hatte den Hund an einer Laterne festgemacht, sich dazugesellt und blickte besorgt auf die trostlosen Hinterlassenschaften der Feuersbrunst. Das Haus war so gründlich zerstört, als hätte es jemand systematisch vom Erdboden verschwinden lassen wollen. Und mit ihm seine Bewohner.
„Sieh dir das an“, deutete Bernd auf die Reste der Außenwände, die kaum mehr einen halben Meter maßen. „Hier ist ein Feuer gelegt worden, das in allen Räumen fast gleichzeitig zu brennen begonnen hat. Dieses Inferno hat keine defekte Steckdose verursacht, wie es in den Gazetten zu lesen war. In diesem Fall hätten wir nämlich einen Hauptbrandherd und keine Nebenstellen. Nicht so hier.“
Während seines langen Berufslebens war Bernd oftmals mit Brandstiftern in Berührung gekommen, hatte in Zusammenarbeit mit der Feuerwehr seine Erfahrung gesammelt, reichliche Erfahrung.
Auch die nähere Umgebung des Hauses war nicht ungeschoren davon gekommen, mehrere Bäume, Büsche und eine Bank waren stark angesengt. Die Hitze mußte außergewöhnlich gewesen sein. Bernd nahm sich einen langen Stock, mit dessen Hilfe er in den Resten nach verwertbaren Zeugnissen suchte. Er stocherte mal hier, mal dort, aber das Ergebnis war nicht befriedigend. Hier hatte zuvor schon jemand herumgestöbert.
Selbst die metallenen Elektrokabel waren geschmolzen und glitzerten als kupferne Nuggets in der hellen Asche. Hermann beteiligte sich gleichfalls an der Suche, unschlüssig, was es zu finden galt. Mit der Fußspitze drehte er ein Stück Metall um, das einmal das Unterteil eines alten Telefonapparates gewesen sein könnte. Nichts Wichtiges.
„Hier lag vermutlich der Waffenschrank“, sagte Bernd.
Damit deutete auf ein dunkles Rechteck am Boden, das von Fußspuren umgeben war.
„Sie haben ihn weggebracht. Das Feuer dürfte ihm nicht geschadet haben.“

Die Grundfläche des Hauses sah in ihrem jetzigen Zustand viel kleiner aus, als die beiden Männer sie in Erinnerung hatten. Alles schien reduziert, geschrumpft, verdampft. Geradezu bedeutungsvoll und drohend ragte der gemauerte Kamin empor, gewaltsam in Kopfhöhe abgebrochen und am Boden scheinbar erdrosselt von verkohltem Gebälk. Dieses trostlose Relikt einer menschlichen Behausung ließ kaum den Gedanken zu, daß hier einst ein wunderschönes großes Försterhaus gestanden hatte.
Unvermittelt bückte sich Bernd und hob ein längliches Stück Eisen auf, das die Feuersbrunst überstanden hatte. Es war schwarz, natürlich, in der Mitte etwas verdreht, zirka einen dreiviertel Meter lang. An einem Ende schien es ein wenig verbogen zu sein. In Händen hielt Bernd einen schweren Schürhaken, der zu Walters Kaminbesteck gehört haben könnte. Er reichte ihn Hermann.
„Kennst du den?“
Der Angesprochene betrachtete sich das Werkzeug genau und glaubte, Walters Schürhaken zu erkennen. Aber sein Hauptinteresse galt der Krümmung am Ende des Hakens. Es war keine scharfkantige Biegung, die entsteht, wenn man ein Eisen in einen Spalt steckt und biegt. Nein, diese Delle wurde durch einen Schlag verursacht, und Hermann sah Bernd furchtsam an. Der griff sich das Stück Metall wieder und hielt es fest in seiner nervigen Rechten. Wie eine Axt. Er hob den Arm und senkte ihn rasch – was wie ein Schlag aussah. Wie ein Hieb auf etwas Unsichtbares, und erneut sauste der Schürhaken herab.
„Liegt gut in der Hand.“
Mehr sagte Bernd nicht. Beide ahnten, daß sie hier möglicherweise eine Tatwaffe gefunden hatten, die von der Polizei übersehen wurde; so sie denn überhaupt gesucht worden war.
Ihr weiteres Stöbern brachte keinen Erfolg mehr, zudem senkte sich die Dunkelheit herab. Hermann löste den nervösen Hund von dieser ungeliebten Laterne, sie stiegen ein und fuhren davon; der Schürhaken lag im Kofferraum.

Bis zu Rüdigers Wohnung waren es nur wenige Kilometer. Sie trafen ein, als die Nacht sich gerade anschickte, ihren durchlässigen finsteren Mantel über der Stadt auszubreiten. Rüdigers Wohnungsschlüssel waren in Hermanns Hosentasche fast heiß geworden, beinahe zu schwer, als daß sie länger darin verweilen konnten. Minutenlang schon hielt er sie in der Hand, begierig, endlich die Wohnung des Freundes zu öffnen.

Während der Fahrt hatten Bernd und Hermann ihre Vorgehensweise besprochen. Sie waren mit Rüdiger zwar eng befreundet, ein Recht in

seine Wohnung zu gehen hatten sie dennoch nicht. Wie sollten sie sich rechtfertigen, wenn ein unverhoffter Fragesteller auftauchte? Ein Nachbar vielleicht, möglicherweise ein Verwandter? Seine Entführer gar - sollten Rüdiger und Ilona denn entführt worden sein. Diese Hirngespinste wucherten besonders in Hermanns Kopf, während sich Bernd mehr von seiner gewohnten Sachlichkeit leiten ließ.
„Vielleicht kommen die Beckers gerade in diesem Moment zurück“, entfuhr es hoffnungsvoll seinen Lippen. „Möglicherweise erfahren wir dann mehr über diese ominösen medizinischen Umstände, von denen Rüdiger dir gegenüber nur Andeutungen machen konnte, wer weiß?“

Der Audi näherte sich Rüdigers Anwesen, das Haus lag im Dunkel, alle Jalousien waren herabgelassen. Bernd hielt hinter einem Fahrzeug, das wenige Meter vor der Einfahrt parkte; ein alter Ford Escort.
Die beiden Männer stiegen nicht sofort aus, etwas störte Bernd am Erscheinungsbild des Hauses. Und er konnte nicht einmal genau sagen, was es war. Scheinbar friedlich thronte das quadratische Einfamilienhaus auf dem mittelgroßen Grundstück, schien zu schlummern, wie die Natur rings umher. Sehnsuchtsvoll schien es auf den Frühling zu warten. Bernd aber spürte eine Gefahr ausgehen von diesem Gebäude, er hatte keine Erklärung dafür. Sein Bauch sprach zu ihm. Riet ihm: Sei vorsichtig. Beschwor ihn geradezu: Geh nicht hinein.

Bernd kannte jenes Gefühl nur zu gut. Jahrelang war es während seiner Dienststunden ein ständiger Begleiter gewesen. Hatte ihn oft genug gewarnt, war aber auch mehrmals dafür verantwortlich gewesen, daß er übervorsichtig gehandelt, daß er zu lange gezögert hatte, sehr zum Nachteil der jeweiligen Aktionen. Aber wie jedesmal, wenn er diese Signale empfangen hatte, lösten sie auch diesmal bei ihm etwas aus: Den Jagdtrieb!
„Da brennt Licht!“ flüsterte Hermann plötzlich und streckte seinen Arm aus.
In der Tat schimmerte unter einem der Rolläden, der nicht vollständig herabgelassen worden war, ein matter, ein kaum wahrnehmbarer Lichtschein hervor. Nun war Bernd regelrecht alarmiert! Wie in derartigen Situationen gewohnt, glitt seine rechte Hand zur linken Brust, die Dienstwaffe ertastend. Diesen Reflex hatte er sich bewahrt, ihn konnte er nicht verdrängen. Aber leider war da auch heute keine Waffe.
„Wenn die Beckers zurück wären, hätten sie ihre Post heraus genommen“, sagte Bernd leise und deutete mit der Hand auf den überquellenden Briefkasten vor dem Gartentor. „Außerdem läßt Ilona nie

die Läden herunter. Wir müssen damit rechnen, daß es nicht unsere Freunde sind, die dort das Licht eingeschaltet haben.“
Nach diesen Worten stiegen sie aus. Bernd öffnete den Kofferraum des dunklen Audis und nahm den Schürhaken mit festem Griff in seine rechte Hand. Lieber wäre er alleine in diese Wohnung eingedrungen, und dennoch, die Gegenwart Hermanns kam ihm nicht ungelegen. Wer weiß, wer sich Zutritt verschafft hatte zu den Räumen der Beckers. Wenn jemand die Jalousien herunter ließ, hatte er etwas zu verbergen ...
Um Brutus auf dem Rücksitz genügend Luft zum Atmen zu geben, drehte Hermann das hintere Seitenfenster herunter. Danach näherten sich die beiden Freunde in der Dunkelheit behutsam dem Anwesen.

Der Mann war, wie ein asiatischer Ninja – Kämpfer, schwarz gekleidet. Mit sehr wenig Mühe hatte er sich durch ein Kellerfenster Zutritt zu dem Haus verschafft, die Jalousien herabgelassen und sich auf die Suche begeben. Wonach er suchte, war ihm nicht ganz klar, denn Juri hatte nur vage Angaben machen können, darüber hinaus waren Nicos Deutschkenntnisse ausgesprochen dürftig, und beim Lesen erging es ihm nicht besser. Nur kurz hatte er seine Taschenlampe benutzt, sie aber rasch beiseite gelegt und den Lichtschalter betätigt; in der hellerleuchteten Wohnung war das Suchen angenehmer.
Dennoch war es unangenehm kühl hier. In der Hausbar hatte er alten schottischen Whisky entdeckt, sich ein Glas eingeschenkt, saß nun auf der Armlehne eines schweren Ledersessels, starrte auf den kalten Kamin, und der Kopfhörer feuerte Salven harter Heavy Metal Musik in seine Ohren. Wie immer nickte Nico im Takt mit dem Kopf und sah dabei zuweilen ziemlich debil aus, wie abwesend; wie ein eingesperrtes wildes Tier, das vom ständigen im Kreise herumlaufen geistigen Schaden erlitten hat. Seine unruhigen Augen suchten das Zimmer ab. Schriftstücke sollte er finden, Papiere. Was für Papiere denn? Es griff sich das volle Whiskyglas, nahm einen tiefen Schluck und schlurfte in den benachbarten Raum, wo er es auf einen Schreibtisch stellte.
Die beiden oberen Schubladen riß er heraus, leerte den Inhalt auf den Teppichboden, kniete sich hin und wühlte in den weißen Blättern. Nico fand Reiseprospekte von Teneriffa, studierte sie aufmerksam und erklärte Teneriffa zu seinem nächsten Urlaubsziel.
Es folgten weitere Schubladen, die alle auf dem Boden landeten, und irgendwann hielt er ein paar Seiten in Händen, ohne Datum, handgeschrieben, schwer zu lesen, ungewöhnliche Blätter. Er legte sie auf den Tisch und beugte sich darüber. Den Whisky in der Linken,

versuchte Nico das Geschriebene zu entziffern, was nicht einfach war. Das erste Wort, das ihm auffiel, lautete ‚Herzversagen'. Offenbar war er auf der richtigen Spur, denn nach eben jenem Wort hatte er gesucht. Selbst Juri war nicht recht unterrichtet, worauf sich ihre Suche konzentrieren sollte. Aber Herzversagen spielte dabei eine Rolle, soviel jedenfalls war Nico bekannt.
Nachdem seine Versuche gescheitert waren, noch weitere Worte zu verstehen, steckte er die Blätter in seine Hosentasche und begab sich zurück ins Wohnzimmer an die Bar. Die hämmernde Musik in den Kopfhörern diktierte sein Tun, seine Schritte, jede seiner Bewegungen. Er griff sich die Whiskyflasche, goß sich nach und stellte sich vor ein großes Bild im Wohnzimmer der Beckers, aufgehängt über einem eichenen Sideboard.
Es zeigte eine spärlich bekleidete junge Frau, die vor einem Spiegel ihr üppiges rotes Haar bürstete und dabei voller Hoffnung aus dem Fenster in die Sonne blinzelte. Die Konturen waren etwas verschoben, auch die Perspektive stimmte nicht, es sah aus, als hätte ein nervöses Kind dieses Bild gemalt. Grell und bunt gewählt waren die Farben; es traf nicht Nicos Geschmack. Er nahm einen kräftigen Schluck aus dem Glas und spuckte die braune Flüssigkeit auf das Gemälde, stets darauf bedacht, auch nicht einen Taktschlag seiner Musik zu versäumen.

Nachdem die beiden Männer vorsichtig die Haustür aufgesperrt hatten, schlichen sie den unbeleuchteten Flur entlang und blieben zwei Schritte vor dem Türrahmen des erleuchteten Wohnzimmers stehen; dieses Zimmer besaß mehrere Zugänge. Einen vom Flur her, ein weiterer führte hinaus auf die Terrasse. Auf dem hellen Holz des Türrahmens konnten ihre Augen zuweilen einen Schatten hin und her huschen sehen. Für Bernd war es keine Frage, daß sich hier ein Unbefugter Zugang verschafft hatte, ein Einbrecher! Er drehte sich um, drückte Hermann zurück in Richtung Ausgang, gab ihm zu verstehen, daß dies hier gefährlich werden würde. Hermann gehorchte nur zu gerne. Derartige Abenteuer waren seine Sache nicht.
Langsam schob er sich wieder rückwärts, als im Rahmen der Wohnzimmertür eine Hand auftauchte, die eine Pistole hielt und sie gegen Bernds Hinterkopf drückte. Sofort blieb Hermann stehen.
Keiner der beiden Freunde hatte ein Geräusch gemacht, keiner konnte sich erklären, wie der Mann auf sie aufmerksam geworden war; zudem entströmten den Kopfhörern, die er trug, abartige Laute. Aber er hatte sie entdeckt! Sein Instinkt hatte ihn gewarnt. Nico stand eine Armlänge

hinter Bernd, der gar nicht den Versuch machte, seinen Kopf zu drehen. Er kannte solche Momente. Hier galt es, so wenig wie möglich zu tun; dem Aggressor keinen Grund zu geben den Finger zu krümmen.
Bernd sah die Hand mit der Waffe nicht kommen, die ihn im Genick traf, ihm die Sinne benebelte, die ihn taumeln ließ und gegen die Wand krachen. Der Schürhaken entglitt seiner Hand und polterte auf die Fliesen. Nun lief alles in Zeitlupe ab, sein Sturz zu Boden, seine Rutschpartie auf dem Rücken, vorbei am Kamin, als er brutal am Kragen gepackt und durchs Wohnzimmer geschleift wurde.

Bernd war außerstande zu sagen, wie lange er so dagelegen hatte, auch nicht, wie lange Hermann, der direkt neben ihm hockte, ihn schon besorgt anstarrte. Er spürte seine gefesselten Hände vor dem Bauch, und als ihm seine Augen wieder einigermaßen gehorchten, blickte er an seinem Körper entlang. Es stimmte: Seine Hände schmerzten, sie waren mit einer ledernen Krawatte zusammen gebunden, die sein Peiniger wer weiß wo gefunden hatte. Auch Hermann trug Handfesseln und lehnte mit dem Rücken an der kreidebleichen Wohnzimmertapete; kreidebleich auch er.

Vor den beiden Gefesselten stand hoch aufgerichtet Nico, tänzelte leger von einem Bein aufs andere, schob seinen Kopf vor und zurück, auf und ab, wie ein sich in Balzstimmung befindlicher Leguan. Die Waffe hatte er weggesteckt, stattdessen hielt er die Ausweise der beiden Männer in der Hand. Mit großer Mühe entzifferte er deren Namen.
„Ermann Oden ...dahl!“
Das H bereitete ihm Schwierigkeiten, das H verschluckte er.
„Bernd Rodd! Ermann und Bernd? Bernd und Ermann…!“
Allmählich dämmerte es ihm. Diese Namen waren ihm nur zu gut bekannt. Mit Bernd Roth hatte er eines seiner nächsten Opfer vor sich, ein wichtiger Auftrag, und dieser Umstand ließ seine Gesichtszüge erstrahlen. Er konnte ihn gleich hier und heute erledigen. Und anschließend dessen Frau, denn deren Name befand sich auch auf seiner Liste. Was aber sollte er mit dem anderen Kerl anfangen? Der war schließlich für Juri bestimmt, eigens für ihn. Eine verzwickte Situation.

Während Nico noch darüber grübelte, versuchte Bernd sich aufzurichten, schob sich mit Mühe an einer Vitrine entlang, bis er endlich zu sitzen kam, wobei die Vitrine gefährlich wankte. Obenauf stand eine kristallene Vase, die es beinahe nicht geschafft hätte, sich senkrecht zu halten. In seiner Benommenheit nahm Bernd noch nicht alles genauestens wahr, erholte sich aber zusehends. Noch ein entschlossener Ruck, und er saß gerade. Erneut wackelte die Vitrine, diesmal verlor die

kostbare Vase das Gleichgewicht und zerbarst mit einem lauten Klirren auf dem Parkett neben Bernds Knie. Der würdigte sie nur eines kurzen Blickes; die Beckers würden ihm verzeihen.

Seine ewig feuchte Nase weit aus dem Autofenster gestreckt, starrte Brutus durch die Dunkelheit zum Haus hinüber, und merkwürdige Geräusche drangen in seine großen Ohren. Er witterte einen fremden Menschen drüben im Haus. Unruhe überkam ihn, seine Nervosität nahm rapide zu, sein Maul jedoch blieb verschlossen.
Schon trippelten beide Vorderpfoten unruhig auf dem Fensterrahmen des Audis, weit ragte der Kopf heraus, Brutus hörte ein Schlagen, ein Fallen, ein Zerren und war nicht mehr zu halten. Mit einem behenden Satz war er aus dem Wagen, lief erhobenen Hauptes zum Gartentor, stieß es mit der Schnauze auf und trabte auf das ihm unbekannte Grundstück.
Die Haustür war verschlossen, der Hund begann zu laufen. Er löste seine Probleme oftmals durch Laufen, so auch hier. Nach der dritten Umrundung des Gebäudes bemerkte er ein offenes Kellerfenster, schnüffelte intensiv und - sprang hinein.

Inzwischen hatte Nico sich die Whiskyflasche geholt, sich vor die beiden gefesselten Männer auf den Boden gesetzt, betrachtete sie mit unsteten Blicken und warf derer beiden Ausweise achtlos hinter sich. Allmählich begannen sich alle Namen der Gruppe um Bernd und Hermann in seinem Gehirn zu formieren, und trotz der gnadenlosen Heavy Metal Einschläge in den Ohren brachte Nico ein unverschämtes Grinsen zuwege. Schließlich hatte er hier die Wichtigsten aus der Gruppe der Widerständler vor sich, die Hartnäckigsten, die Renitentesten; exakt wie Horst sie ihm damals beschrieben hatte. Es war eine Freude für ihn, beide gleichzeitig zu erledigen. Hier und jetzt.
„Was haben Sie mit Rüdiger Becker gemacht - und mit seiner Frau?“ fragte Bernd mißtrauisch, während seine Hände wie abwesend nach den Scherben an seiner Seite tasteten.
Nico trank jetzt direkt aus der Flasche, verschluckte sich, bekam einen Hustenanfall, hatte sich aber, noch immer dümmlich grinsend, gleich wieder unter Kontrolle. Aufgrund der Beschaffenheit der Kopfhörer hörte Nico trotz des Lärms in seinen Ohren jedes Wort.
„Hat sich gemacht ... in Wolke, der Professor“, kam es kehlig aus seinem Mund.
Die beiden Gefesselten vermochten mit dieser Antwort nichts anzufangen, somit fragte Hermann nach.
„Was ... meinen Sie damit: In Wolke?“

„Kaputt! Buff!“
Während Nico das sagte, hob er beide Hände in die Höhe wie ein Priester, der den göttlichen Segen erbittet. Er fühlte sich aufgrund des Alkoholgenusses derart übermütig und sicher, daß er alle Regeln, alle Vorsichtsmaßnahmen über Bord warf und freimütig zu plaudern begann - soviel ihm sein begrenzter Wortschatz gestattete.
„Nico auch kaputtgemacht Alex. Bumm! Und Bus. Horst mir hat gezeigt. Horst gutter Mann.“
„Was hat Horst ... damit zu tun?“
Keuchend kam die Frage über Hermanns Lippen, und auch Bernd ließ den Fremden jetzt keinen Moment mehr aus den Augen.
„Horst holen ... Bus. Aber nicht mitfahren, Horst ... nicht dumm. *Ha, ha*!“
Wie ein Menetekel stand Horsts Name zunächst zwischen Hermann, Bernd und Nico. Erst allmählich fügten sich die Einzelteile zu einem Gesamtbild zusammen, zu einem Resultat allerdings, das beide nicht glauben wollten: Horst war in die Geschehnisse involviert!
„Juri Chef, hat kaputtgemacht Professor - buff! Hat gesteckt in Offen. Heiße Offen, große Offen.“
Die Gefesselten waren sprachlos, sie trauten ihren Ohren nicht.
„Aber Walter ... kaputtgemacht Nico“, fuhr der Fremde fort.
Bernd wurde hellhörig.
„Walter? Wie, kaputtgemacht?“ fragte er lauernd.
„Kaputt, brennen gutt, kaputt. Buff!“
Erneut hob er priesterlich seine Hände.
„Wer ist Nico, wer ist Juri?“ unterbrach Hermann Nicos theatralisches Gebaren.
„Juri Chef, Nico ich“, kam es stolz zurück.
Das Vokabular des Mannes war in der Tat extrem bescheiden; Bernd glaubte nicht, daß er ihnen detailliert Auskunft würde geben können und beschäftigte sich mit einer winzigen Glasscherbe der Vase, die, für Nico unsichtbar, vom Parkett in seine Hand gewandert war. Doch wenn er die Worte des Fremden richtig zu deuten versuchte, wollte der damit anzeigen, daß er über den Tod von Walter und Edith etwas wußte. Und über Alex.
„Erklären Sie uns das, bitte! Was bedeutet das: Buff?“ drängte Bernd den Mann.
Nico, fest im Griff der Perkussion an seinen Trommelfellen, schien die Frage nicht gehört zu haben. Zum wiederholten Male goß er sich Whisky in den Schlund, stand auf und rülpste animalisch. Danach schickte er

seine Augen auf die Suche. Nach kurzer Zeit entdeckte er einen Stück Papier, faltete es zu einem winzigen Häuschen und stellte es auf den kostbaren Teppich. Mit einem Feuerzeug zündete er das Häuschen an, das sofort lichterloh brannte.
„Buff!“
Das war alles, was ihm neben diesem brutalen Grinsen noch zu entlocken war, aber die beiden Freunde wußten auch so Bescheid. Dieser Mensch hatte das Haus von Walter und Edith angesteckt, wodurch beide den Tod fanden, einschließlich Max, dem treuen Dalmatiner – und er prahlte noch damit! Während Nico die glimmenden Reste auf dem Teppich zertrat, zerrte Bernd wütend an seinen Fesseln, er wollte diesem Menschen an die Kehle. Von Grauen gepackt sackte Hermann in sich zusammen, ließ aber den unheimlichen Fremden nicht aus den Augen, der jetzt sogar zu tanzen begonnen hatte.
Auf seinem Weg durch den Raum fiel Nicos Blick durch den Türrahmen auf den Boden des Flurs, wo der Schürhaken lag. Er hielt in seiner einfältigen Choreographie inne, bückte sich und hob den Haken auf. Sorgfältig betrachtete er ihn, und lächelnd erkannte er sein eigenes Tatwerkzeug, mit dem er im Försterhaus so treffsicher, so mörderisch zugeschlagen hatte. Erneut begann Nico zu tanzen, wie unter einem Zwang hüpfte er zurück ins Wohnzimmer, dabei schwang er den Schürhaken wie eine Sichel. Und als er für einen kurzen Augenblick nur verharrte und die Gefesselten anstarrte, legte sich über beide ein fürchterlicher Schauer, im Angesicht dessen, was ihnen nun selbst bevorstand.
Als zeigte Nico eine Pantomime seines brutalen Überfalls im Försterhaus, so heftig und gezielt schlug er nun mit dem Schürhaken durch die Luft. In den Köpfen der Opfer zu seinen Füßen spielten sich grauenvolle Szenen ab. Mehr als einmal schienen sie die Schläge selbst zu spüren, schienen selber erschlagen am Boden zu liegen, ihre Seele aushauchend.
Den tanzenden Derwisch im Blick, versuchte Bernd, seine ledernen Handfesseln mit der kleinen Scherbe zu zerschneiden, was sehr zeitraubend war. Um dies vor Nicos Augen zu verbergen, winkelte er seine Knie an, soweit es ging.
„Ruf ihn her“, flüsterte er Hermann zu.

Die Schwärze des Kellers stellte für den Hund kein Problem dar, zielstrebig folgte er seiner empfindlichen Nase, sie leitete ihn eine unbekannte Spur entlang, vor kurzem von Nico hinterlassen. Bald schon

gelangte er an die Treppe, die hinauf zu den Wohnräumen führte. Gierig sog er alle von oben herunterschwebenden Duftpartikel ein, analysierte sie, spürte ein ungewohntes Gemisch aus Angst, Selbstbewußtsein und Alkohol. Daneben drangen fremdartige Laute in sein empfindsames Gehör. Laute, die wie ein metallenes Flüstern klangen, immer wiederkehrendes Schlagen, Klopfen, Kratzen.
Die Nase tief am Boden, schlich Brutus die Stufen empor, erreichte kurz darauf den Flur und blieb stehen. Der tapfere junge Wolfshund spürte die Gefahr, die von der fremden Person ausging, und seine Flanken begann zu beben. Ein verhaltenes Knurren zwängte sich aus seiner Kehle, unhörbar fast, drohend dennoch.
Eine übermächtige Kraft, ein gewaltiger Trieb zog Brutus zum Wohnzimmer hinüber, hin zu Hermann, den er so deutlich wittern konnte, als stünde er neben ihm. Trotzdem kroch der Hund beinahe auf seinem Bauch den Flur entlang, vermied jedes Geräusch, einer Raubkatze nicht unähnlich.

Hermann faßte sich ein Herz, stierte den hakenschwingenden Tänzer an und keuchte:
„Ich kann nicht mehr ... atmen!“
Geradezu irrwitzig zerhieb Nico weiterhin die Luft, näherte sich Hermann und sagte teilnahmslos:
„Egal. Du jetzt kaputt.“
Achtlos ließ er den Schürhaken zu Boden fallen, griff hinter sich, zog die Pistole aus seinem Hosenbund, kniete sich zu Hermann hinunter, brachte Gesicht und Waffe ganz nahe an dessen Nase, und Hermann roch die abscheuliche Whiskyfahne aus Nicos Maul.
Diesen Augenblick nutzte Bernd, um sich so weit zu drehen, daß seine angewinkelten Beine in Nicos Richtung wiesen. Der fühlte sich über alle Maßen sicher; zudem war er mit Hermann beschäftigt und achtete nicht weiter auf den gefesselten Bernd.
Wie ein tödlicher schwarzer Finger zeigte die Pistole auf Hermanns Kopf, und als der Lauf dessen Wange berührte, zuckte er vor dem kalten Stahl zurück, wand sich verzweifelt, versuchte, sich der drohenden Mündung zu entziehen. Vergeblich.
Diabolisch grinsend lud Nico die Waffe durch, das metallene Klicken hallte durch alle Räume. In den Ohren der Gefangenen klang es wie eine Rattenfalle, die soeben erbarmungslos ein Opfer erschlagen hatte. Und wie Ratten saßen auch sie in der Falle.

Ein drohendes Knurren in seinem Rücken veranlaßte Nico den Kopf zu wenden, dabei nahm er den Pistolenlauf aus Hermanns Gesicht. Mit Schrecken mußte er erkennen, daß an der Tür ein riesiger grauer Hund stand und ihm seine blütenweißen Zähne zeigte. Ein wahrlich imposantes Gebiß reckte sich dem Fremden entgegen. Ohne auch nur eine Sekunde zu zögern riß Nico die Waffe herum und krümmte den Zeigefinger.
Gleichzeitig nahm Bernd all seine Kraft und Wut zusammen, trat Nico mit den Beinen so fest er konnte in die Hüfte und schleuderte ihn weg von Hermann, quer über den Teppich bis hinüber zur Kaminumrandung, sodaß jener mit seinem Schädel ungebremst an deren Kante krachte und benommen zu Boden sackte.
Der Schuß, der sich aus der Waffe gelöst hatte, dröhnte noch in aller Ohren, als Bernd mit bleichem Gesicht schon neben Nico stand, in den Fingern den Schürhaken. Seine gefesselten Hände umklammerten das schwere Werkzeug, was nicht ganz einfach war, denn seine Handgelenke berührten sich. Bernd verdrehte sie so gut es ging, der Haken fiel zu Boden. Rasch bückte er sich, griff zu und schaffte es mit Mühe ihn wieder aufzuheben. Mit zwei Händen war er nicht zu halten! Er faßte ihn alleine mit der rechten, packte ihn fest und sicher. Dann holte der Ex-Kripobeamte aus wie ein Golfspieler.
Und wie ein Golfschläger sauste die mörderische Waffe auf Nico herab, der auf den gebrannten roten Fliesen vor dem Kamin lag, gerade im Begriff sich unbeholfen aufzurichten.
Der erste Schlag traf die Hand, die noch immer die Waffe umklammert hielt, diese wurde weggeschleudert. Als Nico unbewaffnet vor ihm lag, sich soeben mühselig aufrappelte, hielt Bernd für einen Moment inne. Sollte er, durfte er als ehemaliger Polizist einen Wehrlosen schlagen? Die Gedanken in seinem Kopf rasten hin und her zwischen dem Für und dem Wider. Wenn er ihn an die Behörden auslieferte, war es mehr als wahrscheinlich, daß er durch irgendwelche Manipulationen bald wieder freikommen würde. Das durfte nicht passieren! Noch immer zögerte Bernd. Als jedoch Nico Anstalten machte, sich endgültig zu erheben und dabei sein überhebliches Machogebaren fortsetzte, nahm er Bernd die Entscheidung ab.
Und so legte sich der zweite Hieb quer über sein noch immer unverschämt grinsendes Gesicht, der Kopfhörer landete samt Zubehör auf dem steinernen Fußboden vor dem Kamin und schickte seine zischenden Laute zur Decke hinauf. Unbewußt diesen aggressiven Rhythmus übernehmend, schlug Bernd weiter, und als imitierte er Nico, so schob er sein Kinn bei jedem Schlag in dessen Richtung. Und wieder

krachte der schwere Haken auf den Schädel des nun am Boden Liegenden. Und wieder, und wieder ...
Dabei behielt Bernd durchaus einen klaren Kopf, er war keineswegs in Rage oder hatte die Kontrolle verloren, er lief nicht Amok. Im Gegenteil! Seine gezielten Schläge waren die Folge von Nicos vorangegangener, vor Hohn triefender fataler Beichte. Bernd erschlug ihn mit voller Absicht, ohne Gnade, ohne Gewissensbisse, ohne Skrupel - im Takt. Ein oder zweimal hätte er beinahe Brutus getroffen, der im adrenalingesteuerten Übereifer auch seinen Teil dazu beitragen wollte; Bernd mußte ihn regelrecht zur Seite schieben.
Erst als von Nicos Kopf nur noch ein blutendes unförmiges Gebilde übrig war, ließ er den Haken fallen und stand keuchend über ihm. Anschließend befreite er sich von seinen Handfesseln und band Hermann los, der sich wider Erwarten in keiner Weise betroffen zeigte. Angewidert spuckte er auf den Erschlagenen, griff sodann Bernds Hand und drückte sie ausgiebig. Der erwiderte den Händedruck, sie sahen sich an und waren sich einig wie nie zuvor in ihrem Leben.
„Was machen wir *jetzt*?“
Energiegeladen kam diese Frage von Hermann, und als wollte er die soeben begonnene Strafaktion zu Ende führen, stellte er sich neben Walkman und Kopfhörer, die beide an Nicos Seite lagen, noch immer ihr nervtötendes Krächzen verbreitend, und zertrat sie. Einen Moment lang herrschte endlich Stille im Raum. Die Stille des Todes.
„Nichts! Wir machen nichts, Hermann. Es ist nichts geschehen. Gar nichts“, sagte Bernd, der einfach nicht vergessen wollte, daß er selbst seinen Exkollegen nicht mehr trauen konnte, mit Nachdruck.
Mit einem letzten Blick auf ihr blutüberströmtes Opfer verließen sie das Wohnzimmer und begaben sich hinüber in Rüdigers Arbeitsbereich, wo sie die leeren Schubladen zusammen mit den Papieren auf dem Teppichboden liegen sahen. Aus einem Medizinschränkchen entnahm Bernd zwei Paar Gummihandschuhe. Sie streiften sie über und durchwühlten augenblicklich das Chaos aus Schriftstücken, das sich vor ihren Füßen ausbreitete.

Nach erfolgloser Suche schaltete Bernd den Computer ein. Von Hermann wußte er, daß Rüdiger besagte Information auf seinem PC geschrieben hatte. Nach kurzer Zeit schon wurden die beiden fündig, entdeckten in einer Datei die wichtigen Aufzeichnungen, von denen Rüdiger zu Hermann so eindringlich gesprochen hatte und die auf mysteriöse Weise aus dem verunglückten Auto verschwunden waren. Sie trugen den lapidaren Vermerk ***Herzversagen*** und waren von

unglaublicher Brisanz. Bernd druckte sie aus und verstaute sie in seine Jackentasche.

Kapitel IX

Keine viertel Stunde später lag Nicos Körper auf dem kalten Boden des Flures, eingewickelt in einen hellblauen Duschvorhang mit Schwanenmotiven, den Bernd in einem der Badezimmer gefunden und heruntergerissen hatte. Hermann hielt die Wagenschlüssel des Fremden in seiner Hand. Auf Bernds Bitte hin ging er nach draußen, lief rechts neben dem Haus die Auffahrt hinunter und öffnete das Garagentor. Danach begab er sich zu dem alten Escort, der unverändert vor Bernds Audi parkte, stieg ein und fuhr den Wagen in Rüdigers Tiefgarage.
Kaum war das Tor verschlossen, da öffnete Bernd die Verbindungstür zwischen Keller und Garage und schleifte den Duschvorhang samt Inhalt herein, dicht gefolgt vom aufmerksam schnüffelnden Brutus. Unter Hermanns Mithilfe wuchtete er die leblose Fracht auf den Beifahrersitz des Ford, anschließend begaben sie sich zurück ins Haus.
Als erstes steckten sie ihre Personalausweise ein, danach wurde der Boden vor dem Kamin mit heißem Wasser von Nicos Blut gereinigt. Hinterher bewaffnete sich jeder mit einem großen Tuch, und die beiden Männer wischten die Fingerabdrücke von all jenen Gegenständen ab, die sie während ihres kurzen Besuches hier berührt hatten. Alles, was Hinweise auf ihren Aufenthalt hätte geben können, wurde beseitigt. Hermann fegte die Reste des Walkman zusammen, auch die Scherben der Vase ließ er nicht liegen.
Für einen Ex-Kriminalbeamten wie Bernd war es ein leichtes, seine eigenen Spuren zu verwischen. Wenn er auch nicht glaubte, daß hier in diesem Hause in absehbarer Zeit irgendwelche Nachforschungen angestellt werden würden, so wollte er doch nicht leichtfertig handeln.

***

Die beiden Fahrzeuge befuhren die kurvenreiche Straße genau mit der vorgeschriebenen Geschwindigkeit, die Fahrer durften um keinen Preis auffällig werden. Der Abstand zwischen Bernds Audi, der voran fuhr, und dem Ford betrug knapp 50 Meter.

Selbstredend war es Bernd gewesen, der den Toten chauffieren wollte. Aber Hermann hatte darauf bestanden ihn zu fahren und sich nicht abweisen lassen. Folglich hatte Bernd nachgeben, sich in seinen Audi setzen und zusammen mit Brutus vorausfahren müssen.

Die leblose Gestalt auf dem Beifahrersitz des Escorts, bedeckt vom wächsernen Kunststoff des Vorhangs, war in sich zusammen-gesunken. Hermann fuhr hochkonzentriert. Zum einen, weil er den fremden Wagen nicht kannte, zum anderen, weil sein stummer Beifahrer für alles andere als für angenehme Gesellschaft sorgte. Sie hatten nicht viel Gegenverkehr, aber wenn Scheinwerfer aufleuchteten, konnte Hermann bei seinen kurzen Seitenblicken unter dem durchsichtigen Plastik jedes Mal ein weit aufgerissenes Auge in diesem seltsam verformten Kopf erkennen. Nico glotzte irgendwie verständnislos ins Leere, und Hermann konstatierte, daß er, als er noch unter den Lebenden weilte, kaum anders dreingeblickt hatte. Obwohl nun keine Gefahr mehr von ihm ausging, war ihm die Präsenz des Toten an seiner Seite äußerst unangenehm. Einmal schien es ihm gar, als hätte dieser mit dem Auge gezuckt, aber Hermann schrieb diese offensichtliche Sinnestäuschung der spärlichen Beleuchtung zu.

Weit außerhalb der Stadt, unweit der Abbruchkante eines Steinbruchs, hielten die beiden Fahrzeuge an. Bernd holte einen Benzinkanister aus seinem Kofferraum und stieg zu Hermann in den Escort auf den Rücksitz; sie fuhren sofort weiter. Brutus mußte im Audi bleiben. Bei ihrem jetzigen Vorhaben stand er nur im Weg.

„Mach das Licht aus“, bat Bernd den Freund ruhig, der tat ihm den Gefallen.

Ohne allzuviel zu sehen lenkte Hermann den PKW behutsam einen steinigen Weg entlang, stets darauf bedacht, nicht zu weit nach links zu geraten, weil dort die Wiese abfiel und nach wenigen Metern im Nichts endete.

Er stoppte den Escort, die Männer stiegen aus. Mit einiger Mühe wurde der Körper des Erschlagenen aus dem Duschvorhang gewickelt und auf dem Fahrersitz postiert. Als einzige Lichtquelle diente den beiden die diffuse Innenraum- Beleuchtung des alten Ford.

Schon hielt Bernd den Kanister in der Hand, öffnete den Verschluß und schüttete die brennbare Flüssigkeit auf den erschlafften Körper hinter dem Steuer, auf die Sitze, auf den Plastikvorhang, auf die Reste des Walkman am Boden, auf die Waffe; der ganze Innenraum wurde getränkt. Zum Schluß drehte er das hintere Seitenfenster herunter; danach startete er den Motor.

Bernds rechte Hand löste die Handbremse, er schlug die Fahrertür zu, und sofort setzte sich der Wagen in Bewegung. Unendlich langsam rollte er auf die Kante des Steinbruchs zu, Bernd ging nebenher. Aus seiner Tasche zog er ein Papiertuch hervor, zündete es an und warf es durchs hintere Seitenfenster. Es gab ein Geräusch, als schüttelte jemand eine große Decke aus - und augenblicklich züngelten bläulich gelbe Flammen im Wageninnern empor. Gemächlich holperte der Ford die Wiese hinab.
Plötzlich blieb er ruckartig stehen, als sei er gegen ein Hindernis gefahren. Bernd eilte hinzu, Hermann im Schlepptau, beide schauten vor die Vorderräder, aber dort war nichts zu sehen. Auch vor die Hinterräder hatte sich keine Barriere geschoben. Daraufhin öffnete Bernd die Beifahrertür und – wich zurück. Die rechte Hand des vermeintlich Toten war um die Handbremse geklammert, keuchender Atem entströmte dem verunstalteten blutigen Gesicht, seine geschwollene Zunge ragte aus dem Mund heraus, inmitten des beißenden Qualms zerplatzten dunkle Speichelblasen auf seinen Lippen - dieser Kerl lebte noch!
Ohne zu zögern trat Bernd mit seinem Fuß in das brennende Fahrzeug hinein auf Nicos Finger, gegen die lodernden Flammen ankämpfend, die ihm entgegen schlugen und ihm augenblicklich den Atem raubten. Aber Nico wollte nicht loslassen, krallte sich wie besessen an der Handbremse fest.
Da holte Bernd tief Luft, beugte seinen Oberkörper ins brennende Wageninnere und schaffte es schließlich unter großer Anstrengung und mit brachialer Gewalt, Nicos Finger vom Griff zu reißen, die Bremse wieder zu lösen und den flammenden Wagen erneut in Bewegung zu bringen.
Hustend und nach Luft ringend brachte er sich in Sicherheit, ließ sich einfach nach hinten ins feuchte Gras fallen. Mit hektischen Schlägen seiner noch immer in Gummihandschuhen steckenden Finger löschte er die kleinen Feuerzungen aus, die sich an seiner Kleidung und am Haar zu schaffen machten.
In dem Moment hatte der Escort die schwarze Kante erreicht, senkte sich ab und verschwand in der Tiefe. Die beiden Männer liefen hin und blickten ihm hinterher. Er fiel etwa zwanzig Meter, schlug hart auf und blieb brennend auf dem Dach liegen.
„Laß uns abhauen!“ sagte Bernd mit einer großen Ruhe, griff sich den Kanister und machte sich zusammen mit dem Freund auf den Rückweg zu seinem Wagen.
Hermann, der während der ganzen Aktion mehr oder weniger unbeteiligt daneben gestanden hatte, war überrascht von der unglaublichen

Präzision, mit der Bernd zu Werke gegangen war. Noch mehr allerdings überraschte ihn die Kaltblütigkeit des Freundes.
„Er hat noch ... gelebt?“ wollte er wissen, und nacktes Grauen übermannte ihn.
Bernd nickte und kniff die Lippen zusammen.
„Ein bißchen ...“
Der Sarkasmus in seinen Worten war nicht zu überhören.
„Sie werden doch nicht irgendwelche … Spuren finden?“ erkundigte sich Hermann besorgt.
„Sie werden nichts finden, überhaupt nichts!“ kam die beruhigende Antwort. „Ein ausgebrannter Wagen ist der denkbar schlechteste Beweis für eine Fremdbeteiligung. Daran habe ich mir früher oft genug die Zähne ausgebissen. Nicht anders wird es meinen Ex-Kollegen hier ergehen.“

Hermann empfand so etwas wie Bewunderung für den Freund, der ihn um Haupteslänge überragte, und er fühlte sich plötzlich unglaublich sicher. Sie hatten heute einen Menschen umgebracht, einen Verbrecher. Aber trotz der Tatsache, daß Bernd alleine zugeschlagen hatte, betrachtete Hermann sich als Mittäter - und war unglaublich stolz darauf. In diesem Augenblick zeigte sich die tiefe Freundschaft der beiden, die Verläßlichkeit aufeinander, das Vertrauen.
Als sie den Wagen erreichten, wurden sie von Brutus überschwenglich begrüßt. Bernd stellte den fast leeren Kanister in den Kofferraum zurück, sogleich fuhren sie ab.

Erst jetzt, erst als die Anspannung ein wenig von ihnen abfiel, kamen sie auf Horst zu sprechen und dessen Beteiligung bei diesen grausigen Vorgängen. Beide fügten die Mosaiksteinchen, die ihnen bereits bekannt waren, und jene, die Nico so unerwartet ins Spiel gebracht hatte, zusammen. In der Tat sprach alles für eine direkte Mittäterschaft ihres einstigen Freundes Horst. Eine bleierne Ungläubigkeit, vermischt mit fassungslosem Leugnen brachte ihr Gemüt ins Wanken. Zu Beginn noch suchten sie verzweifelt nach Erklärungen, die die Haltlosigkeit ihrer Erkenntnisse untermauern sollten, aber immer deutlicher wurden die Zeichen: Horst hatte sie verraten, verkauft vielleicht. Es war furchtbar. In der Folge schwiegen die beiden Männer für einen langen Zeitraum.

Eine winzige, nicht ganz unwichtige Sache war noch zu erledigen. Bernd steuerte den Audi Richtung Stadt, schlug aber plötzlich den Weg zum Waldrand ein, in die Kastanienallee, zum abgebrannten Försterhaus. Dort angelangt, hielt er den Wagen an, löschte das Licht und stieg aus. Dem Kofferraum entnahm er den fein säuberlich gereinigten

Schürhaken, ging ruhig zur düsteren Ruine hinüber und ließ ihn zurück in die helle Asche fallen. Auf dem Rückweg zum Wagen zog er die Handschuhe aus.

***

Die Atmosphäre im kleinen Sitzungssaal der Frankfurter Versicherungszentrale konnte man zweifelsfrei als gelöst bezeichnen. Hier saßen alle beisammen, die mit Geld zu tun hatten, mit viel Geld. Finanzpolitiker, Bankiers, Versicherungsbosse, Vorstände der staatlichen Renten- und Krankenkassen, Verwalter verschiedener Pensionsfonds und - zum ersten Mal – ein hochrangiger Vertreter des Gesundheitsministeriums. Hier saß die ‚Frankfurter Zentrale' beisammen. Unter Federführung von Rudolf Grabow.

Die Finanzpolitik des Staates wurde längst nicht mehr in der Hauptstadt gemacht. Sondern in diesem Raum. Vor langer Zeit hatten die Anwesenden Versuche gestartet, ihre maroden Finanzen zu sanieren. Hoffnungslose Versuche, wie es zunächst schien. Im Laufe der Jahre jedoch kristallisierten sich ungeahnte Möglichkeiten heraus, mit denen niemand zuvor rechnen konnte. Möglichkeiten jedoch, die in ihrem Wahnwitz Ihresgleichen suchten.

Zunächst noch geleitet vom edlen Gedanken der Einsparungen an allen nur denkbaren Plätzen, verstiegen sich die Teilnehmer dieser regelmäßig stattfindenden Versammlungen inzwischen zu immer neuen Varianten der Effizienz, der Perfidität und nicht zuletzt der eigenen Bereicherung. Denn jede Einsparung des Staates - es ging um Milliarden - warf ihr Echo zurück direkt in die Hände der versammelten Finanzjongleure in Form von handfesten Prozenten.

In dieser Runde wurden neue Gesetze beschlossen, bestehende zu Fall gebracht, es wurden oberste Richter berufen – oder abgelehnt. Hier regierte die einzig wahre Macht auf Erden: Die des Geldes.

Jene verschworene Gemeinschaft ward ins Leben gerufen in Anbetracht der prekären Finanzlage des Staates, dessen verantwortliche Politiker trotz leerer Kassen nicht auf ihre Privilegien verzichten wollten und, wie all die Jahre zuvor, weiterhin die Milliarden verschwendeten. Versicherungs- und Regierungsgebäude waren gemeinsam in den Himmel gewachsen, nicht jedoch die Einnahmen. Wie jedes Jahr sah sich die Regierung genötigt, ihre Prognose des Wirtschaftswachstums nach unten zu korrigieren. Ursprung dieser Misere war unter anderem eine stagnierende Arbeitslosigkeit von etwa 14 %. Weil die Steuerschraube aber nicht beliebig angezogen werden konnte, konzentrierte man sich

zunächst auf die schwächste Gruppe der Bevölkerung: Auf die Ruheständler.
Die aus der Steuermisere resultierenden Fehlbeträge türmten sich zu astronomischen Summen auf, und die unantastbaren Renten – die Rücklagen betrugen zu einem früheren Zeitpunkt viele Milliarden Euro – wurden, von der Öffentlichkeit völlig unbemerkt, vom unersättlichen Schlund der Politik verschlungen und anderweitig verwendet. Aber mit diesem illegalen Griff in die Rentenkassen hatte man sich ein neues Problem geschaffen, ein Problem mit äußerst fragwürdigem Ausgang.
Die Rechnung war zwar einfach: Wenn kein Geld in den Rentenkassen war, auch nicht in den staatlichen und betrieblichen Pensionskassen, mußten die Ruheständler verschwinden, und mit ihnen ihre Ansprüche. So leicht war das. In der Theorie.
Die Praxis verlief ‚leider' nicht immer so reibungslos wie geplant, und für die Behebung ‚etwaiger Störungen' war Rudolf Grabow zuständig. Seiner genialen Präsenz war es zu verdanken, daß in staatlichen Kliniken in den vergangenen Monaten täglich ebenso viele Menschen starben wie während einer Epidemie. Ältere Menschen, versteht sich. Rentner und Pensionäre. Starb ein Ehepartner ‚nach Vorschrift' in einem Krankenhaus, so oblag es Grabow, auch den zweiten zu beseitigen. Das Ergebnis war die komplette Einsparung des Ruhegeldes. Für die Erben blieben lediglich Erinnerungen.

Nach und nach war es Grabow gelungen, bis zu den wichtigsten und effektivsten Zentren vorzudringen, als da waren Gesundheitswesen, Justiz, Polizeiapparat. Unterstützt von der Politik ließ er seiner Phantasie freien Lauf und kaufte sogar Richter, für den Fall, daß es zu durchaus vorhersehbaren Komplikationen kam. ‚*Vertrauliche Mitarbeiter'* nannte er all jene, die in irgendeiner Form für ihn tätig waren. Mit dem einfachen Versprechen, sie würden verschont bleiben bei diesem latenten Entsorgungsfeldzug, wußte er einen verschworenen, verschwiegenen, einen einflußreichen und tatkräftigen Kreis hinter sich.
Juris geheimer Stab hatte sich rasch vergrößert und ließ an Zuverlässigkeit nichts zu wünschen übrig. Gemäß seinen Anweisungen erledigten seine Leute ihre Aufgaben für gewöhnlich präzise, termingerecht und skrupellos. Kam es zu Zwischenfällen, wurde einer bei seiner finalen Tätigkeit gestört oder gar von Polizisten entdeckt, sorgten pekuniäre Gefälligkeiten für ein rasches Vergessen dieser Angelegenheit.
Grabow jedoch genügte das noch nicht. Schnell erkannte er die allzu schleppende, die viel zu langsam voranschreitende Beseitigung der

Ruheständler und suchte weiter intensiv nach einer besseren, nach einer durchschlagenden Methode des Genozids. Was er brauchte war ein Rundumschlag, eine konzertierte Aktion …

Vor langer Zeit schon war die Stimmung unter der Bevölkerung umgeschlagen. Begonnen hatte es mit den Arbeitslosen, die nicht einsehen wollten, daß Menschen jenseits des arbeitsfähigen Alters über erheblich mehr Mittel verfügten als sie selber. Offene Feindseligkeiten schlugen älteren Bürgerinnen und Bürgern entgegen - auch von Beschäftigten - und sie waren nicht imstande, sich dagegen zu wehren.
Immer häufiger kam es zu tätlichen Übergriffen von Jugendlichen, und die meisten Bürger schauten einfach weg, gingen ihrer Wege, wie die berühmten Affen, unter dem Motto: nichts hören, nichts sehen und vor allen Dingen nichts sagen. Die einzigen, die sich zuweilen gegenseitig halfen, waren die Betroffenen selbst - im Rahmen ihrer Möglichkeiten eben. Viel vermochten sie gegen die Jugend allerdings nicht auszurichten. Was blieb war Resignation. Und Hoffnung auf bessere Zeiten.

Eine gewisse Scheu, sich in eine Klinik zu begeben, war bei den älteren Bevölkerungsschichten bereits deutlich spürbar. Sogar Arztbesuche wurden hinausgeschoben, wenn dies möglich war. Den ‚Göttern in Weiß' war beinahe gänzlich das Vertrauen abhanden gekommen, und sie taten sich schwer, es wiederzuerlangen. Viele mühten sich vergeblich. Hauptgrund war die letzte unmißverständliche Direktive aus dem Gesundheitsministerium, die da lautete: *Personen über 60 Jahren wird elementare medizinische Hilfe größtenteils versagt!* Kuren waren ohnehin längst gestrichen. Hinzu kamen Zahnbehandlung und Zahnersatz, die aus eigener Tasche beglichen werden mußten. Es folgte die Weigerung der Finanzierung von Transplantationen und anderen chirurgischen Eingriffen, durch unzumutbare Wartezeiten in die Praxis umgesetzt. Einzig wer die Kosten selber trug, wurde behandelt - was in der Regel mit einem medizinischen Mißerfolg endete. Für die Mehrzahl der Ruheständler schlichtweg eine Katastrophe. Selbst die Batterien der Herzschrittmacher von Menschen über 60 wurden nicht mehr kostenlos nachgeladen. Wenn überhaupt.
Ähnlich verhielt es sich mit Gefängnisinsassen. Obwohl in Deutschland die Todesstrafe seit Jahrzehnten abgeschafft war, wurde sie latent praktiziert. Bei Kapitalverbrechen und Tötungsdelikten. Verurteilte, die mehr als 10 Jahre abzusitzen hatten, wurden behandelt wie Menschen über 60 oder Arbeitslose und kurzerhand eliminiert. Die Justiz-Vollzugskosten waren einfach nicht mehr zu bezahlen.

Die Kultur verkam zusehends. Man warf seinen Abfall auf die Wege, in Parkanlagen, in die Wälder, auf die Straßen, ohne dafür zur Verantwortung gezogen zu werden. Viele Ordnungshüter verdienten diesen Namen längst nicht mehr, zudem war ihre Zahl radikal reduziert worden. Die Mehrzahl war korrupt, es fehlte ihnen an Vorbildern. Wer versuchte, korrekt seinen Dienst zu versehen, wurde von seinen andersdenkenden Kollegen belächelt, gemieden und stand letztlich alleine da.

Grabow wußte jene Tendenzen gnadenlos für sich zu nutzen, den Verantwortlichen der ‚Frankfurter Zentrale' konnte dies nur recht sein. Für sie zählte lediglich das Ergebnis, das Bare.

Daher endete das heutige Zusammentreffen wieder voller Zufriedenheit für alle Beteiligten. Grabow erhielt noch mehr Vollmachten, die Zentrale genehmigte letztendlich alles was er vorschlug. Von allen unbemerkt war irgendwann der Zeitpunkt gekommen, an welchem nicht mehr die Hochfinanz die Fäden zog. Oder die Politiker. Sondern Rudolf Grabow.

***

Der Streifenwagen fuhr an jenem Nachmittag ohne Blaulicht, der junge Fahrer hatte es noch nicht einmal sonderlich eilig. Er befand sich auf der Suche, seine Augen konzentrierten sich auf die Hausnummern der makellosen hellen Fassaden in dieser ruhigen Wohngegend. Beinahe gemächlich rollte der grünweiße Wagen den Bürgersteig entlang, umfuhr sorgfältig die bepflanzten und mit festen Randsteinen versehenen Halbinseln, welche die verkehrsberuhigten Zonen innerhalb des Wohngebietes kennzeichneten. Schließlich gelangte er zum Anwesen der Roths.

Die Bewohner des Hauses Nummer 34 zeigten sich in höchstem Maße alarmiert. Bernd und seine jugendliche Frau Sabine hatten den Wagen nicht vorfahren gehört. Nur zufällig standen sie am Fenster, sahen den jungen Beamten aussteigen, sich umsehen, beobachteten, wie er seine Dienstmütze aufsetzte, sich erneut umblickte und sich danach ins Wageninnere beugte. Als er wieder auftauchte, hielt er einen ledernen Aktenkoffer von gehobener Qualität in seiner Hand.

Bernd, der Ex-Polizist mit seinen vielen tausend Einsätzen, vermochte seine Unruhe ausgezeichnet zu verbergen, Sabine gelang dies weniger gut. Obwohl beider Unruhe sehr unterschiedliche Ursachen hatte. Sabine vermutete eine neue Hiobsbotschaft, den Freundeskreis betreffend. Wer war es diesmal? Bernd dagegen dachte an seine unlängst verübte

Selbstjustiz. Was hatte er bei Rüdiger übersehen? Was war entdeckt worden?
Sabines fragender Blick traf Bernds entspanntes Gesicht, in dem nichts zu lesen stand. Nur seine Augen verfolgten die Schritte des Polizisten, der die Gartentür öffnete, das Grundstück betrat und das Türchen hinter sich wieder schloß. Den Aktenkoffer in der Hand, lief er zielstrebig auf die Haustür der Roths zu.

Eine kaum wahrnehmbare elektrische Spannung kroch über Bernds Rücken und war Ursache dafür, daß sich in seinem Nacken feine Härchen aufstellten. Die Aktion mit dem Escort, von der er Sabine kein Wort erzählt hatte, lag erst wenige Tage zurück. Bernd ließ im Geiste die Ereignisse im Hause Becker noch einmal Revue passieren, in Windeseile, dachte angestrengt nach, was schief gelaufen sein könnte, und wie er notfalls Hermann aus der Sache heraushalten könnte. Allein, in der Kürze der Zeit wollte es ihm nicht gelingen. Da ertönte auch schon die Türklingel. Ungewöhnlich laut, wie beide empfanden.
Mit einem festen Griff suchte Bernd seine Frau zu beruhigen, ging an ihr vorüber zur Tür und öffnete sie. Vor ihm stand der junge Uniformierte und sah ihn forschend an.
„Herr Roth?“ erkundigte sich der Mann höflich.
Mit einem Kopfnicken bestätigte Bernd und fragte nach dem Grund des Besuches.
„Ich soll Sie grüßen lassen von Hauptkommissar Krämer“, fuhr der Beamte fort und wurde nach diesen Worten von Bernd ohne Hast hereingebeten.
Alois Krämer hatte über mehrere Jahre hinweg als sein Assistent Dienst getan, ein zuverlässiger Mann. Die beiden hatten sehr erfolgreich zusammengearbeitet, waren mehr als nur Kollegen gewesen. Nach Bernds Ausscheiden war Krämer nachgerückt, nun war er Hauptkommissar. Aber dieser Umstand alleine konnte Bernd nicht beruhigen.
Dankend nahm der Beamte den ihm in Fensternähe angebotenen Platz an, somit konnte er seinen Dienstwagen im Auge behalten; auch die Tasse Tee, die ihm von Sabine gereicht wurde, schlug er nicht ab. Den Koffer stellte er neben sich auf den Boden.
„Herr Krämer bittet Sie um einen kleinen Gefallen, Herr Roth“, kam der Mann auf den Punkt.
„Er mich?“ fragte Bernd erstaunt und warf seiner Gattin einen verwunderten Blick zu.
In der Tat bat der Aktive den Pensionär um eine Gefälligkeit.

„Wieso hat Alois nicht angerufen?“ fragte Sabine, immer noch ein klein wenig mißtrauisch.
„Er hat es versucht, aber offenbar war niemand zu Hause.“
Das könnte stimmen. Sie waren beide erst vor einer knappen Stunde von einem Spaziergang zurückgekommen und hatten zuvor vergessen den Anrufbeantworter einzuschalten.
Nach einem raschen Blick auf die Uhr begann der Beamte mit seiner kurzen Erzählung. Krämer befand sich im Städtischen Krankenhaus zum Zwecke der Untersuchung eines Raubüberfalls. Ein Mann war vor weniger als drei Stunden überfallen worden, ausgeraubt, zusammengeschlagen, und lag jetzt in äußerst kritischem Zustand auf der Intensivstation der Unfallabteilung. Die Täter waren mit dem Wagen des Opfers geflüchtet.
„Wer ist der Mann?“ lautete Bernds bange Frage, und vor seinem geistigen Auge ließ er die Gesichter seiner Freunde vorüberziehen.
„Das wissen wir noch nicht. Er hatte keine Papiere mehr bei sich, die wurden ihm gestohlen. Aber anhand des Kfz-Kennzeichens, das Passanten uns mitteilten, können die Kollegen den Namen wohl schnell herausfinden. Obwohl es bezüglich des Kennzeichens unterschiedliche Aussagen gibt. Der Überfall spielte sich inmitten der Stadt ab, unmittelbar vor dem Haupteingang des Kaufhofs.“
Jetzt erst kam der Besucher auf den Aktenkoffer zu sprechen. In Ermangelung anderer brauchbarer Hinweise hatten seine Kollegen den Koffer, der beim Opfer gefunden worden war, geöffnet, durchsucht und dabei Listen mit zahlreichen Namen gefunden. Darunter den von Bernd Roth. Der Mann öffnete den Behälter, holte die Listen heraus und reichte sie herüber.
Bernd blätterte sie durch, sie enthielten, alphabetisch geordnet, Namen und Adressen. Gegen Ende entdeckte er tatsächlich seinen eigenen Namen. Aber es stand nicht nur die Adresse dabei: Überrascht mußte er feststellen, daß dort auch seine Versicherungsnummer, seine Krankenkasse sowie die Höhe seiner Pensionsbezüge vermerkt waren und einiges mehr. Hierbei handelte es sich zweifelsfrei um Informationen, die unter den Datenschutz fielen, die als geheim einzustufen waren. Wie konnten sie auf diese Liste gelangen? Sabines Daten fand er ebenfalls. Bernd blätterte weiter, auf der Suche nach ganz bestimmten Hinweisen. Kurz darauf schon entdeckte er die Namen von Freunden, vom gesamten Stammtisch. Felix war dort zu finden, Alex, Walter, Rüdiger und Hermann. Und deren Gattinnen. Alle! Nur Horst und Helen nicht.

Das überraschte ihn jetzt nicht mehr sonderlich; das hatte er beinahe erwartet. Seit er zusammen mit Hermann jene ominösen Schriften aus Rüdigers Computer durchgesehen hatte, wunderte ihn nichts mehr. Denn dort stand zu lesen, daß Rüdiger von einem seiner ehemaligen Arztkollegen unglaubliche Dinge erfahren hatte, die ärztliche Versorgung von Rentnern betreffend: Auf Weisungen von höchster Stelle war die Behandlung von Rentnern und Pensionären sowie deren Lebensgefährten massiv eingeschränkt worden. So stark, daß sie einen Klinikaufenthalt nicht überlebten, sie starben bei geringfügigen Erkrankungen bereits nach den ersten Tagen, einige schon nach Stunden, und in den meisten Fällen lautete die Diagnose Herzversagen. Von unterschiedlichen Medikamenten war in den Aufzeichnungen die Rede, von unglaublich rauhen Methoden im Umgang mit der älteren Generation, von einer ‚lästigen Patientenklientel' schlechthin. Und von einem radikalen Umdenken vieler Ärzte …
Wortlos gab Bernd dem Beamten die Listen zurück, der legte sie wieder in den Koffer.
„Hauptkommissar Krämer hat die Hoffnung, Sie könnten ihm vielleicht weiterhelfen", sagte der Streifenpolizist.
Bernd griff zum Telefon und drückte eine gespeicherte Nummer.

Vera und Brutus befanden sich auf einem ausgedehnten Nachmittagsspaziergang im Wald, Hermann durchstöberte die Zeitungen auf der Suche nach weiteren Berichten über das ‚Unglück' mit dem brennenden Escort. Am Morgen danach war überhaupt nichts zu lesen gewesen, wie er überrascht feststellen mußte, erst einen Tag später. Aus diesem Artikel ging jedoch nicht hervor, ob die Polizei einen Verdacht hegte oder von einem Unfall ausging.
Trotz beruhigender Worte von seiten Bernds wollte sich Hermann nicht damit abfinden, daß ihre heroische Tat so sang- und klanglos im Mediendschungel untergegangen war. Und auch in der heutigen Ausgabe wurde das Ereignis nur als Randnotiz erwähnt. Die Untersuchungen der Spurensicherung hatten zu keinem brauchbaren Ergebnis geführt, das männliche Opfer war bis zur Unkenntlichkeit verbrannt und konnte bisher nicht identifiziert werden, die Behörden gingen von einem tragischen Unglück aus. Möglich wäre auch ein Selbstmord. Die Waffe im Wrack fand keine Erwähnung. Hermann empfand beinahe so etwas wie Enttäuschung.
Er und Bernd hatten sich tags darauf zusammengesetzt, nochmals über den Sachverhalt geredet und sich gegenseitig ein Alibi zugesichert; für

alle Fälle. Bernd war nicht wenig erstaunt gewesen über Hermanns Engagement in dieser heiklen Angelegenheit. Der jedoch empfand zu Recht einen gewissen Stolz, eine Genugtuung gegenüber jener Organisation, die es sich ganz offenbar zum Ziel gesetzt hatte, den Ruheständlern das Leben so schwer wie nur möglich zu machen. Und das Sterben so leicht…
Das Telefon ließ seine musikalische Ouvertüre erklingen, Hermann meldete sich. Es war Bernd.

Die hell erleuchtete Intensivstation befand sich am Ende des langen Ganges, der Patient lag im hinteren Bett neben dem Fenster. Eine nicht enden wollende Batterie von Schläuchen und Drähten war im und am Körper des Mannes befestigt, der künstlich beatmet wurde. Ein Monitor hoch über ihm zeigte die unregelmäßigen Herzlinien, nervös, schnell, stockend. Neben dem Bett saß eine Frau mit tränennassem Gesicht, hielt die Hand des Mannes und sah nicht einmal auf, als die Besucher eintraten.

Hauptkommissar Alois Krämer hatte Bernd und Hermann im Vorraum der Krankenstation in Empfang genommen, ihnen kurz mitgeteilt was geschehen war und was die beiden noch nicht wußten. Dazu gehörte auch der Name des Opfers. Es hieß Kleinschmitt. Horst Kleinschmitt. Deshalb waren Hermann und Bernd in keiner Weise überrascht, als sie nach anfänglichem Zögern das Zimmer betraten und an der Seite des Verletzten Helen erblickten, Horsts Gattin.
Erst als Bernd dicht hinter sie getreten war und sie an der Schulter berührte, drehte Helen sich um – und erschrak maßlos. Noch mehr Tränen flossen, liefen über ihr Gesicht, sie begann haltlos zu schluchzen. In dieser ungewöhnlichen Situation legte Bernd seine Hand dennoch freundschaftlich auf ihren Kopf. Hermann, ebenfalls peinlich berührt, gesellte sich dazu, und auch er tröstete die Freundin so gut es in dieser Stunde eben ging.
Im Hintergrund sprach Krämer mit dem Arzt, hoffte innig, von dem Verletzten ein paar wichtige Informationen erhalten zu können, aber der Mediziner machte ihm diesbezüglich keinerlei Hoffnung.
„Er hat schwerste Kopfverletzungen erlitten, Schädelfrakturen, Gehirnblutungen. Sprechen werden Sie mit ihm nicht mehr können. Es sind nur die Geräte, die seinen Körper am Leben erhalten“, sagte er mit leiser Stimme. „Das Hirn ist tot. Seine Frau weiß es bereits.“
Auf dem Flur rief eine Schwester laut seinen Namen, der Arzt verabschiedete sich hastig und ließ Hauptkommissar Krämer stehen. Da

der seinerseits nichts weiter in Erfahrung bringen konnte, zudem die Tragik am Krankenbett des Opfers sah, gab er Bernd mit der Hand ein Zeichen und zog sich dezent zurück.
Helen war nicht zu beruhigen. Inmitten ihrer Haushaltstätigkeit war sie in die Klinik gerufen worden, wo sie ihren Gatten besinnungslos vorfinden mußte, schwerverletzt, ohne Hoffnung auf Genesung.
Minutenlang konnte sie nicht sprechen, lehnte nur ihren müden Leib an die beiden Freunde, ließ aber die Hand ihres Gatten dabei nicht los. Ein Weinkrampf folgte dem nächsten, Hermann sah sich genötigt einen Mediziner um Hilfe zu bitten. Der gab ihr ein Beruhigungsmittel, aber es vergingen weitere lange Minuten, bis es zu wirken begann, bis sich ihr Körper entspannte, bis der Tränenfluß nachließ und ihre gemarterte Psyche es ihr wieder gestattete, etwas ruhiger Luft zu holen, kontrolliert zu atmen. Allmählich gelang es Helen sogar, verständlich zu sprechen. Wie es schien, hatte sie einiges zu erzählen.

Auf Anraten des Stationsarztes verließen die drei schließlich das Krankenzimmer. Bernd und Hermann stützten Helen, brachten sie zum Wagen und fuhren sie nach Hause. Dort angekommen brach es aus der Frau heraus. Wie ein Sturzbach plätscherten die Worte aus ihrem Mund, Worte, welche die beiden Männer mit Entsetzen zur Kenntnis nahmen.

Kapitel X

Der große blanke Aluminiumbehälter stand auf dem glattpolierten Tisch in einem Flachbau des ***Vita Pharma Konzerns*** und wackelte beinahe unmerklich. Die Flüssigkeit in seinem Innern hatte noch nicht die Zeit gefunden sich zu beruhigen. Vor wenigen Sekunden erst war der luftdicht versiegelte Kanister von Roald Nielsen dort abgestellt worden. Er wirkte etwas deplaziert, trug keine Aufschrift, gerade eben aus der Transportkiste entnommen. Auf dieser jedoch konnte man ein gelbes Etikett erkennen: Die Kiste kam aus Bangalore, Indien.
Es war ein gewaltiges Stück Arbeit gewesen, in den Besitz jener Substanz zu gelangen, die dort auf dem Tisch stand und mittlerweile ihre Ruhe gefunden hatte; eine trügerische Ruhe. Völlig bewegungslos verharrte der Behälter jetzt, wie festgefroren.

Grabow war unzufrieden gewesen. Die Beseitigung der Alten, wie er es nannte, ging ihm nicht schnell genug. Was er benötigte war ein heimliches aber wirksames Präparat, welches in viel größerem Umfang einzusetzen war als alles bisher Dagewesene. Ein Präparat, das unauffällig war, preiswert und dabei absolut zuverlässig.
In heimischen Gefilden hatte seine aufwendige Suche begonnen, konzentrierte sich zunächst auf kleinere Chemielabors, aber bald schon mußte er sich eingestehen, daß er auf diese Weise nicht weiter kam. Einer seiner nächsten Schritte führte ihn nach Südafrika, danach knüpfte er Kontakte in Buenos Aires.
Aber erst im Hochland von Dekhan wurde er fündig. Die indische Millionenstadt Bangalore, Zentrum der Computerindustrie und Sitz des ***Indian Institutes of Science*****,** war wie geschaffen für Grabows ‚Problem'. In den dortigen Laboratorien war er auf Medjar Singh gestoßen, seines Zeichens Chemiker und Toxikologe ersten Ranges. Singh hatte sich bei der Bekämpfung der Rattenplage in den nördlichen Hafenstädten Surat und Bombay sowie in Kalkutta, wo er die ungeliebten Nager millionenfach durch wohlschmeckende, aber vergiftete Nahrungsmittel zu dezimieren vermochte, einen zweifelhaften Ruf erworben. Als wahrer Volksheld war er gefeiert worden, sein Bild ging damals um die Welt, seine Verdienste verhalfen ihm zu dem heroischen Namen: „Retter der Küsten". Der Inder trug es mit Fassung, der Trubel um seine Person war ihm lästig. Seine Ziele lagen mehr im beruflichen Bereich, weniger im medialen.

Singhs Karriere verlief durchaus nicht geradlinig. Als sechstes Kind einer Wäscherin und eines Schwefelsammlers verbrachte er seine Jugend in der Umgebung von Maddipenta - etwa 150 Kilometer südlich von Hyderabad gelegen - mit dem Fangen von Schlangen, denen er das Gift entnahm und sammelte. Schon im Kindesalter waren ihm die wundersamen Wirkstoffe des Schlangengifts bestens vertraut.
Und bereits in jungen Jahren experimentierte er mit verschiedenen Giftmischungen, mußte jedoch die dortige Schule nach vier Jahren verlassen, nachdem einer seiner Lehrer kurz nach der Zeugnisvergabe auf mysteriöse Weise ums Leben gekommen war; aber eine direkte Beteiligung konnte ihm nie nachgewiesen werden.
In der Folgezeit durfte er zusammen mit seinem Vater Schwefel vom nahe gelegenen Plato nach Maddipenta tragen. An den dortigen Steilhängen trat das ätzende Element aus Rissen im Erdboden als gelber überriechender Dampf zutage, kristallisierte an der Luft und legte sich wie ein fester, teilweise mehrere Zentimeter dicker Mineralienteppich auf den Untergrund, wo er von den Arbeitern mit primitivem Werkzeug abgeschlagen und in Körben zum Dorf geschleppt wurde. Ein überaus harter Broterwerb, besonders für den Jungen.
Es lag auf der Hand, daß diese Tätigkeit den Knaben nicht zufriedenstellen konnte. Seine Domäne war von je her die Chemie, und so dauerte es nicht lange, bis ein Dorfapotheker auf ihn aufmerksam wurde und es irgendwie schaffte, dem Jungen eine Ausbildung als Chemiker zukommen zu lassen. Seine Eltern wären dazu außerstande gewesen.
Medjar Singh erwies sich als derart gelehrig, daß er seine Ausbildung bald im englischen Cambridge fortsetzen durfte. Lange hielt es ihn dort nicht, denn die Mottenkugeln, die er kreierte, töteten neben den nächtlichen Plagegeistern auch ein paar Katzen und Hunde, die mit den Kugeln gespielt hatten. Bei Menschen verursachten sie langanhaltende Übelkeiten bis hin zu schwersten Erkrankungen.

Mit seinen überragenden theoretischen Fähigkeiten gelangte er schließlich an die Universität von San Diego, Kalifornien, wo man ihn mit der diffizilen Schädlingskontrolle auf den Orangenplantagen betraute. Seinen Mixturen war es letztlich zu verdanken, daß in ganz Südkalifornien die Plantagenschmarotzer in kurzer Zeit steril wurden. Leider zeigten sich auch hier bald unerwartete Nebenwirkungen – die Vögel, welche die sterilen Insekten fraßen, verloren u.a. ihre Federn – was schließlich seine Rückreise nach Indien bewirkte, wo der ‚gefährliche Chemiker' Singh endlich in Bangalore an den ***Indian Instituts of Science*** seinen Platz fand. Dort durfte er nach Herzenslust

experimentieren, ihm standen großzügige Mittel zu Verfügung, und so wurde er in Kürze zum gefeierten „Retter der Küsten“.

Seine tödlichen Rezepte basierten hauptsächlich auf Zucker. Im Lebensmittelbereich fühlte sich Singh besonders zu Hause, schuf in seinem großen Labor völlig neue Zuckerarten. Manche schmeckten ungewöhnlich süß und wiesen in Verbindung mit mehrwertigen Hydroxylgruppen derart dichte Molekülketten auf, um sie schon in geringfügiger Dosis hochgradig giftig wirken zu lassen. Dabei dufteten sie unwiderstehlich, geradezu geschaffen, um der Rattenplage in großen Städten Herr zu werden. Ganz im Gegensatz zu herkömmlichen Giften, die von einigen Tieren aufgenommen, nach deren Dahinscheiden von ihren Artgenossen jedoch verschmäht wurden, zogen Singhs Zuckergifte diese unappetitlichen, nacktschwänzigen Nager magisch an. Daher entschieden sich die Stadtväter der betroffenen Orte für seine wirksame Methode. Denn mit den gängigen Bekämpfungen mittels Schlangen, die in die unterirdischen Bereiche der Ratten gelassen wurden, ließen sich keine brauchbaren Ergebnisse erzielen. Teilweise wurden die Schlangen selbst Opfer der gefräßigen Nagetiere.

Wie es Singh gelungen war, aus dem genießbaren Zucker, dem reinen Kohlenhydrat quasi, die hochgradig giftige, dem Methanol verwandte Substanz mit der unvollständig bekannten Formel CH_3OH ... zu entwickeln, blieb sein Geheimnis. Niemals hätte er die präzise Mischung preisgegeben. Die Wirkungsweise jedoch war jedermann bekannt. Während dieser ‚Spezialzucker’, einmal ins Blut gelangt, zu Beginn übersteigerte Muskelaktivität verursachte, bis hin zu Veitstanzsymptomen, sorgte das Methanol für Blindheit mit anschließendem Versagen aller lebenswichtiger Organe. Innerhalb weniger Stunden starben die Opfer einen qualvollen Tod.

Als der Chemiker Medjar Singh sein Produkt für vollendet erklärte, genügte ein Milligramm davon - eine Menge, die auf der Spitze eines Bleistifts ausreichend Platz fand - um 200 Ratten zu töten. Dazu roch und schmeckte es verführerisch, im wahrsten Sinne des Wortes *unwiderstehlich*. Singh durfte es zu Beginn seiner Kampagne nicht massiv verwenden, viel zu groß wären die gesundheitlichen Gefahren für die Bevölkerung gewesen, ausgehend von den massenhaft auftretenden Tierkadavern.

Daher setzte er sein Gift anfangs sehr sparsam ein. Als die ersten toten Nager von ihren eigenen Artgenossen verzehrt worden waren, die sich dabei ebenfalls vergifteten, bedurfte es nicht mehr viel, und die Ausrottung begann sich wie eine Lawine zu verselbständigen. Entgegen

aller behördlicher Warnungen, diese Ratten auf keinen Fall mit den bloßen Händen zu berühren, kam es doch zu zahlreichen Todesfällen unter der Bevölkerung, weil zahllose Tiere im Kochtopf landeten.
Alles in allem dennoch ein unglaublicher Erfolg des Chemikers Medjar Singh, in dessen Labors jeder Beschäftigte nur mit Atemschutz arbeiten durfte. Diese Anordnung jedoch verhinderte nicht den Tod eines Unvorsichtigen, der sich trotz eines defekten Luftfilters zu nahe an eine offene Zentrifuge begeben hatte. Allein die austretenden Dämpfe reichten aus, den Mann binnen Minuten besinnungslos werden und nach wenigen Stunden sterben zu lassen.

Und jener bedauerliche Zwischenfall hatte Grabow, der aus einem pharmakologischen Fachjournal davon erfahren hatte, auf den Plan gerufen. Sofort setzte er sich mit Singh in Verbindung, flog nach Bangalore und traf sich mit dem berühmten Chemiker. Grabow berichtete ihm von ungeheuren Rattenplagen in der Kanalisation deutscher Großstädte und fand in Singh einen interessierten Zuhörer. Kurz nur waren die Verhandlungen, der Preis stimmte, und bald schon befand sich ein Flugzeug mit der todbringenden Fracht an Bord auf dem Flug nach Deutschland.

Roal Nielsen stand vor dem blankpolierten Tisch und schaute nachdenklich auf den silbrig glänzenden Kanister. Nielsen war Däne und arbeitete seit Jahren hier bei der ***Vita Pharma AG*** als Chemiker. Unter seiner verantwortungsvollen Obhut galt es nun, dieses gefährliche toxische Produkt zu binden, in eine zähflüssige Masse umzuwandeln, ohne deren Wirksamkeit zu mindern. Dafür boten sich mehrere Träger an. Nielsen entschied sich letztlich für ein Polysacharid, einen pflanzlichen Grundstoff, für die Zellulose, wenn man so will. In Verbindung mit Flüssigkeit läßt jene farblose Materie eine Art Leim entstehen, zähfließend, einem Tapetenkleister nicht unähnlich, der an der Luft trocknet und den man leicht wieder anfeuchten kann. Genau das war es, was Nielsen benötigte. Eine Substanz, die trocken war und nach dem Anfeuchten klebte.

Am frühen Nachmittag war der Däne soweit. Die fertige Zellulose hatte er sich herüberschicken lassen, man verfügte hier bei ***Vita Pharma*** über ausreichende Vorräte. Nielsen schaltete das Gebläse ein, welches diesen Raum mit Frischluft versorgte und setzte obendrein die Maske auf, um zu verhindern, daß seine Atmungsorgane in Kontakt gerieten mit den Dämpfen der giftigen Flüssigkeit im Kanister. Auch Gummihandschuhe vergaß er nicht.

In der Folge trug er den Alubehälter zur Mischtrommel hinüber, wo er den versiegelten Schraubverschluß öffnete und den glasklaren Inhalt in die Trommel goß. Er prüfte nochmals seine Maske, stellte den leeren Kanister beiseite und verschloß ihn wieder akkurat. In diesen Räumen wurde mit hochgiftigen Stoffen hantiert, hier mußte äußerste Sorgfalt walten, alles andere käme einem Selbstmord gleich.
Nielsen klappte die gläserne Abdeckung herunter, schaltete die Trommel ein und beobachtete, wie sich der metallene Rührhaken in Bewegung setzte. Mit der linken Hand hob er ein kleines Fenster auf dem Deckel an und schüttete eine bestimmte Menge Zellulose hinein. Dann sah er zu, wie die tödliche Substanz langsam eingedickt wurde. Durch seine langjährige Tätigkeit beim Mischen vergleichbarer Produkte kannte er das Verhältnis genau, untersuchte dennoch immer wieder die Viskosität. Nach der festgesetzten Zeit stellte er die Rührvorrichtung ab.
Als nächstes griff er sich einen langstieligen Pinsel, steckte ihn durch das kleine Fenster in der Abdeckung und tauchte ihn ein in die zähe honigartige Masse. Danach versah er ein vorbereitetes Papier mit einer dünnen Schicht. Daraufhin wartete er ein paar Minuten, um den Trocknungsvorgang zu observieren. Alles verlief zu seiner vollen Zufriedenheit.
Eine vorwitzige Fliege hatte sich in den Raum gewagt, störte ihn bei seiner Arbeit durch ihr tiefes Brummen, wenn sie an seinem Kopf vorbei huschte. Mehrmals schüttelte Nielsen unwillig sein Haupt. Zwar gelang es ihm zwischendurch, das lästige Insekt zu verjagen, aber stets kehrte es Sekunden später zurück. Bis es schließlich ein klein wenig zu dicht an dem noch feuchten, süßen, klebrigen Papieraufstrich vorüber flog.
Nur der Hauch eines Duftes mag die Fliege berührt haben, was sie sogleich abstürzen und unsanft auf dem Boden landen ließ. Noch nicht einmal ihre Beine zuckten mehr, so schnell starb das Insekt. Selbst ein Mann wie Nielsen, mit seiner jahrelangen Erfahrung, war zutiefst beeindruckt. Mit dem Gummihandschuh berührte er letztendlich behutsam die getrocknete Schicht, er blieb nicht haften. Nielsen verließ das Labor, nahm die Maske ab und griff zum Telefon.

Die Hauptarbeit stand noch bevor. Denn nun galt es, die Laschen der dafür vorgesehenen grünen Briefumschläge damit zu bestreichen. Für solche Fälle wurden die werkseigenen Etikettier-maschinen eingesetzt. Immerhin waren 15 Millionen solcher Umschläge mit dem tödlichen Leim zu versehen. Das jedoch fiel nicht in Nielsens Ressort. Dafür waren andere zuständig. Er hatte seine Arbeit pflichtbewußt erledigt.

***

Zwei sehr unterschiedliche Gestalten stapften durchs feuchte Laub des kahlen Frühlingswaldes, unterhielten sich angeregt, während ein großer grauer Hund scheinbar ziellos seine Kreise um die beiden zog. Brutus war wohl auf die Spur eines Hasen gestoßen und befand sich auf der ‚Jagd' nach der Beute. Die Nase tief am Boden, suchte er sein Opfer, das aber hatte sich längst in Sicherheit gebracht. Zudem waren des Jägers raschelnde Schritte im Laub weit zu hören und verschafften jeglichem Wild in der Nähe genügend Zeit zu verschwinden.

Bernd und Hermann sprachen über Rüdigers Aufzeichnungen. So blieb es nicht aus, daß sie hin und wieder abschweiften zu den überaus erschreckenden Eingeständnissen, die ihnen Horsts Ehefrau Helen nach ihrer Rückkehr aus der Klinik gemacht hatte. Vieles wußten sie bereits, oder erahnten es, einiges war neu für sie. Zum Beispiel die Tatsache, daß Horst für seine Gefälligkeiten erhebliche Summen Geldes erhalten hatte.
Über die ‚berufsfremden Tätigkeiten' ihres Gatten war sie erstaunlich gut unterrichtet gewesen. Tätigkeiten, die ihnen beiden ein sorgenfreies Leben hätten bescheren sollen - und die ihr letzten Endes in Wahrheit lediglich Isolation einbrachten. Denn nach ihrer tränenreichen Offenbarung zogen sich alle Bekannten und Freunde, die davon erfuhren, von ihr zurück. Von nun an hielt sie sich allein in ihrem teuren Bungalow auf, lebte von den Ersparnissen ihres Gatten und harrte der Dinge, die da kommen würden.

Horst hatte jene Attacke nicht überlebt, und Helen, inzwischen Witwe, trug ihr schweres Los keineswegs mit stoischer Gelassenheit. Im Gegenteil. Bereits unmittelbar nach der Beerdigung, an welcher die verbliebenen Freunde - trotz allem - teilgenommen hatten und die mit einem gemeinsamen Beisammensein endete, begann Helen mit ihren Kassandrarufen. Wie sie nun ihren Lebensunterhalt bestreiten solle und wie sehr sie den Luxus vermissen würde usw. Die Freunde konnten es beinahe nicht ertragen. Es schien, als könne diese Frau nicht richtig begreifen, womit sich Ihr Ehemann beschäftigt hatte, woher dieser Reichtum tatsächlich gekommen war. Oder es interessierte sie nicht.

Nachdenklich starrte Bernd dem grauen Wolfshund hinterher, bevor er Hermanns Arm ergriff und ihn festhielt.
„Wir wissen noch immer nichts Genaues über den Verbleib von Rüdiger und Ilona. Wir wissen nur, daß sie auf deren Liste standen. Aber den Worten dieses ... dieses ... Nico zufolge, wurden auch sie von *denen* irgendwie …verbrannt. Wenn wir nur erfahren könnten, wer *Die* sind."

Mit *Die* meinte Bernd jenen Juri, von dem Nico in seinem Übermut so freizügig geplappert hatte; und dessen Auftraggeber. Denn daß diese beiden aus eigenem Antrieb heraus agierten und agiert hatten, schloß Bernd aus.
Hermann deutete auf eine dunkle, feuchte Holzbank, und die zwei ließen sich darauf nieder, trotz der unangenehmen Frische im Forst.
„Helen hat eine Telefonnummer erwähnt, die Horst manchmal angerufen hat“, erinnerte sich Hermann. „Und einen Mann, der sie ab und zu besucht hat.“
Bernd bestätigte das. Er kannte diese Nummer, hatte schon mehrmals versucht dort anzurufen, es kam aber nie eine Verbindung zustande. Es schien, als fehlten am Ende einige Zahlen, denn die Leitung blieb tot. Kein Ton, kein Klickern, kein Tuten, nichts. Nur Stille.

Tage hatte es gedauert, bis Hermann und Bernd die ganze Tragweite dessen, was ihnen Horsts Gattin erzählt hatte, begreifen konnten, begreifen mußten. Von einem in der menschlichen Geschichte einmaligen Genozid war die Rede gewesen, von unnützen Menschen, von brauchbaren und unbrauchbaren, von Bürgern, denen man das Lebensrecht absprach – ganz einfach, weil sie zu alt waren. Und damit zu teuer!

Wie Rüdiger bei Gesprächen mit Ex-Kollegen herausgefunden hatte, war die nachlässige Behandlung der Älteren in den Kliniken sowie das zuweilen planmäßige Dahinscheiden derselben von höchster Ebene angeordnet worden. Außerdem gab es seit geraumer Zeit diese Bestrebungen, älteren Menschen teure Operationen einfach zu verwehren, wenn sie ein bestimmtes Alter überschritten hatten; auch dies ein Eingriff ohnegleichen in das Lebensrecht der älteren Generation. Denn das bedeutete, daß ein etwa 60 jähriger Patient in Zukunft vergeblich auf ein Spenderorgan hoffen durfte, weil man dies einem Jüngeren gab; in vielen Fällen ein offizielles Todesurteil von seiten der Krankenkassen. Unterstützt wurde dieses Verfahren noch dadurch, daß Ärzte ihren älteren Patienten vielfach teure Medizin verschrieben, welche die Kassen nicht bezahlten und die eklatante Gegenreaktionen hervorriefen. Reaktionen, die Patienten oft nicht überlebten. Auf diese Weise finanzierten sie ihr eigenes Ableben.
Von Geräteabschaltungen bei Komapatienten oder vergleichbaren ans Bett gefesselten Menschen las man regelmäßig. In den letzten Wochen brannten zahllose Seniorenheime bis auf die Grundmauern nieder – Überlebende gab es kaum.

Aber nun dieses! Daß dem Staat allenthalben Geld fehlte, war hinlänglich bekannt, was aber war aus dem Generationenvertrag geworden? Jeder, der während seines Arbeitslebens Einzahlungen in Renten – oder Pensionskassen tätigte, hatte einen *Anspruch* auf diese Altersbezüge, ein staatlich verbrieftes Recht darauf! Wo waren diese Gelder hingelangt? Die eine oder andere empfindliche Kürzung hatten alle hinnehmen müssen, auch die Ruheständler. Aber so etwas?
„Wie heißt dieser Mensch in Frankfurt, von dem Helen gesprochen hat?“ unterbrach Hermann die Gedanken seines Freundes.
Bernd war tief hinabgetaucht in dieses schicksalsträchtige Labyrinth, bestehend aus Lügen, Egoismus und Raffgier, aus der ewigen Verschwendungssucht der Politiker und dem daraus resultierenden notorischen Geldmangel, bis hin zum organisierten Mord, daher benötigte er ein paar Sekunden, um Hermanns Frage zu verstehen.
„Der Mann heißt …Grabow“, kam es tonlos über seine Lippen.
„Warum gehen wir nicht einfach zur Polizei oder zu einem ... Gericht?“ fragte Hermann den Freund.
Diese Frage hatte Bernd längst erwartet. Warum hatte Rüdiger nicht jene amtlichen Stellen aufgesucht, nachdem er mit dieser unglaublichen Sache konfrontiert worden war? Die Antwort war denkbar einfach.
„Rüdiger war der Ansicht, er könne niemandem mehr trauen. Seinen Arztkollegen nicht und schon gar nicht der Justiz. Erinnere dich nur an deinen vergeblichen Versuch, nach ihrem Unfall die Einlieferung der beiden Beckers in die Klinik zu verhindern. Inzwischen teile ich Rüdigers Bedenken.“

Zusammengesunken saßen die beiden Männer auf jener feuchten Bank unweit des Waldrandes, jeder hing seinen Überlegungen nach, keiner bemerkte, daß der große Wolfshund mittlerweile hinter der Lehne stand. Er hatte seine erfolglosen Jagden beendet, schaute interessiert auf die beiden, streckte seine Schnauze unter der Lehne hindurch und stieß Hermann an die Hüfte. Der legte seine Hand auf die kalte Nase des Tieres.
„Man müßte diesen Grabow ... fragen.“
Heiser, fast gehaucht kullerten die Worte aus Hermanns Mund, während er damit beschäftigt war, Brutus‘ Schnauze zu kraulen.
„Fragen?“
Beinahe belustigt sah Bernd den Freund an.
„Wir sollen ihn fragen? Was er damit zu tun hat? *Hermann*!“
Wie leichter Tadel klang es in Hermanns Ohren, ein berechtigter Tadel, wie er zugeben mußte. Natürlich würde dieser Mensch aus freien

Stücken nichts ausplaudern, weder gegenüber Bernd noch in Gegenwart eines Richters. Wenn es ihnen überhaupt gelingen würde, Grabow zu erwischen. Nein, nein, sie müßten anders vorgehen, selbst die Initiative ergreifen, wie sie es schon einmal getan hatten. Recht erfolgreich, wie Hermann sich gerne erinnerte. Er bedauerte es nachträglich noch immer, daß sie diesen Nico nicht zu einer vollständigen Aussage bewegt hatten. Aber an wen hätten sie sich mit diesem Geständnis wenden sollen? Wie es aussah, war tatsächlich der gesamte Staatsapparat unterwandert, einschließlich der Justiz.
„Selbst wenn wir Beweise hätten, würde uns das nichts nützen."
Mehr gedacht als gesprochen hatte Bernd diese Worte, dennoch erwirkten sie Hermanns stummes Einverständnis. Sie mußten selbst tätig werden, sie waren auf sich alleine gestellt, konnten auf keine fremde Hilfe rechnen. Im Gegenteil! Sie liefen sogar Gefahr, dabei ihre Gesundheit aufs Spiel zu setzen, wenn nicht gar ihr Leben. Das war ohnehin extrem gefährdet, wie sie beide am eigenen Leib verspürt hatten. Das Leben eines Ruheständlers besaß in Deutschland heutzutage nun mal den Wert null.
„Ich müßte mir diesen Grabow einmal ansehen. Vielleicht offenbart er unfreiwillig ein paar Dinge, die er besser für sich behalten würde. Wer weiß?"
Ziemlich überzeugend sagte Bernd dies, und Hermann sah sich bereits wieder in der Rolle des Helfers, die ihn mit soviel Stolz, mit soviel Genugtuung erfüllt hatte, als in einer dunklen Nacht ein alter Escort brennend in einen Steinbruch stürzte.

***

Beinahe bewegungslos zeigte der ausgestreckte Arm nach vorne. Nicht zu fest, aber durchaus entschlossen hielt die Hand die Schnellfeuerpistole. Das linke Auge des Mannes trug eine Abdeckung, um dem rechten das Zielen zu erleichtern. Der Mann wartete. Außer ihm war niemand anwesend, was seine Konzentration erhöhte. Die drei Bahnen links neben ihm und jene zwei auf der rechten Seite waren unbesetzt. Langsam senkte sich die Hand mit der Waffe wieder.
Bernd führte das Magazin ein, entsicherte die Pistole - eine deutsche Präzisionswaffe der Marke Walter, Kaliber 22, und lud sie durch. Mit der linken Hand drückte er den roten Knopf auf der Ablage. Seine Füße suchten ihre Position, die rechte Schulter schob er etwas nach vorne.

Mit einemmal kam Bewegung in die 25 Meter entfernte Wand. Wie von Geisterhand berührt zeigte sich eine schmale längliche Scheibe mit den Ausmaßen einer menschlichen Person, auf deren Brust man eine Zielscheibe erkennen konnte. Bernd hob den Arm, visierte kurz an und drückte ab.
Genau genommen drückte er nicht wirklich ab. Vielmehr löste sich der Schuß genau zu dem Zeitpunkt, als das Ziel exakt vor Kimme und Korn auftauchte. Und schon drehte sich die Scheibe wieder weg, Bernd senkte den Arm.
Er hatte die Geschwindigkeit der Anlage auf *langsam* eingestellt. Es kam ihm auf die Treffgenauigkeit an und nicht auf die Schnelligkeit. Vor Jahren noch, als er aktiven Dienst bei der Wiesbadener Kriminalpolizei tat, gehörte es zu den beliebten Spielen der Kollegen, die Geschwindigkeit stets zu steigern, solange, bis dem Schützen kaum mehr Gelegenheit blieb zu zielen. Dies sollte die harte Realität simulieren, die den Beamten zuweilen nicht einmal die Zeit ließ, ihr Gegenüber richtig auszumachen. In diesen Momenten zeigte es sich, wer aus einem inneren Gefühl heraus schoß, und wer zu lange überlegte. Bernd hatte immer zu jenen gehört, die nur abdrückten, wenn sie sich ihrer Sache sicher waren. Immer!

Im Laufe seiner Wiesbadener Dienstzeit hatte er nur dreimal von seiner Waffe Gebrauch machen müssen, aber in allen drei Fällen blieb ein Verletzter mit durchschossenem Oberschenkel zurück. Getötet hatte Bernd im Dienst keinen Menschen - die Polizeiarbeit jedoch tötete anderes.
Als erstes starb das Gefühl. Wie viele Male war er zu Einsätzen gerufen worden, wo es Tote zu beklagen gab, wie oft stand er vor schrecklich entstellten Opfern, bei denen man auf Anhieb nicht einmal erkennen konnte, um welches Geschlecht es sich handelte. Wer dabei nicht abschalten konnte und sich nur auf das Notwendige, auf das Sachliche konzentrierte, der bekam ganz schnell Probleme und mußte sich in langen Gesprächen mit Polizeipsychologen seine mentale Stabilität erst wieder erarbeiten.
Nach dem soundsovielten Toten betrachtete man das Opfer nur noch als Objekt, mit dem man sich befassen mußte, nichts weiter. Selten nur, vielleicht, wenn es sich um einen sehr jungen Menschen handelte, überkamen die Beamten Gedanken, die außerhalb des Beruflichen lagen. Aber man ließ sie nicht zu dicht an sich herankommen, das war besser so.

Dreimal schoß Bernd sein Magazin leer, kontrollierte die Einschüsse genau und reinigte anschließend seine Sportwaffe, mit der er in der Lage war, auf 25 Meter Entfernung einen Kronkorken zu treffen. Diese kostbare Waffe sah überhaupt nicht aus wie eine gewöhnliche Pistole. Der Griff aus hellem Holz war eigens für seine Hand gearbeitet worden und paßte wie angegossen. Auch der ganze Aufbau erinnerte mehr an ein Werkzeug denn an eine Waffe. Nichtsdestotrotz handelte es sich hierbei um eine Faustfeuerwaffe allerhöchster Präzision, die es sorgfältig zu pflegen galt.
Im Anschluß wurde die Waffe im metallenen Koffer verstaut, das leere Magazin daneben gelegt. Seit seiner Pensionierung besaß er keinen Waffenschein mehr, der es ihm gestattete, eine Pistole am Körper zu tragen. Und der Gesetzgeber verbot es, eine geladene Waffe zu transportieren. Bernd hielt sich daran; meistens.

***

Die Schwierigkeiten bestanden darin, jeglichen Körperkontakt zu vermeiden und obendrein die Atemwege zu schützen. Am besten wäre es natürlich, die Maschinen würden die gesamte Arbeit übernehmen, das aber konnten sie nicht. Zwar waren sie bestens in der Lage, diese gummiartige Masse auf die Laschen der relativ kleinen grünen Couverts aufzutragen, die Schriftstücke jedoch ins enge Innere zu legen, dazu brauchte es Menschenhände. Aus diesem Grunde waren die Antwortformulare von vorneherein in mühseliger Handarbeit von einer Armada arbeitsamer Frauen in die bereits frankierten und mit einer Rückadressierung versehenen grünen Couverts gelegt worden.
Nachdem der toxische Klebstoff aufgetragen und getrocknet war, wurden die grünen Umschläge zusammen mit dem Begrüßungsschreiben maschinell in die ebenfalls schon adressierten, aber etwas größeren gelben Versandtaschen gesteckt. Niemand kam mehr mit ihnen in Berührung. Immer neue Ladungen stapelten sich auf dem Transportwagen, wurden weggebracht und vor dem Verschicken mit der Post in einem geeigneten Lagerraum der ***Vita Pharma AG*** untergebracht. 15 Millionen Versandtaschen waren keine Kleinigkeit, sie benötigten Platz.

Zunächst war vorgesehen, erst einmal 100 000 Couverts an ausgesuchte Personen zu versenden und die Resultate auszuwerten. Die Anordnung kam von Rudolf Grabow persönlich und wurde sofort durchgeführt. Im gesamten Staatsgebiet erhielten Ruheständler - sowie

zahlreiche Arbeitslose jenseits der Fünfzig - in diesen Tagen Post von Regierungsämtern, von Kranken - und Rentenkassen und ähnlichen Institutionen, die von ihnen wissen wollten, welche Verbesserungen sie in bezug auf das Gesundheitswesen vorzuschlagen hätten, was es zu beanstanden gab usw. Nachdem die Empfänger die Vordrucke mit dem Vermerk ***‚Eilig'*** ausgefüllt hatten, steckten sie sie in die grünen Umschläge, feuchteten mit der Zunge die fatalen Klebestreifen an, verschlossen die Couverts und schickten sie portofrei an die bereits aufgedruckte Adresse zurück.
Bis das Gift seine volle Wirkung zu entfalten begann, vergingen Stunden, wie man bei ***Vita Pharma*** errechnet hatte, somit waren die Beweisstücke längst wieder unterwegs zu ihren Bestimmungsorten. Niemand konnte Vermutungen anstellen bezüglich gewisser grüner Couverts, die bei den Opfern gar nicht mehr zu finden waren. Zurück blieb lediglich eine leere, gelbe, völlig harmlose Versandtasche. Durch den Vermerk ***‚Eilig'*** sahen sich die Empfänger zusätzlich genötigt, keine Zeit verstreichen zu lassen und die Antwortschreiben unverzüglich und kostenlos zurückzuschicken. Ein wahrhaft perfekter Plan.
Die Rücksendungen trafen bei verschiedenen Briefkastenfirmen ein, wurden gesammelt, an ***Vita Pharma*** zurückgeschickt und dort ordnungsgemäß entsorgt. Es waren ausschließlich Briefe von Toten. Der Kreislauf schloß sich lückenlos.

***

Das graue Amtsgebäude ragte in den ebenso grauen Frühlingshimmel, fünf Stockwerke türmten sich akkurat übereinander, erweckten den Eindruck gewaltiger Bauklötze, von einem Riesen mit mächtiger Hand zusammengefügt. Leichter Regen fiel aus den tiefhängenden Wolken, Nieselregen, der Wege und Straßen glitschig werden ließ, für Jung und Alt gleichermaßen gefährlich.
Der gläserne Haupteingang, unmittelbar an der Straße gelegen, konnte nicht verhindern, daß lästiger Verkehrslärm bis ins Gebäudeinnere drang. Bernd versetzte der Drehtür einen leichten Stoß und lief hindurch, während Hermann ihm zu folgen versuchte. Vorbei am Pförtner steuerten sie den übersichtlichen Wegweiser an, der ihnen verraten sollte, wohin sie sich wenden mußten.
In früheren Zeiten war Bernd hier ein- und ausgegangen, daher fand er sich noch immer gut zurecht. Die Belegung der Büros jedoch hatte sich zwischenzeitlich wieder einmal verändert, der Wegweiser war ihm daher

sehr dienlich. Er suchte einen bestimmten Namen auf der Tafel, seine Augen tasteten die Reihen der Mitarbeiter in diesem Gebäude ab wie ein gebündelter Röntgenstrahl die Oberfläche eines Planeten. Schließlich entdeckte er sein Ziel: Dr. Solveigh Hindemith, dritter Stock, Zimmer 356. Er faßte Hermann am Arm und zog ihn sachte hinüber zum Lift.

Bernd kannte Frau Hindemith seit Jahren, hatte mehrmals beruflich mit ihr zu tun gehabt, und es war eine Vertrauensbasis entstanden, von der er heute zu profitieren gedachte. Dr. Solveigh Hindemith war Staatsanwältin und bekannt für ihr rigoroses Durchgreifen. Sie war in den Vierzigern, attraktiv, besaß einen messerscharfen Verstand und hatte früher gerne mit Bernd zusammengearbeitet. Gemeinsam war es ihnen vor sechs Jahren gelungen, eine ziemlich blutig verlaufene Schutzgeldaffäre im Vietnamesenmilieu aufzudecken. Damals mußten erst sieben Personen sterben, darunter zwei Kinder, bevor der behördlich angeordnete Zugriff erfolgte. Frau Hindemith hatte seinerzeit auf der Aktion bestanden. Seit jenen Tagen waren sie sich nahe gekommen; so nahe eben, wie es die Moral und ihre Berufe gestatteten. Sie schätzten einander.

Obgleich ein Gang zu Richtern oder Staatsanwälten von Bernd und Hermann zunächst kategorisch abgelehnt worden war, hatten sie sich nun anders besonnen. Dies lag nicht zuletzt an dem Umstand der langjährigen Freundschaft zwischen Solveigh und Bernd. Ganz ohne Voranmeldung erschienen sie in der Behörde, sie hatten keine Eile und wollten eine Wartezeit gerne in Kauf nehmen. Ihre Schritte verhallten in dem kahlen Flur, als sie vor Zimmer 356 ankamen.

Auf Bernds Klopfen ertönte ein entschlossenes „Herein“, und die beiden betraten das Büro. Die Frau erhob sich augenblicklich, als sie Bernd erkannte, reichte ihm die Hand, und Ihre Augen strahlten freudig. Auch Hermann wurde herzlich begrüßt, sie bot den Besuchern Platz an.

„Wenn das keine Überraschung ist“, begann sie die Unterhaltung, nachdem sie sich wieder hinter ihren wuchtigen Schreibtisch begeben hatte. „Wie geht es dir? Wie geht es Sabine?“ wollte sie wissen. „Erst vor einigen Tagen habe ich von dir gesprochen.“

Bernd bestätigte, daß gesundheitlich alles zum Besten stand, daß ihm der Ruhestand nicht unbedingt gefiel und fragte, ob er ein paar Worte mit ihr wechseln könnte. Sie nickte, sah ihn aufmerksam an, und Bernd begann behutsam, ihr sein Anliegen vorzutragen.

Die Situation war heikel. Vor allen Dingen durfte er eines nicht: Über Nico sprechen, der ihnen beiden so zugesetzt hatte, und der so erbärmlich in den Flammen umgekommen war. Denn damit würde er

sich selbst belasten. Obwohl dieser Mensch unter Alkoholeinfluß eingestanden hatte, persönlich mehrere Freunde der beiden getötet zu haben – von dem Mordversuch mit Hilfe des Busses ganz abgesehen – hätte es keinen Sinn ergeben, seinen Namen auch nur zu erwähnen. Oder jenen seines Auftraggebers, dieses unbekannten Juri. Bernd mußte sein offizielles Wissen alleine auf das beschränken, was ihm Horsts Gattin Helen mitgeteilt hatte, und das war leider nicht sonderlich beeindruckend. Dennoch.
Vorsichtig begann er mit der unglaublichen Geschichte, die Hermann letzten November im Wald zugestoßen war, ging danach über zu dem Unglück mit dem Bus, vergaß auch nicht Felix' Abenteuer im Krankenhaus, bei dem dieser beinahe verblutet wäre. Zu guter Letzt erwähnte er Rüdigers Papiere und sein und Ilonas Verschwinden, das nun bereits über ein Viertel Jahr zurück lag. Das blutige Ereignis in Rüdigers Wohnung verschwieg er wohlweislich.
Was Bernd hier vortrug, waren lediglich Indizien, nichts weiter. Der einzige Zeuge, den sie je gehabt hatten, war Nico gewesen. Aber nach Bernds ‚Anfall von berechtigtem Zorn auf der Suche nach Gerechtigkeit, gepaart mit gnadenloser Vergeltung' in Rüdigers Wohnung, kam nun Nico als Zeuge nicht mehr in Betracht. Und Hermann, der stumm daneben saß, blieb es lediglich vergönnt, ab und an mit dem Kopf zu nicken.
Als Bernd mit seinem Bericht fertig war, trat eine bedrückende Stille ein. Solveigh hatte sich Notizen gemacht, wie sie es in derartigen Fällen immer tat, und starrte auf das Geschriebene vor ihren Augen.
„Grabow heißt dieser Mann, sagst du?" wollte sie interessiert wissen.
Bernd bejahte ihre Frage und gab ihr die Telefonnummer, die er von Helen erhalten hatte.
„Das ist mehr als man erwarten kann", sagte die Staatsanwältin und las die Nummer sorgfältig. „Eine Nummer in Frankfurt."
Hermanns Blicke richteten sich vertrauensvoll auf Bernd und die Frau. Daß sich die beiden so gut kannten, wußte er zuvor nicht, nichts davon hatte Bernd durchsickern lassen. Der Freund erschien ihm in letzter Zeit in immer neuen Facetten, mitunter war er richtig stolz auf ihn, auf seine Gelassenheit, seine Umsicht, seine Stärke.
„Was du mir da erzählst", unterbrach die Staatsanwältin die Gedankengänge der beiden Männer, „ist so ungeheuerlich, daß es mir beinahe die Sprache verschlägt. Selbstverständlich habe ich in den Zeitungen über das Dahinscheiden so vieler älterer Menschen in den letzten Wochen und Monaten gelesen, aber es wäre mir nicht im Traum

eingefallen, daß da ein System dahinter steckt. Ein geradezu mörderisches System. Es war klug, daß ihr zu mir gekommen seid. Obwohl ich deine Ansicht, das ganze Renten- und Gesundheitswesen sei davon berührt, nicht teilen will. Das scheint mir zu absurd.“
„Du warst nicht dabei, Solveigh“, erwiderte Bernd knapp.
Nachdenklich wiegte die Frau ihren Kopf hin und her, versicherte den beiden aber, sich um diese Angelegenheit vordringlich zu kümmern und Bernd sofort Bescheid zu geben, sollte sie diesen unglaublichen Verdacht bestätigt finden. Beruhigt erhoben sich die Männer und verabschiedeten sich von der hilfsbereiten Dame.

Als wäre eine Zentnerlast von ihren Schultern genommen, so befreit verließen sie das Gebäude. Beinahe beschwingt gingen sie zu Bernds dunklem Audi. Endlich wußten sie eine starke, eine unbestechliche Justiz hinter sich, endlich passierte in dieser Angelegenheit etwas, endlich hatten sie die Behörden wachrütteln können. Als der Wagen die schmale Parklücke verließ, konnte man im Innern zwei zufriedene Gesichter erkennen. Erleichterung machte sich breit, Erleichterung und Vertrauen in eine resolute Staatsanwältin Solveigh Hindemith.

Nachdem sie wieder alleine war, griff Frau Hindemith zum Telefon und wählte eine interne Nummer. Lange und ausgiebig unterhielt sie sich mit ihrem Gesprächspartner, erzählte ihm ausführlich, was ihr soeben selbst berichtet worden war und gab die Namen der beiden Männer zusammen mit der so überaus wichtigen Telefonnummer weiter. Die Stimme am anderen Ende der Leitung versprach routiniert, sich höchstpersönlich der Sache anzunehmen.

Kapitel XI

Einen Bonus! Was für einen Bonus? Zum wiederholten Male warf Helen Kleinschmitt einen skeptischen Blick auf diesen handgeschriebenen Brief, bevor sie ihn zurück in ihre Handtasche steckte. Er war vor wenigen Tagen mit der Post gekommen, und Grabow bat sie darin, zu einem bestimmten Treffpunkt zu kommen. Es sollte ihr Schaden nicht sein, stand ganz unten noch als Randnotiz. Nicht ihr Schaden? Was wollte der Mann von ihr? Nicht ihr Schaden. Das bedeutete im allgemeinen: Geld! Dafür hatte Helen ein untrügliches Gespür entwickelt.
Als Treffpunkt hatte Grabow den Zoo vorgeschlagen, Helen war es völlig gleichgültig. Die späte Tageszeit war ein wenig ungewöhnlich, denn im

April schloß der Tiergarten bereits um 18 Uhr; aber es blieb ihnen ja noch eine halbe Stunde. Vor dem Aquarium sollte sie einen Mann treffen, Erkennungszeichen war ein dunkler Aktenkoffer.
Die Frau trug modische rote, gefütterte Stiefel mit hohen Absätzen. Mit zögerlichen Schritten lief sie den Kiesweg entlang, der hinüber zur Meeresanlage führte, die Augen starr nach vorne gerichtet, um den Mann mit dem Koffer auf keinen Fall zu verpassen. Und tatsächlich sah sie ihn dort drüben stehen!
Den Kragen bis unters Kinn geschlagen, den Aktenkoffer in der rechten Hand, stand ein fremder Mann in einen grauen Mantel gehüllt und betrachtete sich ein buntes Plakat mit afrikanischen Wildtieren, das den Besucher zu Spenden aufrief. Helen konnte ihn nur von hinten sehen, er war ihr unbekannt. Grabow war es nicht. Er war kleiner.
Behutsam näherte sich die Frau, als der Mann im grauen Mantel den Kopf wendete und sie ansah. Ein wenig verunsichert blieb Helen stehen und kramte Grabows Brief aus ihrer Tasche hervor. Sie kannte den Fremden wirklich nicht, aber der Koffer in seiner Rechten dürfte das vereinbarte Kennzeichen sein.
„Frau Kleinschmitt?“
Leise, beinahe schüchtern kamen diese beiden Worte über seine Lippen, während er sich ganz der Frau zuwandte, das Schreiben erblickte, es an sich nahm und einsteckte. Helen nickte nur kurz, dieser Aktenkoffer zog sie magisch an. Er war geräumig, hatte ihrer Ansicht nach genau die entsprechenden Ausmaße für jenen Bonus, den sie hier und heute erhalten sollte. Den sie auf jeden Fall verdient hatte.
Wenn sie es recht bedachte, stand ihr in der Tat eine beträchtliche Summe zu. Jahrelang hatte ihr verstorbener Mann Horst für diesen Grabow geschuftet, immer bestrebt, Namen über Namen zu liefern, verschonte dabei sogar die eigenen Freunde nicht, die Nachbarn, die Verwandten. Daß dies nun alles vorüber sein sollte, war schließlich nicht ihr Verschulden, auch nicht das ihres Mannes. Es war ein Unglück gewesen. Trotz allem empfand sie es als nette Geste von Grabow, für Horsts treue Dienste, quasi als Ersatz, *ihr* diese Abfindung zukommen zu lassen.
„Lassen Sie uns hineingehen, Frau Kleinschmitt“, sagte der Mann bestimmt, und sie konnte einen slawischen Akzent erkennen, besonders beim R und beim H. Manche Slawen haben zuweilen ihre Probleme, ein H auszusprechen. Oftmals entsteht dabei ein krächzendes CH, wie bei dem Wort *Dach*, und genau so klang es auch bei diesem Fremden. Er öffnete die dunkle gläserne Tür, die das Aquarium und das

darauffolgende Terrarium von der Außenluft abschottete, und schlüpfte hinein, dicht gefolgt von Helen.
„Herr Grabow läßt grüßen“, fügte er an, und das Wort ‚grüßen’ wurde zu einem ‚Grießen‘.
Mit kurzen Schritten lief der stämmige Fremde an den von exotischen Fischen wimmelnden Glasvitrinen vorbei, er schien ein bestimmtes Ziel zu haben, denn seine Augen waren stur nach vorne gerichtet. Helen konnte in der Dunkelheit, die zwischen den Wasserbecken herrschte, nicht einen Besucher ausmachen. Das große Gebäude war annähernd menschenleer. Erst als sie das helle, feuchte Terrarium erreichten, trafen sie auf zwei Frauen, eben im Begriff den Ausgang anzusteuern.
„Herr Grabow hat eine kleine Überraschung für Sie, Frau Kleinschmitt“, sagte der Mann freundlich und blieb vor einem Glaskäfig stehen, hinter dessen schmutzigen Scheiben sich ein grüner Leguan anschickte, genüßlich ein rotes Apfelstück zu verzehren.
Der Fremde, der eine Brille mit dicken Gläsern trug, sah sich kurz um, öffnete den Koffer einen Spalt breit und gewährte Helen - sowie dem kauenden Leguan - einen kurzen Blick ins Innere. Sie wollte ihren Augen nicht trauen: Der Koffer enthielt massenhaft Geldscheine, er war randvoll. Aber die Zeit, abzuschätzen, um wieviel es sich handelte, war zu kurz, denn Juri schloß ihn sogleich wieder.
„Können sie mir den Empfang bestätigen, bitte?“ fragte er im Anschluß.
Natürlich konnte Helen das, wo sollte sie unterzeichnen? Juri hielt plötzlich ein weißes Formular in Händen und schien eine Unterlage zu suchen. Hier aber gab es keine Tische. Nicht einmal eine Bank, worauf man sich für einen Moment hätte setzen können. Spontan, aber ein wenig hilflos bot Helen ihren Rücken als Pult an. Das ging nicht, denn die Frau sollte ja unterschreiben und nicht Juri. Der schüttelte unschlüssig den Kopf.
„Kommen Sie!“
Sachte nahm er Helen am Arm und geleitete sie hinüber zu einem Rundgang, dessen hüfthohe Seitenumrandungen mit breiten, eckigen Hölzern versehen waren, dort ließ sich der Lederkoffer einigermaßen sicher auflegen. Die Luftfeuchtigkeit hier war unangenehm hoch, zudem roch es nach Fisch und abgestandenem Wasser. Die Reptilien jedoch benötigten dieses extrem feuchte Klima für ihr Wohlbefinden.
Der Rundgang führte über verschiedene geräumige, teilweise voneinander getrennte Behältnisse hinweg, auf deren betonierten Böden sich zahlreiche Panzerechsen tummelten, große, kleine, einige mit breiten, andere wiederum mit spitzen Schnauzen, ein zoologisch

irritierendes Reptiliengemisch aus vielen Kontinenten. Reglos lagen sie da. Manche zur Hälfte im Wasserbassin, zum Teil mit geöffneten Mäulern; wie ausgestopft. Darunter befand sich ein weißes Exemplar, ein stattliches Nilkrokodil von über vier Metern Länge, auch jenes absolut regungslos. Nur die senkrecht geschlitzten Augen ließen vermuten, daß sich Leben dahinter verbarg.
Juri legte den Koffer auf die hölzerne Umrahmung und sah sich um, niemand beobachtete sie, niemand befand sich in der Nähe. Auch Helen warf einen flüchtigen Blick nach hinten, aber da war in der Tat keine Menschenseele, und das war gut so. Sie hätte es nicht gemocht, wenn ein Bekannter sie mit diesem fremden Mann gesehen hätte. Die späte Stunde jedoch war ausgezeichnet gewählt, Grabow war eben ein echter Profi, durch und durch.
Juri plazierte das weiße Stück Papier auf dem mittlerweile stabil und sicher liegenden Koffer und reichte Helen einen silbernen Kugelschreiber. Sie beugte sich über das Blatt, überflog es kurz, las, daß sie den Betrag erhalten hatte, die Höhe des Bonus‘ war nicht angegeben. Das spielte auch keine Rolle; denn wie sie gesehen hatte, handelte es sich um eine gewaltige Summe. Der Koffer war voll!
Gerade setzte Helen schwungvoll zur Unterschrift an, als sie ebenso schwungvoll an den Beinen erfaßt und über die Abgrenzung gehoben wurde. Juris Attacke war überraschend erfolgt. Er hatte alles mit einer Hand erledigen müssen, weil es nebenbei noch galt, den Koffer mit dem wertvollen Inhalt zu sichern.
Nach weniger als zwei Sekunden schlug Helen auf dem harten Betonboden in einem jener Reptilienbehälter auf. Einen weiteren Sekundenbruchteil später schon schnappten die stählernen Kiefer des gepanzerten Bewohners nach ihr, bewehrt mit zahllosen spitzen elfenbeinernen Zähnen, und die bohrten sich tief in ihren Leib. Helens Brustkorb wurde zusammengequetscht, jegliche Luft entwich aus ihren Lungen. Es blieb ihr nicht die Zeit zu schreien.
Sofort näherte sich das große weiße Krokodil und packte zielsicher Helens Kopf, während sich ein weiterer Artgenosse an ihren Beinen gütlich tat. Die zuvor so träge anmutenden Tiere explodierten förmlich, als es ums Fressen ging. Im Nu hatten sie Helen in Stücke gerissen und hinuntergeschluckt. Nicht eine Spur würde man am nächsten Morgen von der Frau finden.
Rasch beendeten die Echsen ihr Mahl, fielen zurück in ihre starre Körperhaltung. Von ihrem Opfer hatten sie nichts übriggelassen, sogar die roten Stiefel waren zusammen mit den Beinen im Rachen eines der

Reptilien verschwunden. Es kehrte wieder Ruhe ein im Terrarium. Unter dem krallenbewehrten Fuß des großen weißen Krokodils ragte die Spitze eines silbernen Kugelschreibers hervor.
Den Koffer in der Rechten verließ Juri zufrieden das Terrarium. Nie im Leben hatte er daran gedacht, ihn der Frau auszuhändigen. Er enthielt die Honorare für die nächsten Aktionen.
Diese Tat heute war insofern ein Kuriosum, weil es sich weder um eine Pensionärin noch um eine Rentnerin gehandelt hatte. Ihr Tod brachte dem Staat keinen Nutzen, wenn man von der möglichen späteren Inanspruchnahme einer Sozialhilfe einmal absah.
Ihr Tod schützte jedoch Grabow. Helen war zwar nie Mitarbeiterin gewesen, aber doch Mitwisserin. Und da ihr Mann nicht mehr für ihn tätig sein konnte, bedeutete sie eine potentielle Gefahr. Vor allem, nachdem sie Freunden gegenüber Vertraulichkeiten ausgeplaudert hatte …
Für Juri und sein Team spielte das keine Rolle, sie führten ihre Aufträge aus, gleichgültig, wer die Opfer waren. Und weil Grabow nicht im Traum daran dachte, seine Versprechen zu irgendeinem Zeitpunkt einzulösen und seine *Vertraulichen Mitarbeiter* bei Erreichen der Altersgrenze zu verschonen, ließ er am Ende auch die eliminieren. Diese Aktionen bezahlte Grabow keineswegs aus seiner eigenen Tasche. Auch hierfür gab es Prämien vom Staat!

***

Zum ersten Mal in seinem Leben war Bernd verzweifelt! Am heutigen Nachmittag war ihm in der Tennishalle eine zufriedenstellende Vorstellung gelungen, drei von vier Sätzen waren an ihn gegangen, obwohl sein Partner nicht schlecht gespielt hatte; er fühlte sich großartig. Dieser Sport lenkte ihn ab, brachte ihn auf andere Gedanken. Bei seiner Heimkehr jedoch fand er seine Frau Sabine im Wohnzimmer auf der Couch liegend, die Augen geschlossen, schwer atmend.
Sabine war nicht der Typ kränkelnde Gattin, nie gewesen, war stets eine sportliche, aufgeweckte Person und, wenn Bernd sich recht erinnerte, seit er sie kannte nicht ein einziges Mal ernsthaft krank gewesen.
Bernd kniete sich neben sie, griff nach ihrer kühlen Hand, sie reagierte auf die Berührung nur schwach. Seine Finger befühlten ihre Stirn, von Fieber aber war nichts zu spüren.
„Was ist mit dir?“ fragte der besorgte Ehemann.

Sabine war nicht in der Lage zu antworten. Es schien, als klebte ihre Zunge am Gaumen fest, was Bernd veranlaßte, ein Glas Wasser zu holen und es der Leidenden an die Lippen zu halten. Mühsam schaffte er es, ihr ein paar Tropfen einzuflößen. Sabine verschluckte sich, hustete mehrmals, Bernd drehte sie schnell auf die Seite, damit sie nicht erstickte. Nach wenigen Minuten versuchte sie zu sprechen, aber es wollte ihr noch immer nicht gelingen.

Sabine hatte am heutigen Tag die Post herein geholt und darunter ein namentlich an sie selbst andressiertes Schreiben gefunden, in welchem ihre Krankenkasse sie bat, auf einem beiliegenden vorgefertigten Formular anzukreuzen, was es für sie persönlich an dem derzeitigen Gesundheitssystem auszusetzen gab. Ohne auch nur einen Moment zu zögern, hatte sie sich an ihren Schreibtisch gesetzt und begonnen, nicht ohne Emotionen, der Reihe nach Häkchen in diese viereckigen Kästchen zu machen, und es waren derer viele. Am Ende fand sich noch ein etwas größeres leeres Feld, in welches sie eigene Vorschläge eintragen sollte, auch diese Chance ließ Sabine nicht ungenutzt. Die unzureichende Behandlung in Kliniken hatte sie angeführt, eigene Erfahrungen eingebracht und vieles mehr. Diese einmalige Gelegenheit wollte sie sich auf keinen Fall entgehen lassen.

Als sie sich den Frust von der Seele geschrieben hatte, steckte sie das Blatt in den dafür vorgesehenen grünen Rückumschlag, feuchtete ihn mit ihrer Zunge an und klebte das bereits vom Absender frankierte Couvert zu. Anschließend brachte sie es zum Briefkasten.

Das war am frühen Vormittag gewesen. Bereits kurz nach dem Mittagsmahl, als Bernd schon zum Tennis unterwegs war, verspürte sie eine unglaubliche Energie durch ihren Körper wallen, lief durchs Haus, rannte in den Keller und wieder herauf. Etwas später fühlte sie eine nie zuvor erlebte schmerzhafte Übelkeit in sich aufsteigen, verbunden mit akuten Sehstörungen, was sie dazu brachte, sich flach auf den Rücken zu legen. Aber es wurde nicht besser, im Gegenteil. Die Magenkrämpfe kehrten periodisch wieder, und ihre Beine vollführten im Liegen spastische Laufbewegungen. Mitunter war Sabine versucht zu schreien, so sehr schmerzte ihr Bauch. Irgendwann verlor sie die Besinnung.

Als sie wieder zu sich kam, hielt Bernd ihre Hand fest umschlossen und kniete neben der Couch. Ihre Versuche den Kopf anzuheben scheiterten ebenso wie die Bemühungen zu sprechen. Ihr Mann wußte nicht ein noch aus. Im Normalfall hätte er augenblicklich einen Notarzt gerufen. Aber beim derzeitigen Zustand des Gesundheitswesens käme dies einem Todesurteil gleich. Er eilte zum Telefon und rief den Hausarzt an. Die

Sprechstundenhilfe eröffnete ihm, daß der Doktor unterwegs sei und versprach, sich zu melden, sobald er wieder in die Praxis zurückkehrt. Bernd bedankte sich leise.
Sabine litt entsetzliche Qualen. Lange konnte er das nicht ertragen, griff erneut zum Hörer und wählte die Notrufnummer. Ganz offensichtlich blieb ihm keine andere Wahl.
„Wie alt ist die Patientin?“ war das erste, was die Frau, die das Gespräch entgegennahm, ihn fragte. Noch bevor sie sich nach der Adresse erkundigte.
„Sie ist 54“, antwortete Bernd mißtrauisch. „Hat das irgendeine Bedeutung?“
„Nein!“ war die knappe Erwiderung.
„Bitte, beeilen Sie sich“, flehte Bernd in den Hörer.
Die Minuten verrannen, Sabine wurde etwas ruhiger, bei Bernd kehrte neue Hoffnung ein. Mehrmals stand er auf, ging zum Fenster hinüber und schaute die Straße entlang, den Rettungswagen herbeisehnend. Nach einer geschlagenen Stunde endlich hielt der Notarzt vor der Tür.

Die eilige Untersuchung zog eine sofortige Einweisung in die Klinik nach sich, sie trugen die besinnungslose Frau zum Rettungsauto und fuhren ab. Bernd blieb nicht einmal die Zeit, sich von Sabine zu verabschieden. Denn, daß es ein Abschied sein würde, spürte er.

Die endlose Wartezeit nagte an seinen Nerven. Er war nicht in der Lage, sich auf etwas anderes zu konzentrieren als auf seine Sabine. Sogleich nach deren Abtransport hatte er mit Hermann telefoniert, der seine Bestürzung nicht verbergen konnte. Beide Odendahls entschlossen sich herüberzukommen, und in Kürze saßen sie zu dritt in Bernds Wohnung, zwischen Hoffen und Bangen, ebenso unruhig wie Brutus, der die Stimmung der Menschen nicht recht einzuschätzen wußte; daß hier etwas nicht in Ordnung war, spürte das Tier sehr wohl.

Gegen 18 Uhr schrillte das Telefon. Bernd stürzte hinzu und nahm den Anruf entgegen. Hermann und Vera starrten mit angehaltenem Atem auf den Freund. Selbst der graue Wolfshund hielt in seiner Hektik inne. Schweigend lauschte Bernd der Stimme, und als er das Gespräch wenige Sekunden später beendete, war jegliche Farbe aus seinem Gesicht gewichen. Wie versteinert stand der Mann am Fenster, war sich nicht bewußt, wo er sich befand. Sein leerer Blick zielte in die Unendlichkeit, aber er sah nichts. Seine Gedanken liefen Amok, und als sich schließlich Veras Hand sanft auf seinen Arm legte, wurde er gewahr, daß er eine der Gardinen in seinen Fingern hielt. In seinem Schmerz hatte er sie von der Stange gerissen, ohne es zu bemerken.

Bernd brauchte kein Wort zu sagen, die beiden Freunde wußten auch so Bescheid. Nach endlosen Minuten lief Vera zur Bar, schenkte einen Cognac ein und brachte ihn herüber. Bernd wollte sich zuerst weigern, aber Hermann, selbst Tränen in den Augen, nickte ihm aufmunternd zu. Das scharfe Getränk brachte ihn wieder einigermaßen zurück in die Wirklichkeit. Er begann, sich mit der neuen Situation auseinander zu setzen, die Ursachen von Sabines unerwartetem Tod zu ergründen. Die Diagnose Herzversagen, die ihm von seiten der Klinik übermittelt worden war, würde er auf keinen Fall akzeptieren. Diesmal nicht! Er würde auf einer Obduktion bestehen. Inmitten seiner Verzweiflung ging er zum Telefon, einen ihm bekannten Gerichtsmediziner anzurufen. Mit erstaunlich gefaßter Stimme berichtete Bernd was vorgefallen war, nahm die Anteilnahme des Arztes entgegen und dessen Zusicherung, sich den Körper Sabines anzusehen und Bernd sofort zu unterrichten, sollte er Ungewöhnliches finden. Bernd bedankte sich leise.
Vera und Hermann waren Zeuge der kurzen Unterhaltung, selbst aufgewühlt, kaum in der Lage den Freund zu trösten, geschweige denn eigene Erklärungen zu finden.
Das Telefon läutete, Bernd hob ab, es war der Hausarzt. Bernd dankte ihm trotz des verspäteten Anrufes, erklärte kurz, was vorgefallen war und legte auf.
„Du weißt, wer dir in den nächsten Tagen Hilfe leistet“, begann Vera, die von den dreien im Augenblick die meiste Energie zu haben schien. „Und komme mir nicht mit Phrasen wie *‚nicht belästigen wollen’* oder ähnliches. Wir sind hier, wir helfen, wo wir können. Wir bestehen darauf, hörst du? **Hörst du?** Dafür sind Freunde da!“
Bernd nahm ihre Stärke dankbar entgegen, umarmte sie liebevoll, und sie setzten sich auf jene Couch, auf der wenige Stunden zuvor noch seine geliebte Gattin gelegen und gelitten hatte. Alle drei hatten Tränen in den Augen. Hermann, der das zarteste Gemüt besaß, schaute immer wieder ängstlich auf Vera. Als wollte er sagen: Ich bitte dich, verlasse du mich nicht auch!

In dem Moment, als Brutus seine feuchte Nase unter Bernds Hand schob und ihn spielerisch zu animieren versuchte, war es mit der Selbstbeherrschung aller vorbei. Taschentücher wurden hervor geholt, die Freunde saßen in engem Körperkontakt beisammen und weinten in stummer Trauer.

***

In der Wilhelmstraße fielen einige Mülltonnen um, wurden von den Marschierenden mitgerissen, einige stolperten darüber, fielen zu Boden. Die Nachfolgenden versuchten, diese graphitgrauen Hindernisse beiseite zu schieben, dabei öffneten sie sich und erbrachen ihr übelriechendes Kaleidoskop aus organischen Abfällen auf den staubigen Asphalt. Die Sonne brannte auf schwitzende Körper, es dauerte nicht lange, und der Müll sorgte mit seinem unangenehm süßlichen Ambiente für gehörige Verwirrung in den Nasen der Vorüberziehenden. Zielort der Massen war der große, zentral gelegene Marktplatz an der Salzburger Straße, wo sich die Demonstranten zu einer Abschlußkundgebung treffen und ihrem Unmut lautstark Gehör verschaffen wollten.
Von behördlicher Seite war diese Demonstration nicht genehmigt worden, was die Teilnehmer jedoch nicht hindern sollte, allen Stolpersteinen zum Trotz beharrlich ihr Ziel zu verfolgen. Mittlerweile hatten sich mehrere tausend Mitläufer eingefunden, die imposante Schlange schob sich unaufhaltsam in Richtung Marktplatz, vereinzelt flankiert von Polizeikräften, die den Verkehr zu regeln versuchten.

Kurz vor der Rheinbrücke flogen die ersten Flaschen, geworfen von Jugendlichen, die keine Ahnung hatten, wogegen diese Senioren, unter denen sich auch zahlreiche Arbeitslose befanden, demonstrierten. Es entstand der Eindruck, sie seien eigens hier her geschickt worden, um zu stören. Von welcher Behörde auch immer. In der Folge ergaben sich lautstarke beleidigende Auseinandersetzungen, nicht nur mit Jugendlichen. Man vernahm bösartige Schlagworte wie *Unnütze Fresser, Grufties, Komposties* und Schlimmeres. Auch Blessuren gab es, nichts Ernstes, die Masse aber war nicht aufzuhalten. Von seiten der Ordnungshüter war keine Hilfe zu erwarten, sie schauten weg, wenn Gegenstände geschleudert wurden.
Die Ruheständler diskutierten während des Marsches eifrig untereinander, brachten sowohl ihre eigenen Erfahrungen ein als auch die von Leidensgenossen, und nicht selten zeigte sich in den streitbaren Gesichtern Zustimmung; aber auch Verblüffung, Schauer, zuweilen blankes Entsetzen über das Gehörte. Der örtliche Rundfunksender hatte im Vorfeld eine Meldung verweigerte, die auf die Demonstration hinweisen sollte. Daher war der Aufruf über Flugblätter erfolgt, für deren Herstellung und Verteilung der Inhaber einer im Industriegebiet West angesiedelten Großdruckerei sorgte; auch er lief in der Menge mit. Auch er inzwischen im Rentenalter. Initiator der Demonstration aber war Bernd.

Die Trauer um seine liebe Frau Sabine lastete auch Wochen danach noch auf seinem sonst so frohen Gemüt. Seine Freunde unterstützten ihn nach Kräften, bis ihn eines Tages eine Erkenntnis traf, die ihn zum radikalen Umdenken zwang. Auslöser war ein kurzes Telefonat gewesen. Ein Telefonat mit Staatsanwältin Solveigh Hindemith.

An jenem Tag saß Bernd zu Hause, blätterte desinteressiert in der Zeitung, als das Telefon läutete und sich seine ehemalige Mitstreiterin gegen das Verbrechen meldete. Sie hatte gute Nachrichten zu vermelden, jene Frankfurter Telefonnummer betreffend, die Bernd ihr bei seinem Besuch überlassen hatte. Es sei denkbar einfach gewesen. Der Besitzer der Nummer sei ausfindig gemacht worden und säße bereits hinter Gittern. Besagte Telefonnummer hätte die Staatsanwaltschaft direkt zu Grabow geführt.

Überschwengliche Freude wollte sich bei Bernd nicht einstellen, hatte er doch selbst unzählige Male vergeblich versucht, diesen Grabow zu erreichen, was die unvollständige Nummer seinerzeit verhinderte. Er wußte, daß am Ende mindestens eine, wenn nicht mehrere Zahlen fehlten. Zahlen, die wohl nur Horst bekannt gewesen waren, nicht jedoch Helen. Und Frau Hindemith sollte es nun gelungen sein, mittels dieser Nummer einfach zu Grabow vorzudringen? Behutsam fragte Bernd nach, die Staatsanwältin aber blieb bei ihrer Version, die Nummer sei in Ordnung gewesen. Er behielt seine berechtigten Zweifel für sich, bedankte sich dennoch höflich bei der Frau; für ihre Mühe …

Der damalige Tag hatte ihm folgenden endgültigen Beweis erbracht: Die Justiz war bereits infiltriert, zumindest teilweise, somit durfte er wirklich niemandem mehr trauen. Niemandem!

Am selbigen Tag erhielt er die Ergebnisse der Obduktion. Der befreundete Gerichtsmediziner hatte Sabine nicht ohne weiteres untersuchen dürfen. Es wurde ihm erst gestattet, als er den dringenden Verdacht einer seltenen Tropenkrankheit geäußert hatte. Die Untersuchung war eindeutig: Sabine war vergiftet worden. Aber es war dem Mediziner nicht gelungen, dieses Gift exakt zu bestimmen. Es gehörte auf jeden Fall in die Gruppe der toxischen Zuckermoleküle und war über die Nahrung in ihren Körper gelangt. Ein Lebensmittel quasi. Bernd zeigte sich entsetzt. Jetzt vergifteten sie schon die Nahrungsmittel! Wie sollte das bloß weitergehen?

Auch die etwas zurückliegende und beinahe schon vergessene handfeste Auseinandersetzung zwischen Hermann Odendahl und seinem Sohn Volker erhielt an jenem Tag eine neue Dimension. Die beiden hatten sich furchtbar gestritten, weil Volker seinen Vater für verrückt erklären wollte,

nachdem dieser ihm zum wiederholten Male seine Erkenntnisse geschildert und auf die Situation der Ruheständler hingewiesen hatte. *Absurd* war das am häufigsten benutzte Wort an jenem Tag, *absurd* und *verrückt* wechselten sich ab, am Ende verließ der Sohn das Haus der Eltern, an der Hand deren strampelndes und heulendes Enkelkind, das, fortgerissen von seinem grauen Spielgefährten Brutus, nicht wußte, was hier vor sich ging. Seither herrschte Funkstille zwischen den Odendahls und ihrem Sohn. Eine Funkstille, die Bernd zu denken gab. Er war bei diesem Streit zugegen gewesen und wunderte sich mehr als einmal über die uneinsichtige, beinahe schon aggressive Haltung des Sohnes, der selbst seine, Bernds, Argumente als lächerlich zurückwies. In diesem Moment konnte sich Bernd des gespenstischen Eindrucks nicht erwehren, daß Volker etwas wußte, es aber nicht eingestehen wollte. Er verhielt sich gerade wie jemand, der ertappt worden war, überführt gar. Wäre es denkbar, daß sich nun schon die Kinder gegen die eigenen Eltern wandten? Wundern würde es niemanden mehr, da man heutzutage mit 50 vielfach bereits zum Alten Eisen zählte und allergrößte Mühe hatte, einen Arbeitsplatz zu finden. Die Jüngeren aber vergaßen dabei eines: Eines Tages würden auch sie die unangenehmen Pforten des Älterwerdens passieren…

Am Abend jenes Tages faßte Bernd seinen Entschluß, zu einer groß angelegten Demonstration aufzurufen, bei welcher er als einer der Redner auf die untragbare Renitenz hinweisen wollte, die den Ruheständlern von seiten des Krankenwesens und der Rentenanstalten entgegen gebracht wurde. In der vergangenen Woche erst waren Renten und Pensionen erneut gekürzt worden, was zu einem enormen Zulauf bei der heutigen Demo geführt hatte. Die pensionierte Volksseele kochte über, man stand im Begriff sich zu organisieren …

Bernd, Hermann, Vera, Felix und Helga liefen inmitten der mehrere tausend Köpfe zählenden Schar, fest entschlossen, sich diesmal zur Wehr zu setzen, sich nicht einschüchtern zu lassen, ihre Bedürfnisse mit Nachdruck zu artikulieren.

Wiederum versuchte einer der zahlreichen Randalierer den Marsch zu stören, indem er den Vorübergehenden sein Bein in den Weg stellte. Bernd befand sich in nächster Nähe, bemerkte es, machte einen raschen Schritt vorwärts und trat voll zu. Mit seinem Absatz traf er den Spann des jungen Mannes, es knackte kurz, und der Kerl humpelte zeternd von dannen.

Bernd wußte sich zu wehren aufgrund seiner Fitneß, seiner Körpermasse und nicht zuletzt wegen seiner Erfahrung im Beruf. Andere vermochten

das nicht und ließen die unwürdigen Behandlungen zähneknirschend über sich ergehen.

Endlich erreichten sie den Marktplatz. Ein Podest war aufgerichtet, Mikrofone standen bereit, Fernsehkameras liefen, die Massen verteilten sich auf dem Gelände, ein auf- und abschwellendes Gemurmel lag über der Szenerie. Bernd bahnte sich seinen Weg hinüber zum Rednerpult, grüßte mal hier einen Bekannten, schob dort vorsichtig einen Teilnehmer, der im Wege stand, beiseite.

Auf dem Podest angelangt, schweifte sein Blick über die zahllosen Gesichter der nicht mehr am Arbeitsprozeß Teilnehmenden, die voller Erwartung und Ungeduld zu ihm herauf blickten. Bernd bog sich das Mikro zurecht, machte einen kurzen Test und begann mit seiner Rede.

Kaum hatte er den Grund dieser Zusammenkunft angesprochen, die Zwischenfälle auf dem langen Weg hierher bedauert und darauf hingewiesen, daß: „…es für uns höchste Zeit wird, uns zu wehren…“, als das Mikrofon verstummte. Der Redner bewahrte die Ruhe in der Hoffnung, es handle sich hierbei nur um eine Panne. Dem war nicht so. Als nach einigen Minuten das Mikro noch immer beharrlich schwieg, begann es in der nervösen Menge erstmals zu brodeln: Der Strom war einfach abgeschaltet worden.

Die meisten der Anwesenden hatten zuvor hautnah miterleben müssen, wie sich die Stimmung der Bevölkerung gegen sie richtete. Zwar waren es oft nur Jugendliche gewesen, die tätlich geworden waren, aber durch ihr stummes Einverständnis entlarvten sich all jene, die abseits standen, als potentielle Mittäter. Dies war zum Hauptthema geworden, worüber die Demonstranten hitzig diskutierten.

Inmitten dieses schwelenden Aufruhrs warf unverhofft ein Mann aus einer kleinen, unauffällig am Rande des Podests stehenden Gruppe mit den Worten: „Der Friedhof wartet!“ eine halbvolle Flasche Bier nach Bernd. Dieser Mann war etwa 35 Jahre alt und wirkte eigentlich seriös. Er trug einen hellen Anzug, eine bunte Krawatte, war glattrasiert und seine kurzen Haare waren tadellos gekämmt. Die Flasche sauste an Bernds Kopf vorüber und streifte eine weiter hinten stehende Frau mit grauem Haar an der Schulter, richtete jedoch keinen Schaden an, und zerplatzte auf dem granitenen Kopfsteinpflaster. Aber viele hundert Augenpaare hatten diese unsinnige Tat beobachtet. Einem ersten empörten Aufschrei folgten weitere, lautere - haßbeladene.

Mit einemmal wurde jener Flaschenwerfer ergriffen, von seiner kleinen Gruppe abgedrängt, von vielen Händen ins Innere der Zuhörerschar gezerrt, umgestoßen und über den Boden geschleift. Gegen die

zahlenmäßige Übermacht konnte er sich trotz seiner Jugend nicht zur Wehr setzen. Während dieser völlig unerwarteten Aktion kehrte eine gespenstische Ruhe ein. Dazwischen konnte man spitze Schreie, Quietschen, Schläge, Tritte, Anfeuerungsrufe hören, allgemeines Befürworten - danach wieder atemlose Stille.
Das Mikrofon blieb weiterhin stumm. Ein wenig verloren stand Bernd hinter dem Pult, schließlich sah er ein, er mußte ohne Mikro auskommen und fuhr in seiner Rede fort. Ein unglaublich diszipliniertes Schweigen legte sich über den Platz. Niemand wollte auch nur eine einzige Silbe von Bernds Vortrag verpassen.
Er rief die über 20 Millionen Rentner, Pensionäre und Arbeitslose im Lande auf, sich massiv zur Wehr zu setzen, wo immer ihnen Unrecht widerfahren sollte. Sich nicht zu ducken, wenn die Mediziner wieder einmal orakelten, es gäbe keinen Ausweg. Sich auf ihr **Verbrieftes Recht** zu berufen und die Politiker zur Verantwortung zu ziehen.
Seine Vorschläge klangen ermutigend, plausibel und waren selbst von den ganz hinten Stehenden aufgrund der abgrundtiefen Stille, die über dem Marktplatz schwebte, gut zu vernehmen. Auch riet Bernd den Zuhörern davon ab, den Behörden allzu großes Vertrauen zu schenken - wie seine Erfahrungen ihn gelehrt hatten.
„Vermeidet den Besuch von Kliniken“, rief er in die Zuhörerschar, „wenn es irgendwie geht! Mißtraut fremden Ärzten, und selbst euren Hausärzten solltet ihr nicht völlig kritiklos gegenüberstehen. Achtet auf Fremde, die sich in eurer unmittelbaren Umgebung zeigen. Macht es wie ich: Traut niemandem mehr! Nicht einmal …“
Bernd machte eine kurze Pause, zögerte sichtlich, stellte sich ernsthaft die Frage, ob er soweit gehen durfte, bevor er diesen Satz beinahe aggressiv beendete.
„Nicht einmal euren sogenannten Freunden! Es hat sich in diesem Lande ein Krebsgeschwür gebildet, das mit allen Mitteln versucht, mit dem Pensionsalter oder mit dem Austritt aus der Beschäftigung nicht nur unsere Arbeit, sondern auch unser aller Leben enden zu lassen. Das darf nicht sein, das wird nicht sein!“

Die Zustimmung, die ihm widerfuhr, als er nach seiner Ansprache durch die Reihen lief, von den Fernsehkameras sensationslüstern eingefangen, war Balsam für seine leidgeprüfte Seele. Bernd spürte, daß hier und heute etwas eingeleitet wurde. Etwas wie ziviler Ungehorsam, wie Resistenz oder besser, etwas wie ein Erwachen aus einem bösen Traum.

Auf dem Weg hin zu seinen Freunden passierte er jene Stelle, an welcher zuvor der Flaschenwerfer untergetaucht war. Die Menge trat an besagtem Ort ein wenig auseinander und bot ihm einen unerwarteten Einblick: Der Mann im hellen Anzug lag völlig verdreht am Boden in einer Blutlache, die im Begriff war sich auszudehnen. Seine Kleider waren zerrissen, auf seinem Bauch lag ein Schuh, beide Augäpfel fehlten ... Die bunte Krawatte war ihm fest um den nackten Hals geschlungen. Der Mann war tot, erwürgt, umgebracht von einem Kollektiv Gleichgesinnter. Und keinen der Umstehenden schien das sonderlich zu berühren, ebensowenig Bernd. Dem Toten schenkte er nur einen flüchtigen Blick, während er vorüberging, ein Lächeln fast; die Verantwortlichen, die ihre blutigen Hände noch nicht einmal verbargen, registrierten es mit Genugtuung. Sie hatten heute ein Signal gesetzt, an Deutlichkeit kaum zu übertreffen. Es sollte den Gegenangriff einläuten, den das ganze Land seit langem herbeisehnte.
Die Demonstration wurde sofort nach Bernds Ansprache beendet. Keiner der vorgesehenen Redner sah sich imstande, eindringlicher auf die Problematik einzugehen. Auf ihrem Nachhauseweg schauten die fünf Freunde in entschlossene Gesichter, Frauen wie Männer zeigten sich gleichermaßen hochmotiviert, zum überwiegenden Teil kämpferisch. Ein Anfang war gemacht. Die Freunde Felix, Helga, Vera, Hermann und Bernd waren beinahe zufrieden.

***

Die Nachricht schlug ein wie eine Bombe! Zwar waren die Zeitungen angehalten, sich mit ihrer Berichterstattung zurückzuhalten, aber schließlich sickerte es durch und verbreitete sich wie ein Lauffeuer: Die Diäten der Abgeordneten waren erhöht worden! Derart schamlos wurde in die ohnehin leeren Kassen gegriffen, daß alleine von der *Erhöhung* des Gehalts eines einzigen Ministers, von der Differenz zwischen seinem alten und neuen Einkommen, eine vielköpfige Familie ein sorgenfreies Leben hätte führen können. Diese Art der hemmungslosen, der obszönen Selbstbedienung trug nicht zur Stabilisierung des Gemeinwesens bei. Im Gegenzug legte die Regierung bereits Pläne vor, erneut Abstriche bei der Arbeitslosen- und Sozialhilfe zu beschließen, die auf Anraten eines ‚besonders klugen Kopfes' vor geraumer Zeit zusammengelegt worden waren und dafür sorgten, daß Millionen Bürgerinnen und Bürger, daß unzählige Familien weit unter dem Existenzminimum dahinvegetierten. Ohne jegliche Aussicht auf Besserung.

In den darauffolgenden Tagen war der Unmut der gesamten Bevölkerung deutlich wie nie zu spüren. Es begann damit, daß die deutsche Flagge auf den Straßen verbrannt wurde. Leider wieder oftmals von Jugendlichen, die sich wenig für die Hintergründe interessierten. Aber auch ältere Menschen und Arbeitslose befanden sich darunter, und die wußten sehr genau, worum es ging. Als nächstes wurden Hauswände von Kommunalpolitikern mit Farbe beschmiert, obwohl jene mit der Diätenerhöhung in der Hauptstadt nicht viel zu tun hatten; dagegen ausgesprochen hatte sich allerdings kein einziger. Wohl in der stillen Hoffnung, dereinst dort ebenfalls davon profitieren zu können.
In der Folge traf es den Fuhrpark der Bundestagsabgeordneten. In einer einzigen Nacht wurden mehr als 100 Fahrzeuge der Oberklasse zertrümmert und angezündet. Zur selben Zeit gingen Scheiben des Regierungssitzes zu Bruch, Brandsätze wurden gelegt. Der Schaden an den Gebäuden hielt sich in Grenzen, die Brände wurden schnell gelöscht, verhaftet wurde vorerst niemand.

Die Regierung hatte diesen unüberlegten Schritt der Diätenerhöhung unterschätzt, versuchte im nachhinein, sie teilweise wieder rückgängig zu machen, was jedoch auf erheblichen Widerstand in den eigenen Reihen stieß. Wie die Maden im Speck gebärdeten sich viele, uneinsichtig, stur, geradezu starrköpfig, blind. Einzig die Debatte über eine Anhebung der Beiträge für Mitglieder der gesetzlichen Krankenkassen - zur Entlastung des Haushaltes – wurde auf Anraten der Gesundheitsministerin verschoben.
Danach ging man zur Tagesordnung über, als sei nichts geschehen. Und noch war ja auch nicht viel geschehen.

***

Der persönliche Brief endete mit dem Satz: „Auch Rasputin hat mehrere Mordanschläge überlebt!“
Diese Zeilen hielt nun Hermann in Händen, von Bernd mit ernstem Gesicht herübergereicht. Dessen Schreibtisch quoll über von Post, die ihm aus dem gesamten Land zugeschickt wurde. Bis in die hintersten Winkel war die Kunde von seinen deutlichen Worten gedrungen, überall waren sie bestrebt, ihn nach Kräften zu unterstützen; er und Hermann konnten sich über mangelnde Arbeit wahrlich nicht beklagen.
Hastig überflog Hermann Odendahl das Schreiben, stand auf und lief zum Telefon. Er mußte augenblicklich Vera anrufen, es ging vielleicht ums nackte Leben. Dieser Brief war von einem ehemaligen

Lebensmittelchemiker aus München geschrieben worden, der vor kurzem auf mysteriöse Weise seine Frau verloren hatte, und der selbst gerade erst von einer schweren Vergiftung genesen war. Er schilderte darin die Ergebnisse einer Untersuchung, vorgenommen an einem frankierten grünen Briefumschlag, der ihn mit der Post erreicht und dessen Gegenstück aller Wahrscheinlichkeit nach seine Frau das Leben gekostet hat.
Hermann wählte seine eigene Nummer, aber es wurde nicht abgehoben. Sein Gesicht wurde aschfahl, der Blick wanderte zurück auf das Schriftstück des Chemikers.

Dessen Tests in einem Münchner Labor hatten ergeben, daß die Klebefläche des grünen Couverts mit einem heimtückischen Gift imprägniert war, das unweigerlich zum Tode führt. Seine Ehefrau hatte ein solches Couvert zugeschickt bekommen, den darin enthaltenen Vordruck ausgefüllt, ihn abgeschickt und war daraufhin gestorben. Er selbst hatte seines ebenfalls bereits zugeklebt, aber versäumt, den Brief abzuschicken. Gott sei Dank, wie er anschließend bemerkte. Wäre auch sein Brief wieder zurück geschickt worden, niemand hätte je den Grund für seine eigene Vergiftung erfahren. Sein Überleben verdankte er in erster Linie dem Umstand, daß in seinem speziellen Fall die Klebestelle des Couverts am Wasserhahn befeuchtet worden war und nur ein winziger, noch trockener Punkt am Rande mit seiner Zunge in Kontakt geriet. Ein zuckersüßer Punkt, wie er anfügte.
Wieder und wieder wählte Hermann seine Nummer, ohne Erfolg.
Durch diesen Brief war den beiden Freunden nicht nur der Absender, eine Münchner Betriebskrankenkasse, sondern auch die Rückadresse auf dem grünen Couvert bekannt. Sie stand in Blockbuchstaben darauf! Der Brief sollte nach Frankfurt gehen ...

Was lief hier ab in diesem Staat? Um das in Erfahrung zu bringen, mußten sie diesen Grabow erwischen. Das war eine Sache von außerordentlicher Wichtigkeit. Dieser Mann nahm eine Schlüsselposition ein in diesem makabren Spiel um *Leben und sterben lassen*.
Diesmal läutete das Telefon nur kurz, Vera hob ab, Hermann klärte sie auf und zeigte sich unendlich erleichtert, daß ein solcher Brief bei ihnen noch nicht eingegangen war. Ihm wurde beinahe schlecht bei der Heimtücke, mit der jene skrupellosen Leute vorgingen, und sein Blick fixierte Bernd, nachdem er das Gespräch beendet hatte. Der hielt das Schreiben des Münchner Chemikers wieder in Händen und überflog noch einmal die letzten Zeilen.

„Es ist merkwürdig, Hermann“, begann er nachdenklich. „Die gelbe Versandtasche, so schreibt der Mann, wurde zwar von einer Münchner Krankenkasse verschickt, sei aber im Rheinland abgestempelt worden! Sie befindet sich noch in seinem Besitz.“
Hermann zeigte sich mehr als verwundert, während er sich über Bernds Schulter beugte und erneut das Schriftstück begutachtete.
„Im Rheinland“, sagte er leise. „Das ergibt keinen Sinn.“
„Vielleicht doch.“
Bernd schickte seine Gedanken auf die Reise.

Lothar Schmidt, Bernds Freund und ehemaliger Kollege vom Morddezernat in Frankfurt, mußte jetzt helfen. Ihm dürfte es vielleicht am ehesten gelingen, jenen Grabow ausfindig zu machen, der sich entschlossen hatte, aus Profitgier das halbe Land auszurotten. Für ihn war es auch ein leichtes den rheinländischen Poststempel zurückzuverfolgen. Ihn wollte Bernd für seine Pläne gewinnen. Lothar war, wie einst Bernd, Hauptkommissar, einige Jahre jünger, wartete aber jetzt schon ungeduldig auf seine Pensionierung. Ein Mann also, der als unmittelbar Betroffener allergrößtes Interesse zeigen müßte, bei der Aufklärung dieser unglaublichen Ereignisse mitzuhelfen. Nun griff Bernd seinerseits zum Hörer.

Kapitel XII

Hätte es von behördlicher Seite offiziell Unterstützung gegeben, dieses Unternehmen wäre denkbar einfach gewesen: Der Briefkasten würde rund um die Uhr beobachtet, und jeder, der sich in eindeutiger Absicht näherte, inspiziert und festgenommen. Danach ausgiebig verhört und gegebenenfalls in Gewahrsam genommen.
Leider lief es diesmal nicht so. Denn die Behörde wurde nicht informiert; aus wohlbekannten Gründen. Durch den mysteriösen Zwischenfall mit der heuchlerischen Staatsanwältin verbot sich jegliche Bitte um Mitarbeit von selbst. Auch Schmidt, Bernds Ex-Kollege aus Frankfurt - der ein Leben lang unter seinem Nachnamen zu leiden hatte, aber er hieß nun einmal Lothar Schmidt - informierte niemanden von der bevorstehenden Aktion.
Nur unter großer Mühe und mit Hilfe einer Reihe falscher Auskünfte, die er gewissen Fragestellern geben mußte, war es ihm gelungen, Grabow ausfindig zu machen. Allerdings lediglich seine Geschäftsadresse im

Frankfurter Finanzzentrum. Die private Anschrift war nicht zu bekommen. Dieser Mann war abgeschottet wie ein Filmstar.
Lothar Schmidt war sofort bereit gewesen, Bernd unter die Arme zu greifen und ihm mit Rat und vor allem mit Tat zur Seite zu stehen. Er hatte sich eigens Urlaub genommen, um persönlich die Briefkastenfirma in Frankfurt zu beobachten. Zwei volle Tage saß er in seinem Wagen, aß dort, döste zuweilen, die Augen aber meist auf das Zielobjekt gerichtet - eine Tür mit überdimensioniertem Briefschlitz. Nur über sein Telefon hielt er Kontakt zur Außenwelt. Schließlich wurde er belohnt.
Jener Briefkasten lag im alten Industriegebiet am Main, dessen löchrige, kaputte Straßen aus Kopfsteinpflaster bestanden, und dessen schmutzig braune Backsteingebäude kaum noch unversehrte Scheiben aufwiesen. Die Straßenbahnschienen hatten sich im Laufe der Jahre tief in den Untergrund gegraben, steinernen Ackerfurchen nicht unähnlich. Fast mochte man glauben, die Bahn, wäre sie noch in Betrieb, berührte während der Fahrt mit ihrem Unterbau den Boden. Im Geiste sah man glühende Funken stieben.
Von ferne näherte sich geräuschvoll ein Motorroller, zog eine stinkende bläuliche Rauchfahne hinter sich her und veranlaßte den stattlichen Taubenschwarm, der sich auf der Suche nach Futter inmitten der Fahrbahn niedergelassen hatte, routinemäßig die Flucht zu ergreifen. Der Fahrer, der keinen Helm trug, nahm Gas weg, kuppelte aus und rollte die wenigen Meter bis hin zur Tür. Um seinen Hals hing eine jener schwarzen Taschen, wie sie früher von Briefträgern benutzt wurden, geräumig und groß. Er stoppte, stieg vom Gefährt und stellte es mitten auf dem Trottoir auf den Ständer. Alsdann schaltete er den Motor ab.
Augenblicklich war Lothar hellwach. Sein Wagen parkte unweit der Eingangstür, die Scheibe war nur einen Spalt weit geöffnet, er selbst so gut wie nicht zu sehen. Endlich hatte die Wartezeit ein Ende. Endlich schien der Fisch ins Netz zu gehen. Der Kripobeamte blieb noch eine Weile sitzen. Erst als der Mann die wuchtige Eingangstür, in deren Mitte sich dieser riesige Briefschlitz befand, geöffnet, das Haus betreten und die Tür wieder geschlossen hatte, stieg er aus. Mit ruhigen Schritten überquerte er die wellige Straße, schaute sich unauffällig um und ging dem Manne hinterher.
Mit der einen Hand drückte er die schwere Metalltür auf, seine andere verharrte in Reichweite der Dienstwaffe - obwohl dieser Mann an sich keinen gefährlichen Eindruck machte. Er war in den Fünfzigern, ein wenig ungepflegt, vom Typ her ein arbeitsscheuer Kettenraucher im

Trainingsanzug. Und in der Tat trug er jene Kleidung, die ihn jedoch kein bißchen sportlich aussehen ließ; im Gegenteil.
Als Schmidt den Flur betrat, der zu einer stillgelegten Kartonagenfabrik gehörte, war der Mann schon dabei, die umfangreiche Post mit bloßen Händen vom Boden aufzulesen und in den ausladenden Behälter vor seinem Bauch zu stecken. Er hörte den Beamten nicht kommen, zu sehr war er mit dem Verstauen der zahlreichen grünen Briefe beschäftigt.
„Guten Tag!“
Laut und deutlich grüßte Lothar, der Mann am Boden aber erschrak nicht. Er hob nur den Kopf ein wenig, erwiderte den Gruß und sammelte weiter die Briefe ein. Eines war sofort klar: Ein schlechtes Gewissen hatte dieser Mensch nicht!
Beiläufig zeigte Lothar seinen Dienstausweis und fragte, was der Mann hier tat.
„Ich sammle die Post ein, das sehen Sie doch!“
„Ja, das sehe ich.“
Es folgte eine kleine Pause, während Lothar dem Manne nur zusah.
„Fahren Sie immer ohne Helm?“ fragte er unvermittelt.
Der Mann in der Hocke zögerte nun doch ein wenig, suchte offensichtlich nach einer Ausrede, schüttelte aber nur langsam den Kopf.
„Nein, nicht immer. Aber meinen Helm haben sie mir gestohlen. Und ein neuer kostet ...“
Damit machte er mit Daumen und Zeigefinger die typische Bewegung des Geldzählens. Nicht einen Moment ließ Lothar den Kerl, der mit dem Einsammeln fast fertig war, aus den Augen.
„Das ist eine Ordnungswidrigkeit. Das wissen Sie! Das kostet Sie einen Fünfziger.“
Lothar sagte das mit ernster Miene, obwohl er den Betrag von € 50.- absichtlich zu hoch angesetzt hatte.
Betreten schwieg der Mann.
„Was machen Sie mit der Post?“ wechselte der Beamte das Thema.
„Ich verpacke sie und schicke sie weg“, erklärte der Briefkastenleerer leutselig, indem er sich erhob und Schmidt ein wenig beleidigt anstarrte.
„Wohin?“
Beinahe desinteressiert kam diese Frage über Lothars Lippen, obwohl sie keineswegs unwichtig war; vergrößerte die Antwort darauf doch den Kreis der Beteiligten. Der Bote wußte die Adresse nicht auswendig. Irgendwo im Rheinland. Sie lag bei ihm zu Hause.
Das genügte Schmidt fürs erste. Er nahm die Personalien des Mannes auf und danach die gesamte Post an sich. Im Anschluß gebot er ihm, den

Briefkasten erst wieder zu leeren, wenn er von behördlicher Seite dazu aufgefordert werden sollte.
„Wer schickt Sie? Wer bezahlt Sie dafür?“ wollte Lothar noch wissen.
Den Namen des Mannes kannte der Bote nicht, denn der hatte sich telefonisch gemeldet, und bezahlt wurde per Post. Erst zweimal hatte er diesen Briefkasten geleert und dafür einen Hunderter erhalten, plus der Versandgebühr für das Weiterleiten der Post. Das war viel Geld für ihn, warum also hätte er nachforschen sollen? Die Summe lag vor wenigen Tagen in einem normalen weißen Couvert zu Hause in seinem Briefkasten.
Schmidts Frage nach dem Absender des weißen Couverts konnte der Mann auch nicht beantworten, aber den Brief besaß er noch. Die beiden Männer verließen den Hausflur, die Tür wurde wieder verschlossen. Der Beamte verstaute den ledernen Postbeutel in seinem Wagen und fuhr dem Motorroller hinterher; er brauchte diesen Brief! Vor allem aber interessierte ihn die Empfangsadresse für diese heikle Fracht. Eine viertel Stunde später hielt er beides in Händen.
Ersteres war ein blütenweißer Umschlag ohne Absender. Auf der Rückseite jedoch fanden sich zwei dicke schwarze Linien, und bei genauer Betrachtung konnte man erkennen, sie verdeckten etwas. Der Absender hatte die aufgedruckte Adresse des Firmenumschlags fein säuberlich mit einem schwarzen Tuschestift unkenntlich gemacht.
Das zweite war der Empfänger der Giftpost, er hatte seinen Sitz im Rheinland. ***Vita Pharma AG*** stand in großen Druckbuchstaben auf dem kleinen Zettel, den der Bote ihm ausgehändigt hatte. Lothar verstaute alles in seiner Tasche und erklärte dem verblüfften Mann, daß die Polizei in Zukunft persönlich die grünen Couverts einsammeln und weiterleiten werde. Er sollte nur weiterhin sein Geld kassieren. Es sei alles in bester Ordnung. Hinterher empfahl er dem Manne noch, sich unverzüglich und besonders sorgfältig die Hände zu waschen! Und sich schleunigst einen Helm zu besorgen.
Ein schüchternes Grinsen huschte über dessen unrasiertes Gesicht, als der Beamte andeutete, die Ordnungswidrigkeit unter gewissen Umständen unter den Tisch fallen zu lassen. Der erklärte sich sofort einverstanden, uneingeschränkt mit Schmidt zu kooperieren - und auch mit der Tatsache, daß er über dieses Gespräch Stillschweigen bewahren sollte. Vor allem jenem unbekannten Auftraggeber gegenüber; sollte der sich unerwartet bei ihm melden.

Im Labor der Spurensicherung hatte man keinerlei Mühe, die Schrift auf dem Couvert von der darüberliegenden Tusche zu befreien. Die

Adresse war im Finanzbezirk angesiedelt. Es handelte sich um eine der größten Versicherungen des Landes, und was hinzukam: Diese Adresse und jene von Grabows Büro waren identisch!
Ein wenig mehr Mühe hatten die Chemiker allerdings mit der Identifizierung der Giftsubstanz auf den Laschen der grünen Couverts. Der Grundstoff war relativ schnell gefunden und der umfangreichen Kategorie der Zuckerverbindungen zuzuordnen. Etwas länger dauerte es mit einigen Zutaten, aber die entscheidende Komponente konnten sie nicht entschlüsseln. Selbst ein spezialisiertes toxikologisches Labor in Heidelberg schaffte es nicht, jenen geheimnisumwitterten Zusatz zu entlarven. Am Ende waren sich die Spezialisten nur dahingehend einig, daß die Menge des Giftes auf einem einzigen Couvert ausreichte, um fünf erwachsene Menschen zu töten. Die Absender wollten allem Anschein nach ganz auf Nummer Sicher gehen.

***

Auf Rudolf Grabows Schreibtisch sah es herrlich unaufgeräumt aus. Links lag der Stapel der Financial Times, rechts der einer inländischen maßgeblichen Börsenzeitung. An der Wand seines Büros hing das berüchtigte ‚Thermometerpapier', ein stetiges Auf und Ab der Börsenkurse widerspiegelnd. Ein Thermometer jedoch bewegte sich für gewöhnlich in zwei Richtungen, aufwärts und abwärts. Die rote Linie auf jenem weißen, mit unzähligen Querlinien durchzogenen Plakat kannte allerdings seit Jahren nur eine Richtung – nach unten.
Viele Dinge in seinem Lebensraum vermochte Grabow zu manipulieren, zu verändern, für seine Zwecke zu nutzen. Jenem verflixten roten Faden dort an der Wand aber war auch er hilflos ausgeliefert. Dieses für die Wirtschaft so eminent wichtige, wie von empfindlichen Seismographen aufgezeichnete und oftmals an heftige eruptive Ereignisse erinnernde Zickzackmuster, dessen spitze Enden vor Jahren noch ausschließlich nach oben zeigten - von unbedeutenden Unterbrechungen abgesehen - hatte seine faszinierende Gestalt dramatisch verändert.
Die deutsche Börse hatte einen Jahrhunderttiefststand erreicht, der seinesgleichen suchte. Die Wirtschaft stand so schlecht nicht, wie es die Kurse zu vermitteln schienen, und deren Abwärtstrend stand in keinem Zusammenhang mit dem tatsächlichen Wachstum. Aber die Anleger reagierten überaus sensibel auf jede noch so kleine Veränderung; auf vollmundige Versprechungen gaben sie längst nichts mehr. Selbst die zeitweilig irreführende Formel, „Je höher die Arbeitslosigkeit, desto

höher die Kurse“, traf nicht mehr zu. Sie hatte sich gar ins Gegenteil verkehrt. Viele Börsianer hatten fast ihr gesamtes Vermögen eingebüßt, darunter befanden sich auch große Unternehmen der Automobilindustrie und der Pharmabranche. Diese jedoch litten nicht so sehr an einer eigenen wirtschaftlichen Stagnation, sondern am ungebremsten Kursrutsch des jeweils anderen. Auch der Staat als Zwischenträger riesiger Summen war davon empfindlich betroffen.
Am schlimmsten jedoch erwischte es die großen Versicherungsanstalten des Landes, von denen einige aufgrund haarsträubender Spekulationen mit Geldern, die sie zu verwalten hatten, bald zur Zahlungsunfähigkeit verdammt waren. Wenn die Kurse sich nicht schnellstens erholten, mußten sie eventuell ihre Pforten schließen. Vielen Großbanken erging es ähnlich.

Grabow griff zum Telefon und wählte eine Nummer, die er auswendig kannte. Er lauschte einen Moment lang in die Muschel, meldete sich mit Namen und gab mit monotoner Stimme nur eine kurze Direktive:
„Teil zwei der Post wird abgeschickt! So schnell wie möglich.“
Danach legte er den Hörer auf. In seinem glattrasierten Gesicht war nicht die geringste Gefühlsregung zu erkennen. Innerlich war Grabow bereits gestorben.

***

Ein wenig zu schnell raste der dunkelblaue Audi über die nächtliche Autobahn, in kurzen Intervallen fegten die Scheibenwischer die schmierige Gischt beiseite, die sich bei jedem Überholvorgang erneut auf die Windschutzscheibe legte. Nur kurze Zeit war den drei Insassen eine klare Sicht vergönnt, bevor der Nieselregen die kleinen roten Rücklichter der Vorausfahrenden sich wieder ausdehnen und vor ihren Augen zu unförmigen Klecksen verschwimmen ließ. Unaufhaltsam rückten die Zeiger der Uhr gegen Mitternacht, für die LKW-Fahrer brach die lange Zeit an, während der sie mehr als einmal mit dem tückischen Sekundenschlaf kämpfen mußten. Manche zeigten bereits jetzt Konzentrationsprobleme, was dazu führte, daß die mächtigen Zwillingsreifen der Lastzüge zuweilen deutlich den Mittelstreifen überfuhren. Ein gnadenloses Hupkonzert war die Folge, begleitet von Lichtzeichen, die den betroffenen Fahrer zusammenzucken ließen und seine Aufmerksamkeit erneut auf eine reibungslose Weiterfahrt lenkten. Bis zur nächsten Schwächeperiode.

Bisher gelang es Bernd am Steuer ganz gut, solchen unfreiwilligen Manövern zu entgehen und seinen Wagen sicher nach Norden zu lenken. Seine beiden Begleiter, Lothar Schmidt und Hermann, der sich diesen Ausflug nicht hatte entgehen lassen, und er selbst berieten schon lange vor der Ankunft ihre Vorgehensweise.

„Mit Sicherheit haben sie dort eine Wachmannschaft“, erklärte Lothar die bevorstehende Aufgabe. „Leute, die ihre Runden im Fabrikgelände drehen, mit Hunden, wahrscheinlich. Davon müssen wir ausgehen. Aber das wird uns nicht abhalten.“

Hermann konnte das bestätigen, und seine Hand streichelte das Fell jenes Hundes, der neben ihm auf der Rückbank lag und zu dösen schien. Seine aufgestellten Ohren jedoch verrieten, dem war nicht so. Es handelte sich nicht um Brutus, sondern um die Belgische Schäferhündin des Frankfurter Kripobeamten. Ein anschmiegsames Tier, wie Hermann zufrieden registrierte, friedlich, verspielt, aber hellwach. Ähnlich anhänglich wie der Dalmatiner seiner Freunde Edith und Walter, der zusammen mit den beiden auf so tragische Weise sein Leben verloren hatte.

Zu Beginn schnupperte der Hund interessiert an Hermanns Hosen, denen auch nach Stunden noch der Duft von Brutus anhaftete. Immer wieder legte sich die Nase des großen Tieres auf Hermanns Beine, ruhig zunächst, doch im nächsten Moment suchte sie erneut den Artgenossen. Vergeblich. Brutus war daheim geblieben, er mußte heute die Verantwortung für Frauchen und das Haus übernehmen.

Das Satellitenleitsystem dirigierte den Wagen von der Autobahn herunter, über die Rheinbrücke, durch den Vorort, in das gesuchte Industriegebiet, direkt auf den Parkplatz des ***Vita Pharma*** Konzerns, der um diese nächtliche Stunde ein ziemlich verlassenes Bild darbot. Ganz anders das umzäunte Anwesen. Momentan arbeitete nur ein kleiner Teil der Belegschaft auf dem gigantischen Gelände, das aber deswegen keineswegs einen unbelebten Eindruck erweckte. Die Straßen und Wege, die es kreuz und quer durchschnitten, wurden von gelben Laternen in diffuses Licht getaucht und ließen das Werk wie einen Stadtteil anmuten.

Das Pförtnerhäuschen war mit einem Mann besetzt, der lustlos in einer Zeitschrift blätterte und mit einem Auge den kleinen, gleich links neben der Tür postierten Fernseher beobachtete. Lange bevor der Audi zum Stillstand kam, schaltete Bernd das Licht aus und ließ ihn geräuschlos in eine der Parktaschen rollen.

„Sektion **M**“, las er laut vor. Groß stand es auf dem Zettel in seiner Hand. Wie Hunderttausende vor ihnen, so sollten auch die von Lothar

beschlagnahmten toxischen Briefe hierher zurückgeschickt werden. Jene grünen Umschläge, die im Lande so unglaublich viele Opfer gefordert hatten. „Vita Pharma - Sektion **M**."
Von außen war nicht zu erkennen, wo jene Abteilung liegen sollte. Das Werk war mehr als einen Kilometer lang, ebenso breit und grenzte im Osten an den sich träge in Richtung Holland schiebenden Rhein.
„Wie gehen wir rein?" fragte Bernd seinen Kollegen. „Ist es leichter, über den Zaun zu steigen und nach diesem Bereich zu suchen, oder wäre es ratsam, das Gelände …offiziell zu betreten?"
Sein Blick traf Lothar und der nickte bereits. Der zweite Vorschlag gefiel ihm wesentlich besser und versprach auch schnelleren Erfolg. Wenn der Pförtner kooperierte, waren sie im Nu an Ort und Stelle. Was ihnen allerdings fehlte, war ein Durchsuchungsbefehl, also mußten sie improvisieren, die eine oder andere Erklärung abgeben. Oder sie verschafften sich anderweitig Respekt. Lothar hatte eine Idee, stieg aus und lief auf das Pförtnerhaus zu.

Der Mann erschrak. Das Fernsehprogramm zeigte soeben eine düstere Kinokasse, vor der unvermittelt eine triefend nasse Person mit Hut auftauchte. Und fast synchron beugte sich Lothar hinunter zu der mit kleinen Löchern versehenen, für die Kommunikation vorgesehene Öffnung. Er zeigte seinen Dienstausweis und bat um Einlaß, der leichte Regen gestaltete den Aufenthalt im Freien ungemütlich. Im Innern des Häuschens setzte sich der Besucher sogleich auf den einzigen Stuhl, während der Pförtner irritiert stehen bleiben mußte.
Bernd und Hermann starrten angespannt aus dem Wageninneren herüber, konnten nichts hören, sahen nur die beiden Personen. Seelenruhig saß Lothar auf dem Stuhl und schaute hinaus, deutete mit der Hand in mehrere Richtungen, danach sah er den Wächter an. Ein entschlossenes Kopfschütteln war dessen Reaktion, ein höchst empörtes, wie es schien. Lothar ließ sich nicht beirren, stand seinerseits plötzlich auf und trat ganz nahe an den Mann heran. Dabei ließ er wie unbeabsichtigt seine Dienstwaffe sehen, die unter seinem Jackett im Schulterhalfter steckte. Das beeindruckte den Mann offenbar mächtig. Nun war er es, der mit ausgestrecktem Arm auf den äußersten Rand des Geländes zeigte.
Wenig später verließ Lothar den gläsernen Unterstand und kehrte zum Audi zurück. Die beiden Wartenden konnten nicht einmal erraten, was er dem Pförtner erzählt hatte.
„Okay! Fahr los!" war alles, was Lothar sagte, als er wieder im Auto saß.
Bernd startete, der Wagen setzte sich in Bewegung, und sofort öffnete sich der Schlagbaum. Der Mann in der Wachstube, noch immer

kerzengerade stehend, hob die Hand zum halbmilitärischen Gruß, Bernd deutete eine Erwiderung an, der Audi fuhr über die nasse Straße aufs Firmengelände. Anschließend senkte sich der rot-weiße Balken wieder geräuschlos.
Die beiden Männer konnten es kaum erwarten, daß Lothar zu erzählen begann. In Bernds Gesicht machte sich schon freudige Ungeduld breit. Schließlich kannte er Lothar.
„Nichts Besonderes“, begann der Beamte. „Ich habe dem Mann erzählt, er und die Wachmannschaft stehen im Verdacht, nachts Unbefugte aufs Gelände zu lassen, was er vehement bestritten hat. Ich habe ihm … *nicht geglaubt*. Jetzt wartet er gespannt auf den Konvoi, den ich angekündigt habe und den er auf keinen Fall unkontrolliert passieren lassen darf. Der Mann war sehr kooperativ. Vielleicht, weil ich ihm versichert habe, daß er, sollte er seine Kollegen vom Wachpersonal warnen – es sind übrigens drei – er sich morgen einen neuen Job suchen kann.“
Das Trio zeigte sich amüsiert über das gelungene Manöver, das ihnen überdies gleich jenen Bezirk beschert hatte, in welchem Sektion **M** zu finden war. Unauffällig und langsam bewegte Bernd das unbeleuchtete Fahrzeug über das nächtliche Firmengelände, sie erspähten drei offene Laderampen, an denen gearbeitet wurde. Schwere LKW standen davor, Gabelstapler rangierten, Paletten wurden ein- und ausgeladen.
Im Halbdunkel der nächsten Kreuzung erkannten sie in einiger Entfernung einen stämmigen Rottweiler mit breiter Brust und einem glitzernden Halsband, die Nase hoch erhoben, er kam von links. Eine Pfeife war zu hören, der Hund blieb stehen und wendete den mächtigen Kopf. Erneut wurde gepfiffen, unwillig setzte sich der schwerfällige Vierbeiner in Bewegung und trottete zurück zu seinem Begleiter, der wenige Schritte hinter ihm auftauchte. Der Wachmann sprach ein paar leise Worte mit dem Tier, versuchte, sich Respekt zu verschaffen, hatte aber offenbar Probleme mit dem unverhohlenen Starrsinn des eigenwilligen Rüden.
Bernd hatte längst den Motor gestoppt und wartete, bis die zwei in der Seitenstraße verschwunden waren, daraufhin setzten die Eindringlinge ihren Weg fort. Sie passierten eine Tankstelle, an der die firmeneigenen Fahrzeuge ihren Kraftstoff erhielten. Sie bestand aus drei Zapfsäulen, Benzin, Super und Diesel, war aber um diese späte Stunde nicht in Betrieb.
Ein Stück weiter ragten riesige gelbe Tanks senkrecht in den wolkenbeladenen Himmel, acht an der Zahl, die Ventile mit großen gußeisernen Rädern versehen. In jenen Tanks, von denen jeder um die 50

Kubikmeter faßte, befand sich Alkohol, wie auf einem Schild zu lesen war. Extrem hochprozentig zwar, aber ein durchaus trinkbarer Konsumartikel, wie Lothar scherzhaft bemerkte. Im Vorüberfahren sah sich Bernd die Anlage genauestens an.
Der Alkohol wurde benötigt für die zahlreichen Arzneien, die hier produziert wurden. Sektion **Q** stand auf der Tafel am Ende der Anlage. Weiter ging die Fahrt. Lothars Hund auf dem Rücksitz hob den Kopf und schaute neugierig nach draußen, er hatte die Witterung des Rottweilers in die Nase bekommen.
Sie näherten sich Sektion **W,** was darauf schließen ließ, daß diese Abschnitte nicht chronologisch angeordnet waren, denn anschließend fuhren sie am Buchstaben **D** vorbei. Aber der Pförtner hatte ohnehin auf das äußerste Ende des Firmenbereichs verwiesen. Schon konnten die drei den Zaun ausmachen, der die Fabrik umschloß. Rechts tauchte ein flaches Gebäude auf, nur zwei Stockwerke hoch, davor signalisierte ein grünes Schild, daß sie am Ziel waren: Sektion **M**.
Ohne Hast, als ob er hier zu Hause wäre, lenkte Bernd den Audi auf einen Parkplatz neben dem Gebäude und zog den Zündschlüssel ab. Die drei stiegen aus, den Wagen schloß Bernd nicht ab. Lothar hielt seinen Belgischen Schäferhund direkt am Bein, das Tier gehorchte, es war abgerichtet, sehr zuverlässig und darüber hinaus ein Weibchen, die ohnehin leichter zu führen sind.
Wie selbstverständlich ging Lothar zur Eingangstür, sie war verschlossen. Er drehte sich um, nur einen Moment, und während Hermann an seine Seite trat, rammte er mit der Schulter dagegen. Die Tür hielt. Sie war bestückt mit dicken Glasquadern und umrahmt mit Streben aus stabilem Aluminium. Bernd, der erkannte, daß diese Tür auch weiter standhalten würde, lief um das Haus herum, schlug auf der Rückseite eine Scheibe ein, stieg hindurch und bahnte sich im Dunkeln seinen Weg durch die Räume zur Eingangstür hin. Sie von innen zu öffnen war eine Kleinigkeit. Die beiden Freunde traten ein, mit ihnen der Hund.
„Halt den Hund gut fest, Lothar!“ sagte Bernd leise. „Von hier kommen die Briefe. Das wissen wir von jenem Münchner Lebensmittelchemiker, dessen Frau daran gestorben ist.“
Bernd schluckte. Er dachte an seine liebe Frau Sabine, die das gleiche Schicksal erleiden mußte.
Weil die Anzahl der abgeschickten Briefe derart astronomisch war, waren keine Briefmarken verwendet worden, sondern die Couverts mittels einer Frankiermaschine freigemacht. Es war für Lothar ein leichtes gewesen,

anhand des Originalumschlages aus München den Benutzer jener Frankiermaschine ausfindig zu machen.
„Und hierher werden sie zurückgeschickt“, fuhr Bernd fort, „wie der Briefkastenleerer uns freundlicherweise mitgeteilt hat. Es ist daher in höchstem Maße wahrscheinlich, daß wir hier auf die Ursache dieser Todesfälle stoßen, auf diese hochgiftige süße Substanz! Der Hund darf nicht einmal daran schnuppern!“
Lothar griff nach dem Halsband seiner Hündin, und die drei, jeder bewaffnet mit Gummihandschuhen und einer kleinen Taschenlampe, machten sich auf die Suche. Es gab wohl mehr als 20 Räume in diesem Gebäude, und die Männer suchten Umschläge. Gewöhnliche DIN à 5 Couverts von gelber Farbe, die im Innern bereits jene grünen Rückumschläge bargen, deren Klebeverschlüsse im Land annähernd hunderttausend Menschen dahingerafft hatten; die genaue Zahl war niemandem bekannt. Viel Hoffnung, auch einige dieser **grünen** Umschläge zu entdecken, die bereits zurückgesandt worden waren, hatten sie nicht; mit Sicherheit waren die sogleich vernichtet worden.
Hermann öffnete einige Türen. Zu Beginn inspizierte er die Küche, danach die Toiletten und schließlich eine Besenkammer. Sein Beobachtungszentrum im Kopf, wie das der anderen auch, war auf Briefumschläge eingestellt, auf gelbe Briefumschläge, auf nichts anderes. Bereits im vierten Zimmer fand er welche. Aufgeregt schlug er leise Alarm, nach wenigen Sekunden waren seine Begleiter zur Stelle.
Auf einem metallenen Schreibtisch lagen mehrere Hundert gelbe Couverts. Lothar näherte sich behutsam. Er hatte in einem gerichtsmedizinischen Labor in Frankfurt die ersten Analysen durchführen lassen, natürlich wußte er am besten um die Gefährlichkeit dieser klebrigen Menschenfallen. Mit zwei Fingern griff er sich den obersten Brief und schaute hinein. Er war leer. Lothar schnupperte daran, vermied es aber, seine Nase zu dicht an das Objekt zu bringen.
Das Couvert war unbenutzt. Ebenso die anderen, die herumlagen; hier handelte es sich zweifelsfrei um neues, um unberührtes Büromaterial. Hinter dem Schreibtisch stand ein ganzer Karton davon. Bernd inspizierte ihn und gab Entwarnung. Obwohl diese Umschläge den von ihnen gesuchten glichen, waren sie gänzlich ungefährlich. Falscher Alarm. Die drei Männer begaben sich wieder auf die Pirsch.
Hermann öffnete die Tür zu einem geräumigen Zimmer, ging hinein, schaltete seine Lampe ein - es war fast bis unter die Decke vollgestopft mit Kartonagen, fein säuberlich übereinander gestapelt. Auch diesen

Raum verschloß er wieder. Offenbar war es gar nicht so einfach, hier in diesem vergleichsweise kleinen Gebäude fündig zu werden.
Auf ihrer Suche irrten auch Bernd und Lothar mehr oder weniger durch die Räumlichkeiten, aber das Erdgeschoß erwies sich als Fehlschlag. Folglich nahmen alle gemeinsam das Obergeschoß in Angriff. Nach einer weiteren viertel Stunde war dieses Stockwerk ebenfalls durchsucht, ohne Erfolg. Bei den Männern breitete sich Ratlosigkeit aus. Einzig die Hündin bewahrte die Ruhe.
„Ich kann das nicht glauben“, begann Bernd. „Als ob jemand die Leute hier gewarnt hätte. Nichts zu sehen von den Briefen.“
Ein wenig verzagt stiegen die drei Männer die Treppe hinab, bald standen sie wieder im dunklen Erdgeschoß, keinen Schritt weiter als zuvor.
„Hierbei handelt es sich doch sicher um einen größeren Posten Couverts“, warf Lothar ein, „um ziemlich viele sogar, nicht, Bernd?“
„Das ist sehr wahrscheinlich. Vielleicht sind wir in unserem Blickwinkel zu bescheiden. Vielleicht sehen wir den Wald vor Bäumen nicht. Möglicherweise liegen die Umschläge nicht offen herum, sondern sind …verpackt. Oder sie befinden sich irgendwo draußen in einer der großen Lagerhallen.“
Durch eines der Fenster spähte Bernd hinaus aufs düstere Fabrikgelände. Mit einemmal wurde Hermann von einer prickelnden Unruhe erfaßt. Es zog ihn wie magisch zurück zu jenem Raum, der so vollgestopft war mit Kartons; die beiden folgten ihm auf dem Fuße. Hermann öffnete jene Tür zum zweiten Mal. Die bescheidenen Strahlen ihrer Taschenlampen fielen auf Kartons, einer über dem anderen, sorgfältig und akkurat gestapelt, ohne Aufschrift an den Seiten. An der rechten Wand jedoch erspähten sie eine imposante Lücke. Da schien etwas entfernt worden zu sein. Dort waren die Stapel etwas durcheinander geraten, verschoben, als hätte man etliche Kartons herausgezerrt. Eine regelrechte Bresche war hier geschlagen.
Lothar faßte Hermann an der Schulter und schob ihn sachte beiseite. Er war größer als Hermann, und mit seiner ausgestreckten Hand, die noch immer den Handschuh trug, gelang es ihm, einen der oberen Kartons zu öffnen und hineinzufassen. Beim Zurückziehen des Armes wurde im Schein der Lampen ein gelbes Couvert sichtbar; es war gefüllt …

Lautes tiefes Hundegebell erschallte plötzlich vor dem Gebäude und ließ die drei Männer aufhorchen. Sie hatten kein Licht eingeschaltet, sondern lediglich ihre Taschenlampen benutzt. Vielleicht waren sie nicht vorsichtig genug gewesen, und ein Wachmann hatte von außen einen

Lichtschimmer erkannt? Warum aber bellte der Wachhund? Ihm dürfte es gleichgültig sein, ob hier im Gebäude Licht flackerte oder nicht.
Lothar zögerte keinen Augenblick. Er faßte seine Hundedame am Halsband, ging zu dem rückwärtigen Fenster, das Bernd zerbrochen hatte, öffnete es und half der Hündin hinaus ins Freie. Sie lief um das Gebäude herum, dem drohend bellenden Rottweiler entgegen, schlug einen Haken und tauchte im Schatten zweier Gebäude unter. Der Rüde verstummte sofort, als er ihrer ansichtig wurde. Mittlerweile angeleint, stemmte er seine Beine wie besessen auf den Asphalt und war nun gar nicht mehr zu kontrollieren. Sein Kopf wand sich hin und her, verzweifelt versuchte der Hund dieses lästige Halsband abzustreifen, was ihm tatsächlich gelang. Und schon war er dort verschwunden, wo kurz zuvor die Schäferhündin untergetaucht war. Keuchend rannte der Wachmann hinterher, rief seinen vierbeinigen Kollegen laut beim Namen. Vergeblich. Die beiden Tiere hetzten über das gesamte Firmengelände.

Im Innern des Gebäudes, verborgen am Fenster, verfolgten die drei Einbrecher die Aktion. Als sich draußen die Lage wieder beruhigte, kehrten sie zurück zu ihrem Fund, begierig zu erfahren, was es mit jenen Schachteln auf sich hatte. Die genaue Untersuchung ergab, daß sie an der richtigen Adresse waren: In jenem Raum stapelten sich nicht etwa Tausende dieser tödlichen Couverts. Lothar öffnete einen der Kartons, zählte die Umschläge, anschließend die Kartons und rechnete kurz nach – es waren mehr als 10 Millionen! Alle adressiert und bereit zum Versand! Aber in Anbetracht jener großen Lücke an der rechten Wand mußte man davon ausgehen, daß ein beträchtlicher Teil davon bereits unterwegs war …
Um zu verhindern, daß der verbliebene Bestand auch noch verschickt werden konnte, wollte Bernd in einer Art Affekt den gesamten Stapel sofort mit Benzin übergießen und anzünden. Aber der Kriminalbeamte in ihm besann sich rechtzeitig. Gemeinsam mit Lothar zog er einen der Kartons herunter, untersuchte den Inhalt kurz und stellt ihn neben die Eingangstür.
„Den nehmen wir mit“, sagte er gelassen, „das übrige Zeug muß brennen!“
Wie ein Verschwörer trat er neben seine Freunde.
„Am liebsten wäre es mir“, zischte er zwischen seinen Zähnen hindurch, „wenn wir diesen ganzen Komplex ***Vita Pharma*** abfackeln könnten.“
In der Folge schaute er lange und konzentriert aus einem der Fenster auf das Fabrikgelände.

„Lothar“, fragte er, „wie zündet man effektiv ein Haus an?“
Wie ernst war diese Frage gemeint? Auch sein ehemaliger Kollege Lothar wußte, daß sie mit diesem unglaublichen Fund nicht zur Staatsanwaltschaft gehen konnten, die ohnehin nichts unternehmen würde. Das Material mußte an Ort und Stelle vernichtet werden! Es bestand hauptsächlich aus Papier, und Papier brennt gut, das wußte jeder. Wie aber einen derart großen Haufen anstecken? Hermann lief zur Besenkammer, warf einen suchenden Blick hinein und kam mit einer Flasche Spiritus in der Hand zurück.
„Das ist gut“, sagte Bernd. „Sehr gut. Aber wartet noch damit!“
Wieder spähte er kurz aus dem Fenster. Unvermittelt hatte er eine teuflische Idee. Auch er verschwand in der Kammer, erschien gleich darauf wieder mit einer leeren Flasche und einem alten Lappen. Bernd atmete tief ein, bevor er fortfuhr.
„Ihr wartet bitte hier! Etwa eine viertel Stunde, das dürfte genügen. Nach genau 15 Minuten zündet ihr den Stapel an. Einverstanden?“
Die beiden Männer stimmten zu und schauten auf ihre Uhren.
„Wenn er anfängt zu brennen“, schloß Bernd ab, „steigt ihr in den Wagen und fahrt exakt die Strecke zurück, die wir gekommen sind. Unterwegs steige ich dazu. Wenn alles klappt …“
Mit diesen Worten gab er Lothar die Wagenschlüssel und verließ das Gebäude, Flasche und Lappen in Händen.
Als Lothar kurz darauf zur Eingangstür ging und hinaus spähte, herrschte draußen eine Grabesruhe. Kein Mensch war zu sehen, von den Hunden fehlte jede Spur, und selbst Bernd war verschwunden. Lothar sah erneut auf die Uhr, die beiden Zurückgelassenen warteten. Was hatte Bernd vor? Wo war er hingelaufen? Zäh verrannen die Minuten, mehrmals nahm Hermann den Spiritus in die Hand und stellte ihn wieder ab. Seine Unruhe wuchs. Warum hatte Bernd nicht gesagt was er vorhatte? War es so gefährlich? Wollte er seine Freunde nicht noch mehr beunruhigen?
Nach etwa 10 Minuten machten sich die Männer an die Arbeit. Die Flasche war annähernd voll, Hermann schraubte den Verschluß ab und begann, die Flüssigkeit über die Stapel zu spritzen. Darüber hinweg, dazwischen, an die Wände. Im Anschluß wurde die Inneneinrichtung des Erdgeschosses besprengt, der Teppichboden, die Tische, die Schränke. Bald schwebte der unangenehme süßliche Geruch des Spiritus’ in jedem Winkel des Gebäudes. Wie in Trance stellte Hermann nach getaner Arbeit die leere Flasche zurück in die Besenkammer.

Irgendwann war die Zeit um, die 15 Minuten verstrichen und Bernd nicht zurückgekehrt. Wie versprochen nahm Lothar ein Feuerzeug in die

Hand, bat Hermann, zur Eingangstür zu gehen und zündete daraufhin den Stapel an.
Einem wehenden Begonienteppich nicht unähnlich züngelten violette Flämmchen die Kartons entlang, wie eine zweite Haut, wie ein waberndes lebendiges Wesen krochen sie über deren Oberfläche. Eilig zog sich Lothar zurück, und von der Tür aus beobachteten beide, wie die Flammen den Stapel völlig einhüllten, wie sie ihn regelrecht flambierten, anschließend am Fußboden ausschwärmten und nach und nach den gesamten unteren Teil des Hauses in Besitz nahmen.
Nun wurde es wirklich höchste Zeit für die beiden Männer, das brennende Gebäude zu verlassen. Sie öffneten die Tür und standen auf der Straße, endlich an der frischen Luft, hinter sich das Feuer.
Bis zu Bernds Audi waren es nur wenige Schritte, gleich darauf saßen sie im Wagen und Lothar startete den Motor, als Hermann aufgeregt rief:
„Die Beweise! Wir haben die Beweise drinnen vergessen!“
Das stimmte in der Tat. Sie hatten den Karton mit der tödlichen Fracht an der Eingangstür stehen lassen. Mit einem Sprung war Lothar aus dem Auto, rannte auf die Tür zu, aber die war längst wieder verschlossen und nur von innen zu öffnen. Ohne auch nur einen Moment zu zögern drehte er sich um und lief zur Rückseite des Firmengebäudes. Aus dem zerbrochenen Fenster traten bereits dicke Rauchschwaden, und es kostete ihn keine geringe Überwindung hindurchzusteigen.
Lothar stand am Fenster und hielt die Luft an, er besaß keinen feuchten Lappen, den er sich vors Gesicht hätte halten können, lediglich ein Taschentuch. Das mußte genügen, er lief los, verließ den Raum und trat auf den Flur. Durch den Schein des Brandes konnte er schemenhaft den Karton stehen sehen, direkt am Eingang. Von der Decke herab aber tropfte bereits brennender Kunststoff, fiel auf seine Schultern, auf sein Haar. Lothar schaute zurück, er zögerte.

Etwa 300 Meter entfernt kauerte Bernd in einer Nische zwischen zwei Fabrikhallen, genau gegenüber jener 8 gewaltigen gelben Alkoholtanks. Die Luft um ihn war geschwängert vom beißenden Geruch der Chemikalie, die Situation wurde brenzlig. Geräuschlos rann eine klare Flüssigkeit über die ohnehin feuchte, sich leicht bergab neigende Straße. Es dauerte nicht mehr lange, und seine Schuhe würden auf eine äußerst unangenehme Weise davon in Mitleidenschaft gezogen werden.
Gleich nach dem Verlassen der Sektion **M** war er hierher gelaufen, hatte das schwere Ventilrad des ersten Tanks aufgedreht und zugesehen, wie sich der hochprozentige Inhalt auf das Firmengelände ergoß. Wie eine

Armee von glitzernden lautlosen Schlangen kroch der Alkohol in jede sich bietende Ritze, versickerte teilweise im Erdreich, in der Kanalisation, das meiste jedoch floß in die angrenzenden Gebäude, tränkte sie mit seiner anrüchigen Aura.
Es war nur eine Frage der Zeit gewesen, bis alle Tanks von Bernd geöffnet waren und sich die Ströme tonnenweise und unaufhaltsam auf dem Gelände verteilten. Schon waren die etwas tiefer gelegenen Zapfsäulen der Tankstelle erreicht, der Alkohol umspülte sie wie die ansteigende Flut des Meeres einen ins Watt gerammten Steg.
Bernd sah auf die Uhr, die Freunde sollten längst hier sein. Eigentlich hätte er sich schleunigst zurückziehen müssen, weg von dieser stark riechenden, von dieser extrem brennbaren Substanz; aber es half alles nichts. Er wollte hier auf die beiden warten, das war so abgemacht. Die Flasche in seiner Hand war gut gefüllt mit Alkohol, der getränkte Lappen steckte im Flaschenhals.

Der rechte Ärmel von Lothars Hemd brannte, auch seine Haare hatte er mehrmals rasch von den Funken befreien müssen, die von der Zimmerdecke herab fielen. Mit der Linken versuchte er mehr oder weniger erfolgreich den Ärmel zu löschen, aber Flammen waren jetzt überall. Auch konnte er das Beweismaterial nicht mehr erkennen, beinahe blind stürzte er sich in Richtung des Ausganges, noch immer hielt er die Luft an, wollte es um jeden Preis vermeiden, diese giftigen Dämpfe, die von dem Stapel ausgingen, einzuatmen. Das hätte seinen sofortigen Tod bedeutet.

Wie auf glühenden Kohlen saß Hermann im Wagen. Rutschte auf seinem Sitz hin und her, starrte auf die mittlerweile gelblich flackernden Schatten in der Eingangstür und konnte doch nichts tun. Er war der Verzweiflung nahe. Gerade wollte er die Beifahrertür öffnen und hinübereilen, als sich die Tür des Gebäudes auftat und Lothar erschien, dampfend und qualmend zwar, aber im Arm den Karton.
Schweißgebadet und nach Luft ringend setzte er sich hinters Steuer, von der bangen Frage bedrängt, ob nicht doch etwas giftiger Rauch in seine Lunge eingedrungen war. Nun, bald würde er es wissen. Der Karton lag der Sicherheit wegen im Kofferraum.

Langsam rollte der unbeleuchtete Audi die Straße zurück, die er vor mehr als einer halben Stunde gekommen war, gebannt hielten die Insassen nach Bernd Ausschau. Aus der Lüftung des Wagens strömten ungefiltert Dämpfe ungeahnten Ausmaßes ins Innere, die Männer begannen zu husten. Hermann öffnete das Fenster, aber dadurch wurde es

nicht besser. Ihre Augen brannten, das Atmen war ihnen erschwert, sie husteten, drohten zu ersticken. Wo kamen bloß diese entsetzlichen Dämpfe her? Lothar schaltete das Gebläse ab.
Weiter rollte der Wagen bergab, als von fern Martinshörner zu vernehmen waren. Es war dies die Werksfeuerwehr, die auf das brennende Gebäude reagierte. Zwei Löschzüge rasten zur Sektion **M**, genau hinter den Flüchtenden gelegen. Zum Glück befuhren sie nicht dieselbe Straße, sonst wäre eine Begegnung unausweichlich gewesen.
Plötzlich stand Bernd im gelben Schein einer Lampe am Straßenrand, in der Hand die Flasche. Sofort lenkte Lothar den Wagen an die Seite und hielt an. Bernd öffnete die Beifahrertür und bat hustend um das Feuerzeug. Lothar jedoch konnte es nicht finden.
„Ich glaube, ich habe es oben verloren.“
Aber Bernd benötigte Feuer, um jeden Preis. Immer lauter wurden die Sirenen, die im Hintergrund das Herannahen der Feuerwehr ankündigten. Da streckte Bernd den Arm aus und drückte unterhalb des Radios den Zigarettenanzünder. Bange, nervenaufreibende Sekunden vergingen, bis das kleine runde Ding wieder heraussprang. Bernd griff es und hielt es an den feuchten Lappen. Aber der Lappen wollte nicht brennen. Mit Macht blies Bernd, bis die Spirale erlosch. Ein weiterer Hustenanfall folgte. Erneut steckte er den Anzünder in seine Fassung, wieder sprang er heraus.

Die beiden Löschzüge befanden sich am Ort des Geschehens, Stimmen hallten durch die Nacht, Befehle wurden gegeben, Befehle ausgeführt. Eine wohlkoordinierte Hektik war geboren. Schläuche wurden angeschlossen, während der Einsatzleiter den Brandherd zu orten suchte. Nach wenigen Minuten schon sprudelte das Wasser munter aus den prallen Leinenschläuchen, und jeweils zwei Mann waren nötig sie festzuhalten. Andere schlugen die Fenster ein, schafften so Zugang für die Wassermassen, die nun in das Gebäude gepumpt wurden. Ein süßlicher Geruch schwebte über der nächtlichen Szenerie, als ob irgendwo Zucker verschmorte...

Endlich war es Bernd gelungen, den Lappen mittels des Anzünders zum Brennen zu bringen. Obwohl nach Luft ringend, wartete er noch einen Moment. Als er erkannte, daß die Flamme sicher brannte, schleuderte er die Flasche von sich. Eine Sekunde später saß er auf dem Rücksitz, Lothar gab Gas. Keinen Moment zu früh. Hinter ihnen brach ein Inferno los.

Die Flasche war hart aufgeschlagen und zerborsten. Den erwarteten kleinen Feuerball, wie man ihn von Molotowcocktails her kannte, sahen

die drei nicht. Denn noch bevor das brennende Wurfgeschoß aufschlug, setzte dessen Flamme die vom Alkohol gesättigte Luft in der ganzen Umgebung in Brand. Einem riesigen Pilz nicht unähnlich raste das brennende Gas den Freunden hinterher. Ein riesiger Feuersturm erhellte die Nacht über dem Gelände der ***Vita Pharma***.

Wenige hundert Meter vom ersten Brandherd entfernt war urplötzlich ein neuer erwachsen, ungleich größer, bedrohlicher, von enormem Ausmaß. Wie eine brennende Ölquelle erschien dem Betrachter der Feuerstrahl, der sich trotz leichten Nieselregens in den schwarzen Himmel bohrte. Und tatsächlich konnte man wenig später Ölgeruch wahrnehmen.

Der entflammte Alkohol hatte sich gnadenlos seinen Weg gebahnt, alles überschwemmt, was sich erdreistete, dieser feuchten, dieser alles verschlingenden Invasion Einhalt zu gebieten, und war bis zur Tankstelle gelangt. Nach kurzer Zeit brannte auch diese lichterloh. Die drei Zapfsäulen waren geborsten, umgefallen, und der kostbare Inhalt schoß unter großem Druck in drei Feuersäulen gen Himmel.

Auch der brennende Alkohol verhielt sich derart aggressiv, daß er um Haaresbreite den fliehenden Wagen entzündet hätte. Schon brannte die Luft, die Straße unter den Reifen des Audi, der eine Gischt aus Regen und loderndem Asphalt hinter sich herzog. Lothar am Steuer erkannte die drohende Gefahr, trat das Gaspedal voll durch, aber es dauerte noch endlose lange Sekunden, bis die drei in Sicherheit waren.

Der an seiner gesamten Oberfläche dampfende Audi hielt sich jenseits der Gefahrenzone, alle vier Seitenfenster waren heruntergelassen, gierig sogen die drei Männer die kühle Nachtluft ein und starrten gebannt auf den Feuerschein am Himmel hinter ihnen.

Die beiden Brände unterschieden sich deutlich. Jener am Ende des Geländes zeigte weiße Dampfwolken, man sah, dort wurde eifrig mit Wasser gelöscht, bald schon waren die Flammen etwas eingedämmt, gänzlich erstickt waren sie noch lange nicht.

Weiter unten an der Tankstelle ein völlig anderes Bild. Hier war die Hitzeentwicklung so gewaltig, daß sich niemand auch nur in die Nähe wagen konnte, ohne Gefahr zu laufen, in Sekundenschnelle zu verschmoren. Die Feuersbrunst, ausgehend von den Alkoholtanks, hatte sich über die Tankstelle hinweg und - mit deren unerwarteter Hilfe - in Windeseile über das Firmengelände ausgebreitet. Zahllose Hallen standen in Flammen, auch hohe Bürogebäude blieben nicht verschont, Produktionsstätten, Lager, alles. Fenster zerplatzten klirrend, ließen Sauerstoff ins Innere, boten dem Feuer neue Nahrung.

Angespannt starrte Lothar in die Nacht und stieß einen langgezogenen Pfiff aus. Das schrille, zweimal unterbrochene Signal hallte die Straßen entlang und verlor sich in der Dunkelheit. Sekunden später tauchten wie aus dem Nichts vier Pfoten auf. Schnelle Pfoten, unermüdliche Pfoten. Die flinke Hündin hatte den schwerfälligen Rottweiler weit hinter sich gelassen, er war nicht zu sehen. Lothar bat Bernd auf dem Rücksitz das Fenster frei zu machen. Mit einem geübten Satz sprang das Tier durch die Fensteröffnung des Audi direkt auf Bernds Schoß und begrüßte die Insassen auf ihre eigene muntere Art.

Eine unglaubliche Zahl von Löschzügen traf nach und nach auf dem Gelände der ***Vita Pharma*** ein. Es hatte den Anschein, als brenne ein ganzer Stadtteil! Und in dem Chaos, bei dem die Schranken der Ein- und Ausfahrt weit geöffnet blieben, verließ der Audi unbemerkt den Ort des Schreckens.

Ein mittlerweile äußerst nervöser Pförtner hielt in seinem Häuschen weiterhin angestrengt Ausschau nach einem angekündigten Konvoi – der niemals eintraf.

Kapitel XIII

Alle großen Tageszeitungen brachten es auf der ersten Seite: *Wolfgang A. Heberer, Staatssekretär im Finanzministerium, in seinem Wochenendhaus tot aufgefunden!* Aber so sehr Hermann auch suchte, über die Todesursache konnte er keine Silbe entdecken. Seine Frau Vera machte sich beim Betrachten der Schlagzeile ihre eigenen Gedanken, während ihre Hand unverdrossen weiter bügelte.

„Wird wohl ein Herzversagen gewesen sein …“

Hermann schaute kurz auf, registrierte die Ironie in ihren Worten, vertiefte sich aber sogleich wieder in das Blatt.

„Er war doch erst 52, Schätzchen. Herzversagen ist den älteren Semestern vorbehalten. Wie unsereinem.“

Sie war in letzter Zeit häufig zu Gast bei den Odendahls, und nicht nur bei ihnen. Der für gewöhnlich so ernsthafte Bernd hatte sie sich zu eigen gemacht, bei unzähligen Familien hatte sie sich als Bestandteil der täglichen Umgangssprache etabliert, nicht selten trug sie zur Erheiterung bei – die Ironie. Immer öfter jedoch mußte die feine Anspielung dem schwerer wiegenden Sarkasmus weichen; wie oftmals im Leben, wenn Menschen als willenlose Spielbälle der Administration mißbraucht wurden.

Vor zwei Tagen erst standen Vera und Hermann vor den Schaufensterscheiben eines großen Kaufhauses im Zentrum, auf der Suche nach einem passenden Geschenk für Helga und Felix - die ihre Silberhochzeit feierten - und sinnierten gerade, ob sie das dreizehnteilige Bowlenset nehmen sollten oder lieber das Schachbrett aus buntem italienischem Marmor, mit diesen künstlerisch wertvollen Figuren, als sich heulend ein Rettungswagen näherte. Aufgrund der Verkehrsdichte mußte der Fahrer seine Geschwindigkeit deutlich reduzieren. Viele Passanten schauten interessiert hin, während ein rüstiger Rentner dem weißen Fahrzeug empört zurief: „Ihr seid zu früh! Es geht mir noch ausgezeichnet. Kein Herzanfall, nichts dergleichen. Versucht es nächstes Jahr noch einmal!“

Die betretene Stille, die der Sirene hinterher waberte, konnte man körperlich fühlen. Manche starrten den älteren Herrn verwundert an, andere wiederum liefen vorüber, als wäre nichts geschehen. Nur einige wenige erkannten den tieferen Sinn seiner Worte und konnten sich ein beifälliges Schmunzeln nicht verkneifen. Herausfordernd blickte der Mann um sich, als wollte er fragen: Habe ich etwa einen wunden Punkt berührt?

Die Odendahls entschieden sich, nicht ganz uneigennützig, für das Bowlenset, da Helga und Felix leidenschaftlich gern die fruchtige Sangria tranken – die Odendahls im übrigen auch.

Manches Mal half diese Ironie besser über jene lästigen Alltagssorgen hinweg, die das Umfeld der Ruheständler prägten, manchmal gipfelte sie aber auch in rabenschwarzem Galgenhumor. Weil die Selbstmordrate der Rentner im Lande beängstigend steil nach oben verlief, blieb es nicht aus, daß im Freundeskreis der Odendahls darüber diskutiert worden war, welche Todesart wohl die angenehmste sei. Das in letzter Zeit so häufig publizierte Herzversagen hatte in der Beliebtheitsskala den obersten Rang belegt, dicht gefolgt vom Selbstmord durch Tabletten. Auch über weniger angenehmes Dahinscheiden wurde debattiert, und Felix vertrat die Ansicht, verdursten sei weitaus qualvoller als verhungern. Dem wurde nicht widersprochen, Bernd jedoch wußte von einem Autounfall zu berichten, bei dem mehrere Menschen verbrannt waren. Augenzeugen hatten von unmenschlichen Schreien der Opfer erzählt, die nicht zu ertragen waren.

„Verbrennen bei lebendigem Leib“, sagte er seinerzeit, „ist wohl das Schlimmste, das einer Kreatur widerfahren kann. Und dabei braucht man nicht einmal ins finstere Mittelalter zu gehen, als man Menschen wegen geringfügiger Vergehen verbrannte. Selbst stumme Tiere wie Schlangen

geben im Falle ihres bevorstehenden Feuertodes unerträgliche Geräusche von sich, hervorgerufen durch unerträgliches Leid.“

Nun, verbrannt war der Herr Finanzsekretär nicht, das hätten sie sicher geschrieben. Wie also ist er ums Leben gekommen? Diese Frage stellte sich Hermann ein ums andere Mal.

„Ich denke, es war ein gewaltsamer Tod. Selbstmord oder Mord. Etwas anderes kommt für mich überhaupt nicht in Frage“, sagte er zu Vera, indem er die Zeitung zusammenfaltete.

Vera konnte dem nur zustimmen, und das Bügeleisen in ihrer Hand wurde mit einemmal fest auf das gepolsterte Brett gepreßt. Hochkonzentriert führte sie den heißen Stahl über die Knopflochreihen, über die Schultern des Hemdes. Drückte, als es galt den Kragen zu plätten, noch etwas fester.

„Mittlerweile gibt es doch in diesem Land fast niemanden mehr, der nicht eigenhändig mithelfen würde, wenn es darum ginge, einen dieser korrupten Politiker zu beseitigen“, entfuhr es ihr wütend.

Der Hemdkragen war inzwischen so glatt und dünn geworden, als hätte er minutenlang in der Heißmangel gesteckt. Niemals zuvor war ein Hemd von Hermann mit so viel Inbrunst und Emotionen malträtiert worden wie am heutigen Tag.

Hermann nickte beiläufig, denn inzwischen hatte er das Couvert geöffnet, welches Bernd ihm hatte zukommen lassen und das einen Artikel enthielt, der ihn mächtig zu interessieren schien. Der Artikel war auf dem PC geschrieben, mit Schrade unterzeichnet und an Bernd geschickt worden, der nach seiner Rede auf dem Wiesbadener Marktplatz im Land bekannt war wie ein bunter Hund.

Der Name Schrade ließ bei Hermann ein winziges Glöcklein läuten. Erst vor kurzem hatte er diesen Namen gelesen. Der Artikel landete auf der Tischplatte, seine Hand tastete nach der Zeitung. Eilig blätterte er sie durch, nach wenigen Seiten schon fand er den Namen, zusammen mit einem schwarz umrandeten Bild. Ein Mann in den Vierzigern, gutaussehend, mit wachen intelligenten Augen. Darunter stand: *‚Am gestrigen Dienstag verstarb unser Mitarbeiter Joachim Schrade, 41, plötzlich und völlig unerwartet.* Hermann ließ die Zeitung sinken.

Er kannte den Mann nicht, war deshalb auch nicht sonderlich berührt von seinem Tod. Erst als er das Schriftstück wieder vom Tisch nahm und durchlas, wurde ihm bewußt, warum dieser Mann sterben mußte.

‚***Wie bankrott ist unser Staat*?’** begann der Aufsatz mit der provokativen Frage des Journalisten, und die Antwort darauf ließ nicht lange auf sich warten. Die Bundesbank verweigerte dem Finanzministerium weitere

Anleihen, stand da zu lesen, trotz aller vorherigen Vereinbarungen; es war dies das erste Mal seit der Gründung des Staates. Die Schuldenlast der Regierung hatte mit fast **2 ½ Billionen Euro** einen historischen Höchststand erreicht – mehr als die siebenfache Menge eines Jahresetats - und die Staatsbank zog quasi die Notbremse; viel zu spät, wie der Autor richtig bemerkte.
Alleine die *Tilgung der Zinsen* dieser enormen Schuldenlast verschlang über ein Drittel des Jahresetats der Bundesregierung. Die Deutsche Zentralbank hatte mit ihren nicht versiegen wollenden und daher von der Politik in unverantwortlicher, in geradezu fahrlässiger Weise in Anspruch genommen Krediten ohne jegliche Sicherheitsleistungen den Grundstock gelegt für die nun de facto eingetretene Zahlungsunfähigkeit des Staates. Von einer Rückzahlung der Schulden war ohnehin nie die Rede. Wo aber war das viele Geld geblieben?
Der Journalist Schrade hatte augenscheinlich gut recherchiert, denn in der Folge trat zutage, daß ein Frankfurter Börsenmakler, zudem ein Schwager des ‚verstorbenen' Finanzsekretärs, von in der Geschichte einzigartigen Summen berichtete, die von seiten der Regierung an die Börse transferiert worden waren. Unerlaubterweise! Wer Gelder, die ihm nicht gehörten, die er überdies zu verwalten hatte, zu Spekulationen benutzte, handelte illegal. Wären die Kurse nach oben geklettert, niemand hätte davon erfahren, dem aber war nicht so. Zu Beginn jeder Transaktion stiegen die Kurse in der Tat an, paßten sich allerdings sehr schnell den allgemeinen pessimistischen Tendenzen an, und die Milliardensummen versickerten in den Töpfen der Aktiengesellschaften. Zwar standen deren Kurse im Keller - die ausländischen Kapitalmärkte hatten sich längst vom deutschen Markt zurückgezogen - das Kapital in seiner Ganzheit jedoch war noch vorhanden.
Nicht nur die Regierung hatte sich mit fremden Geldern verkalkuliert. Im selben Boot saßen etliche Pensionskassen und vor allem Großbanken. Nicht wenige mußten Konkurs anmelden, jede Menge Köpfe dürften in nächster Zeit noch rollen. Ans Licht kam der Tatbestand erst, als sie nicht mehr in der Lage waren, Auszahlungen zu tätigen und die Kunden an ‚südamerikanische Verhältnisse' erinnert wurden. Es folgten Aufstände, chaotische Zusammenstöße zwischen entsetzten Bankkunden und Angestellten der Geldinstitute, bis das Desaster letztendlich nicht mehr zu verheimlichen war.
Aber die harten, die unbequemen Sitze des ‚Bootes' waren noch lange nicht belegt, denn auch führende KFZ - und Lebensversicherungen hatten das Glück herausgefordert, mit demselben Resultat. Die ‚*Treuen*

Hände' hatten sich in schmutzige verwandelt, in unlautere, in gemeine. Daß sie dies nicht gedurft hatten, war offenkundig. Warum sie es dennoch taten, warum sie eklatant gegen bestehendes Recht verstießen, darüber bekam man keine Informationen. Noch nicht. Nicht ein Führungsmitglied äußerte sich zu den haarsträubenden Vorfällen. Auch nicht die Vorstände der Rentenversicherungsanstalt, denn auch jene *gigantische Sparkasse* sah sich gezwungen in besagtem Boot Platz zu nehmen, und sie benötigte dabei so viel Raum, daß die anderen Insassen ordentlich zusammenrücken mußten … So der Journalist.

Hermanns Gesicht war blutleer, als er das Schriftstück zusammenfaltete, ein dumpfer Magenschmerz quälte ihn seit einigen Minuten, er wollte etwas sagen, aber seine Stimmbänder reagierten nicht. Wie im Traum stand er auf, holte den Kirschlikör, goß zwei Gläser ein und ließ sich schwerfällig zurück auf die Couch fallen. Vera hatte das Bügeleisen beiseite gestellt, setzte sich zu ihm und starrte ihn mit fragenden Augen an.

„Die …“, kam es tonlos aus seinem Hals, „die bringen uns um, weil sie pleite sind!“

***

Die Nachtschicht war alles andere als erholsam. Zum wiederholten Male lief Dr. Vivian Muller in dieser Nacht schon den düsteren Korridor der Klinik *Links der Isar* entlang. Vorbei an der ewig defekten Neonröhre, die das gedämpfte Klatschen ihrer Absätze auf dem glatten Linoleum mit einem unruhigen Flackern und dem dazugehörigen elektrischen Knistern untermalte, steuerte Vivian die rote Lampe an, die neben der Zimmertür 416 leuchtete.

Dr. Vivian Muller war Assistenzärztin, ledig, stammte aus Lyon, hatte in München Medizin studiert und verbrachte mit ihren 29 Jahren erheblich mehr Zeit in der Klinik als in ihrer Wohnung. Aber so erging es den meisten jungen Ärzten, die vor lauter Überstunden nicht mehr wußten, wo ihnen der Kopf stand.

Ihre Schlafstelle im Klinikum, die sie zwar nicht allzuoft benutzte - vor allem nicht allzulange - war ihr dennoch vertrauter als ihr heimisches Bett; beide blieben in vielen Nächten gänzlich unbenutzt. Poseidon, ihr schwarzer Kater mit den weißen Flecken an allen vier Pfoten, der die Tage alleine zu Hause verbringen mußte, reagierte in letzter Zeit auf sie, als wäre sie eine Fremde. Er ließ sich nicht locken, wenn sie spät abends heimkehrte, verhielt sich beinahe feindselig, zweimal schon hatte er eine

unübersehbare Duftspur in einem ihrer Schuhe hinterlassen. Der Schuh stand nun auf dem kleinen Balkon, Vivian war sich nicht sicher, ob sie ihn jemals wieder würde anziehen können.
Die Müdigkeit während des Dienstes war ein Dauerzustand bei ihr und ihren Kollegen geworden, der obligatorische Kaffee hatte von seiner Wirkungskraft eingebüßt. Was noch ein wenig half, war starker schwarzer Tee. Den trank sie leicht gesüßt, und mit seiner Hilfe gelang es ihr so recht und schlecht, die langen Schichten hinter sich zu bringen.

Der achtundfünfzigjährige Patient auf Zimmer 416, der gestern eingeliefert wurde, litt an einem Magenkarzinom, an einem der nächsten Tage sollte er operiert werden, ein Routineeingriff. Dr. Muller hatte tagsüber mit ihm darüber geredet, ihm Mut zugesprochen, der Mann machte einen sehr optimistischen, einen stabilen Eindruck. Sie würde assistieren. Ihr Name stand auf dem Dienstplan für den OP.
Die Ärztin löschte die Signallampe vor dem Krankenzimmer, offenbar hatte es die Schwester, die sie telefonisch benachrichtigte, versäumt. Vivian Muller betrat den durch eine gelbe Bettleuchte in schummriges Licht getauchten Raum. Der Patient lag alleine im Zimmer, und die Stille wurde nur durch seine tiefen, aber unregelmäßigen Atemzüge unterbrochen. Es war dies bereits ihr zweiter Besuch in dieser Nacht. Beim ersten Mal hatte der Mann über starke Rückenschmerzen geklagt, die die Nachtschwester nicht einzuordnen vermochte. Nun schien er zu schlafen.
Dr. Muller näherte sich dem Bett, sprach den Mann an, erhielt jedoch keine Antwort. Sie berührte ihn sachte an der Schulter, aber ihn zu wecken gelang ihr nicht. Seine Stirn glühte, beide Füße ragten unter der Bettdecke hervor, die Schwester hatte richtig vermutet: Der Mann hatte hohes Fieber. Während Vivian im Ohr des Patienten die Temperatur maß, heftete sich ihr Blick auf ein kleines braunes Fläschchen auf dem Nachttisch, sie nahm es in die Hand und las die Aufschrift. Am unteren rechten Rand erblickte sie ein Kreuz, mehr eine Rune, das ihr unbekannt war. Offenbar handelte es sich um eines jener Medikamente der ***Vita Pharma***, die an Patienten unter sechzig Jahren nicht verabreicht werden sollten - niemand wußte weshalb - und von denen in der Klinik zuweilen die Rede war. Sie kannte das Medikament, es war ein gängiges Schmerzmittel, wie sie es täglich vielfach selbst verordnete; nur dieses seltsame Kreuz war ihr fremd. Schon in der vergangenen Woche war eine ältere Patientin gestorben, nachdem sie es bekommen hatte. Vivian schnupperte an der kleinen Flasche, konnte aber nichts Verdächtiges finden.

Die Fiebermessung ergab über 41 Grad, Dr. Muller läutete nach der Schwester. Der Mann benötigte ein Fiebersenkungsmittel, und zwar schleunigst. Die Nachtschwester erschien sogleich, wurde instruiert und entfernte sich, das Medikament zu holen.
Während Vivian Muller wartete, stellte sie fest, daß der Patient nicht schlief. Sein linkes Auge war halb geöffnet und schielte auf eine groteske Weise zur Zimmerdecke hinauf. Die Frau nahm ihre Stablampe, testete den Augenreflex, blickte aber nur auf eine erweiterte Pupille, die keine Reaktion auf den Lichtstrahl zeigte. Der Atem des Mannes geriet ins Stocken, und noch bevor das Medikament gebracht wurde, setzte er völlig aus. Die sofort eingeleitete Reanimation blieb erfolglos. Der Mann war tot, Vivian deckte ihn zu. Da er ohnehin alleine im Zimmer lag, war es nicht nötig, ihn heute nacht noch wegzubringen. Es genügte, wenn dies morgen früh geschah.
„Wer hat dieses Medikament angeordnet?“ fragte Dr. Muller die Schwester im Anschluß und hielt ihr die kleine braune Flasche hin.
Die erschrak sichtlich, beteuerte jedoch, es nicht zu wissen. Vivian steckte das Objekt in ihre Tasche, ging zurück in ihren Bereitschaftsraum, goß sich eine Tasse Tee ein und begann gerade damit, ihren Bericht zu schreiben, als sie erneut gerufen wurde. Sie nippte kurz am Tee und war schon wieder unterwegs. So ging es die ganze Nacht, der Bericht blieb liegen, und als Vivians Nachtdienst am nächsten Morgen zu Ende ging, sie todmüde in ihre Tagesschicht überwechselte, hatte sie den nächtlichen Todesfall beinahe vergessen, wäre da nicht jenes kleine Fläschchen in ihrer Tasche gewesen, sie daran zu erinnern.
Während der Visite sprach sie ihren Chefarzt Prof. Dr. Ziegler darauf an, der nahm das Produkt der ***Vita Pharma*** wortlos an sich. Am Ende bat er Vivian in sein Büro.
„Es handelt sich hierbei um ein noch in der Erprobung befindliches Schmerzmittel, das jedoch für den Tod des Patienten 416 nicht verantwortlich ist“, kam er sogleich zur Sache. „Der Mann starb an einem Herzversagen!“
Das Präparat der ***Vita Pharma*** enthielte nur einige Zusätze, erklärte er weiter, die das Schmerzempfinden umkehren und in ein Hochgefühl verwandeln sollten.
Vivian Muller war zwar erst Assistenzärztin, aber ein Herzversagen war dies in der letzten Nacht mit Sicherheit nicht gewesen, wie sie ihrem Chef selbstbewußt mitteilte. Viel zu lange hatte der Patient mit dem Tode gerungen.
„Sie zweifeln meine Kompetenz an?“

Unerwartet scharf kam die Frage, und Vivian schüttelte energisch den Kopf. Niemals hätte sie es gewagt, Diagnosen ihres Vorgesetzten in seiner Gegenwart laut anzuzweifeln.
„Sicher nicht“, begann sie zaghaft. „Aber ich war dabei. Der Mann hatte hohes Fieber. Und letzte Woche starb diese Frau auf meiner Station. Sie hatte das gleiche Medikament erhalten.“
Der Kopf des Chefarztes ruckte hoch, seine Augen fixierten die junge französische Ärztin.
„Wie lange sind Sie im Beruf, Dr. Muller?“
Was nun folgte war klar. Der Professor hielt ihr unverblümt vor Augen, daß sie noch vieles zu lernen hatte, quasi noch nichts wußte und schickte sie kurz darauf wieder auf ihre Station. Als Vivian das Büro verließ, traf sie auf die Nachtschwester, die vor dem Zimmer wartete und einen ziemlich gehetzten Eindruck machte; eigentlich hatte sie schon längst Feierabend. Sie ließ sie durch die noch geöffnete Tür treten, schloß diese, ging ein paar Schritte und wartete.
Die Stimme des Professors, obwohl gedämpft, drang dennoch bis hinaus auf den Flur.
„Wie können Sie dieses Medikament nur im Zimmer eines Patienten vergessen? Sie haben doch genaueste Order, es sofort nach Verabreichung wieder zurückzubringen!“
Es folgte ein betretenes Schweigen, während Vivian nur ein heftiges Stühlerücken wahrnahm.
„Das war Ihr letzter Fehler, Schwester Gerhild! Ich hoffe, wir haben uns verstanden.“
Noch immer war kein Wort von seiten der Krankenpflegerin zu vernehmen, stattdessen wurde die Tür geöffnet und die Frau huschte auf den Flur. Augenblicklich setzte Vivian ihren Weg fort, als hätte sich soeben in ihrem Rücken nichts Beachtenswertes ereignet. Ohne zu zögern lief sie zu ihrer Station, öffnete den Medikamentenschrank und betrachtete sich die Reihen der Fläschchen, die auf der linken und jene auf der anderen Seite. Sie selbst hatte recht selten direkt hier am Arzneischrank zu tun, in den meisten Fällen schickte sie eine der autorisierten Schwestern; die kannten sich ohnehin besser aus. Ihr Blick ruhte auf den Flaschen der ***Vita Pharma***, die alle das gleiche zweifarbige Etikett trugen. Auf den ersten Blick konnte sie keinen Unterschied feststellen, aber als ihre Augen die Etiketten akkurat verglichen, erkannte sie bei einigen der Fläschchen jenes seltsame Kreuz, unten rechts. Sie griff sich eines davon und steckte es in ihre Tasche.

Gerade als sie den Schrank wieder schloß, betrat Schwester Gerhild mit hochrotem Kopf den Raum. Nur kurz schaute sie die Ärztin an, merkte sehr wohl, daß diese soeben den Schrank geöffnet hatte, sagte jedoch nichts. Vivian verließ das Zimmer. Sie hatte zu tun.

Es war kurz vor Ende ihres langen, mehr als 32 Stunden dauernden Dienstes, als Professor Ziegler sie zu sich rufen ließ. Er bat ihr Platz an, entschuldigte sich für sein barsches Auftreten am Vormittag, reichte ihr eine Tasse Tee und fragte sie väterlich, wie sich der 32 Stunden Rhythmus bei ihr auswirkte. Vivian antwortete ehrlich, daß sie, wie alle anderen Kollegen auch, ziemlich zu kämpfen hatte mit der langen schlaflosen Zeit, daß sich auch mal Fehler einschlichen, die wohl hierauf zurückzuführen seien.

Der Chefarzt zeigte viel Verständnis, Vivian bat um etwas Zucker, denn der Tee war stark und schmeckte sehr bitter. Lächelnd reichte ihr Professor Ziegler die Zuckerdose herüber, sie bediente sich und nahm einen tiefen Schluck des aromatischen Getränks. So feindselig war der Chef doch nicht, zuweilen konnte er sogar richtig charmant sein.

„Wir werden die 416 obduzieren. Wenn Sie wollen, dürfen Sie dabei sein, Frau Kollegin“, lenkte Ziegler schließlich ein; natürlich wollte Vivian. Um nichts auf der Welt würde sie sich das entgehen lassen. *Frau Kollegin* hatte er sie genannt.

Irgendwann war ihr Dienst zu Ende, sie machte sich auf den Heimweg, besorgte nur noch einige Dosen Katzenfutter. Auch wenn sich ihr Kater Poseidon in letzter Zeit überaus seltsam verhielt, konnte sie ihn deswegen nicht verhungern lassen. Der Supermarkt war klimatisiert, und obwohl es im Frühsommer draußen schon recht warm war, fröstelte Vivian beim Verlassen des Einkaufszentrums. Zu Hause angekommen fühlte sie sich nicht wohl, führte diesen Umstand jedoch auf die langen Dienststunden zurück. Sie öffnete eine der Dosen und leerte den Inhalt in den Futternapf der Katze, die keinerlei Anstalten machte zu erscheinen und zu fressen.

Der Frau war plötzlich heiß geworden, sie legte sich für einen Augenblick auf ihr Bett, wo sie Momente später das Bewußtsein verlor. In ihren Fieberträumen trank sie bitteren Tee, der trotz gewaltiger Zuckermengen nicht süß werden wollte. Vivian Muller wachte nicht mehr auf.

***

Der Gedanke erschien Hermann kolossal, umwerfend. Natürlich würde er mitmachen, er vertraute Bernd mittlerweile blind und wußte, daß die Chancen für einen Erfolg gut standen. Überhaupt versprach es wieder eine aufregende Sache zu werden, zusammen mit Lothar und Bernd dieses neue Unterfangen in Angriff zu nehmen.

Ihr letztes Abenteuer hatten sie unversehrt überstanden, Lothars Brandwunden erwiesen sich als Bagatellen, und der Rauch, der bei der Rettung des Beweismaterials in seine Lungen eingedrungen war, zeitigte keinerlei Folgen. Auch von seiten der Feuerwehrleute, die das Inferno bei ***Vita Pharma*** gelöscht hatten, war von irgendwelchen Vergiftungen nichts bekannt geworden, es gab keine Opfer zu beklagen. Offensichtlich hatte die enorme Hitze das Gift neutralisiert.

Allerdings war die ***Vita Pharma AG*** ebenfalls so gut wie neutralisiert. Über 70 % der Gebäude waren zerstört worden, noch mehr beschädigt. Als einziges war wohl das Pförtnerhäuschen verschont geblieben, vermutlich wegen seiner relativen Distanz zum Ort des Geschehens.

Vera befand sich mit Brutus auf einem ausgedehnten Spaziergang, Bernd und Lothar saßen bei den Odendahls und erörterten ihren nächsten Einsatz. Trotz aller Bemühungen war es Lothar nicht gelungen, Grabow dingfest zu machen. Dabei war er selbst vor Tagen nur knapp einem Anschlag entgangen. Eine Kugel hatte das Fenster seines PKWs durchschlagen, ihn am linken Arm gestreift, die Beifahrertür durchdrungen und war in einem geparkten Wagen steckengeblieben, wo sie von der Spurensicherung gefunden wurde. Der Arm schmerzte noch ein wenig. Aber Grabow, von den dreien gesucht und herbeigesehnt wie die berühmte Nadel im Heuhaufen, war wie vom Erdboden verschluckt. Sein Büro verwaist, sein Telefon stumm, nur seine Sekretärin war zu erreichen, konnte jedoch über seinen Verbleib nichts sagen.

Auf seiner Dienststelle hatte Lothar Schmidt eine Anzeige in die Wege geleitet, in welcher er Grabow Anstiftung zum Massenmord vorwarf. Tags darauf hatte er Besuch von Solveigh Hindemith erhalten. Lothar kannte die Staatsanwältin nicht persönlich, war aber von Bernd unterrichtet worden. Und gewarnt.

Unangemeldet war Frau Hindemith in Lothars Büro erschienen. Sie kam allein, stellte sich vor, bekam einen Platz angeboten, und ihre erste Frage galt Lothars großem Interesse an Grabow. Hauptkommissar Lothar Schmidt, gewohnt, selbst die Fragen zu stellen, ließ sich von ihrem forschen Auftreten nicht beeindrucken.

Seine Anzeige gegen Grabow war ohne Umweg direkt auf dem Tisch der Staatsanwältin gelandet, und im Laufe des Gespräches stellte sich schnell

heraus, daß Frau Hindemiths Interesse an dem *Fall Grabow* nicht weniger groß war, als das von Bernd und Hermann. Dies allerdings aus ganz anderen Gründen.
„Nun“, begann Lothar vorsichtig, „es hat mehr als nur den Anschein, als sei unser Freund Grabow in gewisse Aktivitäten verwickelt, die zum Tode mehrere Menschen geführt haben. Wobei es so aussieht, als würde sich dieser Herr nicht selbst die Hände schmutzig machen. Das übernehmen offenbar andere für ihn.“
Die Staatsanwältin schlug ihre schlanken Beine übereinander und schüttelte ihren hübschen Kopf.
„Sie sind nicht ganz auf dem Laufenden, Hauptkommissar Schmidt“, erwiderte sie ein wenig zu kokett, wobei sie den Dienstgrad des Mannes betonte, so als wollte sie den Unterschied zwischen der Staatsanwaltschaft und der Exekutive hervorheben und der völlig andersartigen Macht, die von beiden ausging. „Grabow sitzt bereits seit mehreren Wochen in Untersuchungshaft Er ist weitestgehend geständig. Aufgrund ihrer Brisanz unterliegt diese Angelegenheit jedoch einer strengen Geheimhaltung, die Presse wurde nicht informiert. Ich gehe davon aus, daß dies auch nach unserem - vertraulichen - Gespräch so bleibt!“
Beinahe scharf kam diese Warnung über ihre roten Lippen, Lothar nickte nur. Was wußte diese Frau alles? Oder besser: Was verschwieg sie? Wenn Grabow tatsächlich in U-Haft säße, hätte das Dezernat es längst erfahren. Diese Frau log! Daher war er auch nicht gewillt, ihre weiteren Fragen bezüglich seines Interesses an Grabow wahrheitsgemäß zu beantworten.
„Es handelt sich um einen Routinefall. Ein Mann aus…“, nur kurz war sein Zögern, „…Berlin hat Grabows Namen ins Spiel gebracht. Wir müssen uns darum kümmern. Nur Routine, Frau Staatsanwältin, nichts weiter.“
Auch sein provokant gehauchtes *Frau Staatsanwältin* zeugte nicht gerade von jenem Respekt, den man sich gegenseitig schulden sollte. Aber Lothar arbeitete in einer eigenständigen Behörde. Zwar war er zur Zusammenarbeit mit der Staatsanwaltschaft angehalten. Zeigten sich jedoch triftige Gründe, wie in diesem speziellen Fall, in dem von einem ‚Maulwurf’ ausgegangen werden mußte, wenn nicht von Schlimmerem, so passierte es schon mal, daß man Informationen zurückhielt. Sehr zum Verdruß der leer ausgegangenen Partei. Dies aber war ein Wechselspiel, von beiden Seiten praktiziert.
„Hatten *Sie* nicht damals den Fall Mohamed bearbeitet? Diese Kinderdrogenaffäre?“ fragte Frau Hindemith unvermittelt, Lothar sah sie

an und überlegte.
Der Fall Mohamed hatte seinerzeit für Furore gesorgt. In einer Frankfurter Grundschule wurden Mengen harter Drogen gefunden, für deren Verteilung ein gewisser Mohamed verantwortlich gewesen war. Der Junge algerischer Herkunft hatte die Dreistigkeit besessen und gestohlene Ware an Mitschüler verschenkt. Zu Beginn.
Die Drogen stammten von seinem Onkel, in der Frankfurter Szene kein unbeschriebenes Blatt, der sich den Verlust zunächst nicht erklären konnte. Später *verkaufte* Mohamed den brisanten Stoff, wurde geschnappt, mußte aufgrund seiner Minderjährigkeit aber wieder auf freien Fuß gesetzt werden. Die Vorfälle wiederholten sich, die Drogenfahnder waren machtlos. Auch ausweisen konnte man den Jungen nicht, seines geringen Alters wegen. Irgendwann wurde er tot im Main gefunden, die Sache verlief im Sande. Man hielt den Onkel für den Drahtzieher, es ließ sich jedoch nicht beweisen. Noch heute lag die Akte ungeschlossen in Lothars Schrank.
„Und hatten Sie nicht mit Hauptkommissar … Bernd Roth zu tun? Einem Kollegen aus Wiesbaden?“ setzte die Staatsanwältin nach.
Auch das entsprach der Wahrheit. Bernd war es gewesen, der den Onkel überhaupt erst ins Spiel gebracht hatte, als der bei einer Verkehrskontrolle mit ‚Stoff’ erwischt worden war. Auf diese Weise hatten er und Bernd sich kennengelernt. Aber das wußte die Frau bereits. Schließlich hatte sie damals die Sache bearbeitet. Warum also horchte sie ihn aus?
Lothar beantwortete beide Fragen mit ja und erkundigte sich, wann er mit Grabow reden könne, was sie kategorisch ablehnte.
„Das fällt nicht mehr in Ihr Ressort, Herr Schmidt. Die Angelegenheit liegt jetzt bei der Staatsanwaltschaft.“ Und ein dunkles Augenpaar bohrte sich in Lothars Gesicht. „Bei mir, Herr Schmidt! Ich hoffe, Sie halten sich daran.“
Solveigh Hindemith war aufgestanden, hatte flüchtig gegrüßt und Lothars Büro verlassen, ohne etwas in Erfahrung gebracht zu haben. Noch am selben Abend wurde auf Lothar geschossen. Mit einem ausländischen Gewehr, wie die Untersuchung des Geschosses ergab. Es handelte sich um eine amerikanische Präzisionswaffe allererster Güte. Der Schütze hatte Lothar wohl nur deshalb nicht richtig getroffen, weil sich sein Wagen in Bewegung befand. Er wurde bisher nicht gefaßt.

In Gedanken griff sich Lothar an seinen verletzten Arm, während Hermann drei Gläser Waldhimbeergeist einschenkte. Er selbst bevorzugte ja eher den Kirschlikör, seiner Süße wegen. Heute aber

öffnete er die Flasche mit dem klaren aromatischen Inhalt aus einem bestimmten Grund: Bernds emotionale Ansprache auf dem Marktplatz vor Wochen hatte eine unerwartet heftige Resonanz zur Folge gehabt. Die deutschen Ruheständler waren erwacht, waren aufgerüttelt worden, legten ihre Schüchternheit ab und traten offen für ihre Bedürfnisse ein. Eine Lobby begann sich im Land zu manifestieren, eine Lobby, die viele Millionen Mitglieder zählte. Ihr sollten alle ehemaligen Berufsgruppen angehören, alle Stände, alle Interessengemeinschaften, jeder, der durch diese unvorstellbaren Machenschaften des Staates in Mitleidenschaft gezogen worden war. Und Bernd sollte sie in eine gemeinsame Richtung lenken, sollte sie dazu bewegen, ihre durchaus nicht unbescheidene Macht zu demonstrieren; und dies, wenn es sein mußte, mit dem nötigen Nachdruck. Auch mit Gewalt. Denn Gewalt wurde ihnen von vielen Seiten selbst zugefügt.

Hermann, Bernd und Lothar waren sich einig, ihr nächstes Unternehmen war beschlossene Sache, und selbst Bernd, sonst unglaublich asketisch lebend, genoß an diesem Tag das kalte Feuer des Inhaltes des kleinen Schnapsglases. Am kommenden Wochenende war es soweit.

Kapitel XIV

Als er vor dem riesigen Gebäude stand, mußte sich Hermann eingestehen: Diese Aufgabe hatte er sich leichter vorgestellt. Ehrfurchtsvoll wanderte sein Blick die gläserne, scheinbar ausschließlich aus Fenstern zu bestehende Fassade hinauf bis zur dreißigsten Etage, ihm wurde schwindelig. Schon von hier unten besaß dieses Bauwerk Dimensionen, die einem den Atem stocken ließen. Wie gewaltig mußte erst der Eindruck sein, den man von dort ganz oben bekam. Hermann wollte gar nicht daran denken. Ihm wurde schon mulmig, wenn er sich ein wenig zu weit über ein Balkongeländer lehnte.

Um hierher nach Frankfurt zu gelangen, hatte Hermann auf sein geliebtes Automobil verzichtet, es Vera überlassen, die ihrem Physiotherapeuten einen Besuch abstatten mußte. Wegen eines Halswirbels, nichts Gravierendes. Brutus, vor die schwierige Wahl gestellt, wen er denn nun begleiten wollte, hatte sich spontan für Hermann entschieden, indem er sich neben ihn stellte. Als Vera jedoch Anstalten machte, das Haus als erste zu verlassen, kehrte Wankelmut ein in das treue Hundeherz; am liebsten wäre er hinterher gelaufen.

Dessenungeachtet hatte sich Hermann mit Brutus auf den Weg zum Bahnhof gemacht und für sein Vorhaben den Nahverkehrszug nach Frankfurt bestiegen. Die Enge im morgendlichen Berufsverkehr war für den Hund ungewohnt, und seine empfindliche Nase vollführte akrobatische Maxima. Viele dieser seltsamen Düfte in seiner unmittelbaren Umgebung waren ihm fremd, kam er doch zu Hause nur mit sehr wenigen Menschen in Kontakt.

Und Brutus schnupperte; konnte gar nicht genug bekommen von diesen neuen, völlig unterschiedlichen Duftmolekülen, die sich anschickten seine Nase zu erobern. Sein Kopf hob und senkte sich während der Fahrt im Zug, in dessen Gang er und Herrchen standen, die Plätze waren alle besetzt. Sein glänzender Nasenspiegel schob sich hier an ein neues Paar Lederschuhe heran, konnte den Büffel beinahe noch atmen spüren, wurde alsbald angezogen von der penetrant riechenden Schuhcreme eines Schülers, unmittelbar daneben. Als nächstes weckte eine Aktentasche seine Aufmerksamkeit, wahrscheinlich mit eßbarem Inhalt. Hermann hatte Mühe, den Kopf des großen Irischen Wolfshundes an seiner Seite zu halten. Schon wieder zuckte Brutus nach rechts, diesmal hatte er sich den Schoß einer jungen Frau als Ziel auserkoren. Die Dame erschrak nicht wenig, als die dunkle Hundeschnauze sie anstieß und zum Spielen aufforderte, auf dem hellen Kleid der Frau blieb ein winziger

feuchter Fleck haften. Hermann zog den Hund zurück und entschuldigte sich mehrmals. Brutus hatte keinen Schimmer, warum am heutigen Tag die Leine so eng gehalten wurde, ergab sich in sein Schicksal und betrachtete gänzlich unkonventionell alle Anwesenden als potentielle Spielgefährten.
Die Fahrt hatte nicht lange gedauert, nach einer guten halben Stunde standen sie bereits am Hauptbahnhof der hessischen Millionenstadt. Hier, wo es von Menschen nur so wimmelte, zeigte sich Brutus unerwartet ruhig. Anscheinend hatte er sich auf der Fahrt hierher bereits an die vielen Zweibeiner gewöhnt. Nur ein Diensthund der Bahnhofsaufsicht erweckte seine Aufmerksamkeit, als der, ebenfalls angeleint und in Begleitung eines Wachmannes, im Abstand von etwa 10 Metern an den beiden vorüberlief. Aus Brutus' Kehle drang ein tiefes Knurren, für menschliche Ohren kaum wahrnehmbar, der Schäferhund jedoch faßte dies als Bedrohung auf. In der Folge stemmten sich zweimal vier Pfoten auf den glatten Boden des Bahnsteigs, versuchten sich einander zu nähern, und je zwei Arme zogen in die entgegengesetzte Richtung.
Rasch hatte Hermann den Hauptbahnhof verlassen, sich in ein Taxi gesetzt und vom Fahrer durch den dichten Berufsverkehr ins Finanzzentrum der Mainmetropole chauffieren lassen.

Beinahe mit Gewalt löste Hermann nun seinen bangen Blick vom Gipfel des hohen Gebäudes und konzentrierte sich wieder auf sein Vorhaben. Die Eingangstür fest im Blick, Brutus an der Leine, setzte er sich in Bewegung und betrat das glitzernde Hochhaus. Ein uniformierter Pförtner, grauhaarig, aber erst Ende Vierzig, thronte hinter einer spiegelnden Glasscheibe, überschaute die menschenleere Lobby, und sein grimmiger, wacher Gesichtsausdruck verhieß nichts Gutes. Gemächlich näherte sich Hermann mit Brutus, sah sich um, erspähte die Fahrstühle, über deren Türen aufgeregt kleine Lampen blinkten, und trat schließlich an die Pförtnerloge.
„Guten Tag! Ich möchte zu Herrn Grabow. Würden Sie wohl die Freundlichkeit haben, mir den Weg zu erklären?"
Mehr sagte Hermann nicht, vielmehr ruhten seine Augen nun auf dem starren Gesicht des Gebäudewächters, dessen Blick wiederum auf Brutus geheftet war.
„Den Hund können Sie nicht mit raufnehmen", kam es warnend aus seinem Mund, während er in einem Verzeichnis blätterte.
„Aber er gehört ihm! Es ist seiner."
Mit dem Brustton der Überzeugung kamen diese Worte über Hermanns Lippen, unterstrichen von einem heftigen Nicken.

Die mißtrauische Stimmung des Wachmannes wurde um keinen Deut verträglicher, als er zum Hörer griff und eine vierstellige Nummer wählte. Es läutete lange, während dessen Brutus den Versuch unternahm, selbst mit jenem mürrischen Menschen Freundschaft zu schließen, was jedoch auf wenig Gegenliebe stieß. Hermann blickte um sich, er war der einzige Besucher hier. Endlich meldete sich eine Stimme am anderen Ende.
„Ja, Frau Raabe“ begann der Pförtner, „Ich habe hier einen Mann, der zu Herrn Grabow möchte, zusammen mit seinem Hund.“
Der Mann lauschte in die Muschel.
„Ja“, sprach er weiter, „ein riesiger Hund. Im ersten Moment könnte man ihn für einen Esel halten. Ja. Einen Augenblick!“
Er nahm den Hörer vom Ohr und wandte sich an Hermann.
„Was wünschen Sie von Herrn Grabow?“ wollte er nun wissen.
Auf diese Frage war Hermann nicht vorbereitet. Was konnte man von einem Herrn Grabow wollen? Nichts wollte er von ihm. Im Gegenteil.
„Ich habe etwas für ihn!“ entfuhr es Hermann geistesgegenwärtig, „nur abzugeben. Dann bin ich schon wieder weg.“
„Etwas abgeben möchte er.“
Einige Sekunden noch lauschte der Mann ins Telefon, danach legte er auf.
„Gehen Sie zum rechten Fahrstuhl und fahren Sie in den 26. Stock. Zimmer 2609.“
Still war es hier in der Halle, beinahe unheimlich. Ohne sich zu bedanken lief Hermann los, dieser Kerl war ihm unsympathisch. Daß es so einfach wäre, zu Grabows Büro vorzudringen, hätte er sich nicht träumen lassen. Mutterseelenallein durchquerte er die riesige Lobby mit ihrem glänzenden marmornen Fußboden und den schweren Deckenleuchtern, und schon stand er mit Brutus am Lift, drückte den Knopf, wartete, bis sich die Tür fast lautlos öffnete und betrat zusammen mit dem Hund den Fahrstuhl.
Nie in seinem Leben war Brutus mit einem derartigen Gefährt unterwegs gewesen, sein schräg gestellter Kopf und seine nach innen gebogenen Beine zeugten von einer großen Unsicherheit, als sich der Lift mit einem sanften Ruck in Bewegung setzte. Die beiden waren die alleinigen Fahrgäste, der Lift fuhr ziemlich rasch, und noch ehe sie das 26. Stockwerk erreicht hatten, bildete sich unter Brutus’ Bauch eine kleine Pfütze. Es war dies seine eigene Art Angst auszudrücken, Hermann ließ ihn gewähren. Was auch hätte er tun sollen.

Zimmer 2609 lag ziemlich in der Mitte des Korridors, und Hermann übersah es, weil er seine Aufmerksamkeit auf die falsche Seite richtete, erst auf seinem Rückweg erkannte er die Zimmernummer. Brutus fest an der Leine, ein unbekümmertes Gesicht zur Schau tragend, so klopfte er entschlossen an die Tür.
Es dauerte nur wenige Sekunden, und eine dunkelhaarige Frau in einem grünen Kostüm öffnete ihm die schwere Bürotür. Ihre Augen leuchteten voller Erwartung als sie Brutus erblickte, und noch bevor Hermann sich vorstellen und den Grund seines Besuches erklären konnte, faßte sie den Hund am Hals. Im Gegensatz zu vielen anderen Menschen zeigte sie nicht die geringste Scheu vor dem riesenhaften Tier.
„Du bist aber ein feiner Kerl“, entfuhr es ihr begeistert. „Wie heißt er denn?“
„Brutus!“ bekam sie wahrheitsgemäß zur Antwort.
„Brutus? Das ist ein ungewöhnlicher Name. Na, komm mal zu mir, Brutus!“
Das ließ sich der Hund nicht zweimal sagen, erhoffte er doch den einen oder anderen Leckerbissen, und lief schnurstracks in das Büro der Frau Raabe, Hermann dicht hinter sich. Grabows Sekretärin war eine Hundenärrin, wie man sie nur selten fand, Hermann konnte dieser Umstand nur recht sein. Sie wollte Brutus gar nicht mehr loslassen, der Hund legte sich schließlich auf den Rücken und ließ sich den Bauch kraulen. Minutenlang genoß er die Streicheleinheiten der fremden Person.
Hermann, der noch immer keinen Schimmer hatte, was er dieser Dame sagen sollte, sah sich unterdessen im Zimmer um. Dies aber war leider nur das Sekretariat, Grabows Reich begann erst jenseits der nächsten Tür, und nichts deutete in diesen Wänden auf seine Anwesenheit hin, wie es überhaupt ein äußerst feminines Zimmer war. Auf dem Schreibtisch, neben einem superflachen Monitor, stand eine kleine Blumenvase mit zierlichen weißen Nelken darin, kleine Tonfiguren verteilten sich auf der Tischplatte, und auf dem Fenstersims, neben einem verträumt blühenden Kaktus, saß in sich zusammengesunken eine bunte Marionette mit Porzellankopf, deren Fäden am Fenstersims herunterhingen.
Gerade hatte Brutus behaglich zu brummen begonnen, als Frau Raabe aufstand, um ihre Schublade nach etwas Freßbarem für ihn zu durchstöbern.
„Lassen Sie mal“, sagte Hermann beschwichtigend, „er hat zu Hause wirklich genug zu fressen.“

Dennoch kramte die Frau unermüdlich weiter. Hermann jedoch wollte endlich zu seinem Ziel gelangen. Nur ungern unterbrach er die Dame bei ihrer Suche, aber es mußte sein.
„Frau Raabe“, begann er behutsam. „Wo finde ich denn nun Herrn Grabow?“
„Herr Grabow ist seit mehreren Tagen nicht ins Büro gekommen“, erwiderte sie treuherzig, und vertraulich fügte sie hinzu: „Ich befürchte fast, daß ihm etwas zugestoßen ist. Er ruft nicht an, schickt keine Nachricht, langsam beginne ich mir ernsthaft Sorgen zu machen. Das hat er noch nie getan. Er ist sehr zuverlässig, sehr sorgfältig.“
Sorgfältig. Das konnte Hermann bestätigen, denn Grabows Aktionen waren in der Tat sorgfältig geplant und durchgeführt worden. Wenn er eines nie vermissen ließ, dann war dies die Sorgfalt.
„Hat er nichts gesagt? Vielleicht hat er eine Nachricht auf seinem Schreibtisch hinterlassen. Man verschwindet doch nicht so ohne weiteres“, hakte Hermann nach, und wieder richtete sich sein Blick auf die verschlossene Tür zum Nebenraum.
Frau Raabe dachte einen momentlang nach, bückte sich und begann aufs neue Brutus zu streicheln, dabei überlegte sie angestrengt. Endlich schien sie den Anflug einer Idee zu haben.
„Direkt gesagt hat er nichts. Er redet nicht allzuviel über Privates. Aber in letzter Zeit, so scheint es mir, hat er ein paarmal angedeutet hier aufhören zu wollen und sich einen neuen Wirkungskreis zu suchen. Ich habe das nicht ernst genommen. Niemand hat das ernst genommen. Herr Grabow hat hier einen hochdotierten Posten, warum sollte er den ohne triftigen Grund aufgeben?“
Gründe gäbe es da einige, dachte Hermann, seine eigentliche Aufgabe nicht aus den Augen verlierend. Er brauchte ein Bild von Grabow. Deshalb war er hierhergekommen, nur deswegen. Und schon hatte er den nächsten Einfall. Er war selbst überrascht, wie ihm am heutigen Tag die Ideen nur so zuflogen.
„Hat er denn keinen Stellvertreter, der Rudolf?“ fragte er unvermittelt, um noch anzufügen: „Wie sieht er denn heute überhaupt aus? Ich habe ihn ja … lange nicht gesehen.“
Daß er Grabow noch nie im Leben zu Gesicht bekommen hatte, konnte er unmöglich zugeben. Folglich war er über diese Notlüge ganz glücklich.
„Im Vergleich zu früher hat er wohl ein bißchen zugenommen, und seine Haare werden dünner“, kam es spontan von der Sekretärin, was Hermann

mit einem leisen Lachen quittierte. „Nein, einen Stellvertreter hat er nicht. Er macht alles alleine."
Frau Raabe überlegte. Schließlich wanderten auch ihre Augen zu Grabows Tür hinüber. Mit einem Ruck erhob sie sich.
„Wissen Sie was? Ich gehe einfach davon aus, daß ihm vielleicht etwas zugestoßen ist! Warum also sollte ich nicht in sein Büro gehen? Schließlich hat er nichts zu verbergen."
Mit diesen Worten ging sie zur Tür, öffnete sie und betrat Grabows heilige Gefilde.
Nichts zu verbergen? Wenn du wüßtest, dachte Hermann, war aber sofort an ihrer Seite.
„Fassen Sie bloß nichts an!" hob sie warnend ihre Stimme, und weil Brutus nicht alleine bleiben wollte, trottet er gemütlich hinterdrein.
Grabows Büro hatte beeindruckende Ausmaße, war sehr hell, und man besaß von hier oben einen märchenhaften Ausblick über die Stadt. Allzu dicht mochte Hermann jedoch nicht an eines der von außen verspiegelten Fenster gehen, ein unwohles Gefühl in seiner Magengegend wußte dies erfolgreich zu verhindern. Wie ein Abgrund fiel die Fassade senkrecht in die Tiefe, Hermann schauderte und drehte sich um.
In diesem Büro war nichts Ungewöhnliches auszumachen, wenn man von dem großen Börsenbarometer absah, das die gegenüberliegende Wand zierte. Ein gigantischer Schreibtisch, Computer, Zubehör, mehrere Telefone, eine Fotografie an der Wand mit drei Personen darauf.
„Sehen Sie dort? So sah er vor zwei Jahren aus, unser Herr Grabow."
Die Frau deutete auf das Foto, mit dem Hinweis, es sei während einer Ehrung für herausragende Leistungen des Vorstandes des Versicherungskonzerns gemacht worden.
„Na, erkennen Sie ihn?" fragte sie.
Hermann trat ganz nahe heran, studierte die Fotografie eingehend, hob sogar seinen rechten Zeigefinger, konnte aber Grabow nicht identifizieren. Aus verständlichen Gründen.
„Das ist er!"
Mit ihrem rotlackierten Fingernagel tippte die Sekretärin auf einen Mann in mittleren Jahren, füllig, groß, dunkelblond, der gerade irgendetwas in Empfang nahm. Es sah aus wie eine Urkunde.
„Natürlich", spielte Hermann seine Rolle weiter, heilfroh, daß die Frau ihm diese unlösbare Aufgabe abgenommen hatte. „Der Rudolf, in voller Größe."
Dieses Bild hätte er nur zu gerne mitgenommen. Es war nicht sehr groß, wie ein Buch, nur flacher. Wie aber sollte er es hinausschmuggeln?

„Wo wohnt er denn jetzt?“ fragte Hermann naiv, wohl wissend, daß die Frau Grabows Adresse nicht herausgeben würde, wenn sie sie überhaupt kannte. Auch Hauptkommissar Lothar Schmidt hatte diesbezüglich keinen Erfolg gehabt. Privat gab es diesen Herrn anscheinend gar nicht.
„Ach, ich weiß es doch nicht“, erhielt er zur Antwort. „Vor einigen Tagen hat schon einmal jemand nach ihm gefragt, ich glaube, der Mann war vom Finanzamt. Er schaute so streng. Ihm habe ich die Adresse auch nicht geben können.“
Fast ein wenig stolz sagte sie das, so, als ob sie ein persönliches Interesse daran hätte, den Fiskus zu täuschen. Aber der Herr war nicht vom Finanzamt – es war Lothar gewesen. Erfolglos hatte er wieder abziehen müssen. Selbst in der Personalabteilung war Grabows Anschrift unbekannt. Das war kurios. Aber Hermann wollte heute mehr erreichen, das hoffte er zumindest.
Wie in Gedanken nahm er die Fotografie von der Wand und betrachtete sie eingehend. Frau Raabe befand sich wieder im Clinch mit Brutus, beide hatten zu raufen begonnen; über zu viel Arbeit konnte sich die Sekretärin im Moment offenbar nicht beklagen. Hermann drehte das Bild - es handelte sich um eine Vergrößerung - konnte jedoch nichts Auffälliges entdecken. Auf der Rückseite stand nur der Name des Photolabors, in dem es gerahmt worden war.
Das Labor! Wenn Hermann dort vorsprechen würde, könnte man ihm vielleicht weiterhelfen. Dieser Gedanke verursachte in ihm ein Hochgefühl. Er könnte zu jenem Labor gehen und einfach nach Grabow fragen. In diesem Augenblick läutete das Telefon im Vorzimmer. Widerwillig ließ die Frau ab von dem Wolfshund, ging ins Nebenzimmer und lehnte die Tür an. Das war Hermanns Chance!
Ohne auch nur eine Sekunde zu zögern steckte er sich das Bild mit Rahmen in den Hosenbund. Es war Sommer, er trug keine Jacke, wo sonst hätte er es verstecken sollen? Die linke Hand in der Hosentasche, hielt er damit nun das glatte Bild fest. Sofort bereitete er seinen Abgang vor, faßte Brutus an der Leine und zog ihn zur Tür hinüber. Da er keine Hand mehr freihatte, öffnete er den Türspalt mit seiner Fußspitze.
Frau Raabe saß halb auf dem Schreibtisch und sprach mit dem Anrufer, als sich Hermann verabschiedete. Ein wenig seltsam sah er schon aus mit der einen Hand in der Tasche, während die andere den Hund zu bändigend versuchte. Er nickte der Frau zu, die machte unmißverständliche Anstalten ihn zurückhalten zu wollen, aber Hermann deutete mit seinem wiegenden Kopf an, daß es Zeit sei wieder zu gehen und hauchte ihr ein „Danke“ entgegen. Brutus stieß die Dame kurz mit

der Schnauze an, und schon waren die beiden im Flur. Drinnen plauderte Frau Raabe weiter.
Jetzt galt es, das Gebäude auf dem schnellsten Wege zu verlassen. Denn wenn die Sekretärin den Verlust des Bildes bemerkte, würde sie sogleich den Pförtner alarmieren. Und mit dem war nicht gut Kirschenessen. Wie eine Ewigkeit erschien es Hermann, bis einer der Aufzüge erschien, mehr als einmal schielte er nach der Bürotür der Frau Raabe, die jedoch blieb verschlossen. Beim Öffnen der Fahrstuhltür sträubte sich Brutus, wollte zunächst nicht einsteigen, die Erinnerung an seine erste Fahrt war noch zu frisch. Aber mit einem energischen Ruck an der Leine schaffte es Hermann, den starken Hund in den Lift zu ziehen. Im Augenblick konnte er keine Rücksicht nehmen auf das Tier. Abwärts ging die Fahrt.
Wie gelangte er nun unbehelligt aus dem Gebäude? In Hermanns Kopf jagten sich verwegene Szenen. Er sah sich ergriffen vom Pförtner, sah sich in demütigender Weise dastehen, das entwendete Bild kleinlaut wieder ausliefernd, sah sich in einem Polizeiwagen abgeführt, mit Handschellen gefesselt, als gemeiner Dieb.
Sollte es wirklich zum Schlimmsten kommen, könnte ihm vielleicht Lothar aus der Patsche helfen. Aber auf welchem Revier saß der? Und wie viele Schmidts gab es bei der Frankfurter Polizei? Diese Gedanken wurden immer heftiger, plastischer, und im gleichen Maße preßte sich seine Hand auf das rutschige Bild in seinem Hosenbein, wollte es auf keinen Fall wieder loslassen.
Die Fahrt nach unten dauerte ungewöhnlich lange. Ob die Sekretärin den Verlust bereits bemerkt hatte? Ob der Mann an der Pforte schon gewarnt war? Ob Brutus ihm würde helfen können? Hermanns Zuversicht schwand, je weiter er sich dem Parterre näherte. Zusammen mit dem Leuchtzeichen wies ein heller Klingelton darauf hin, daß das Ziel erreicht war. Diesmal öffnete sich die Türe ziemlich geräuschvoll, wie Hermann empfand.
Die Halle war in diesen Minuten leider ganz und gar nicht menschenleer, und alle Besucher schienen zu den Aufzügen herüber zu gaffen. Besonders auf seine Beinkleider starrten sie, deren linkes Hosenbein über dem Knie ein deutlich sichtbares Rechteck aufwies. Der griesgrämige Pförtner telefonierte gerade, als Hermann nebst Hund dem Fahrstuhl entstieg und sich langsam dem Ausgang näherte.
Es gab einen triftigen Grund, warum er so gemächlich ging: Das Bild war seinen Fingern entglitten und begann, langsam im Hosenbein hinunter zu rutschen. Schnell nahm er die Hand aus der Tasche, griff den Stoff seitlich und zog so fest daran, daß er sich um seinen Oberschenkel

spannte und somit das Bild am Weiterrutschen hinderte. Gerade noch rechtzeitig. Einen Wimpernschlag später, und er hätte die Fotografie nicht mehr halten können. Leider sah es nun so aus als humpelte er, als hielte er sich eine Wunde, als hätte Brutus vor einer Sekunde unversehens zugebissen. Dies alles jedoch hielt ihn nicht auf. Unbeirrt näherte er sich dem Ausgang, befand sich nur noch wenige Schritte davon entfernt, als er von dem außergewöhnlich grimmig dreinblickenden Pförtner angerufen wurde.
„Halt!“ dröhnte es von der gläsernen Loge herüber, und als Hermann keinerlei Anstalten machte stehen zu bleiben, verließ der Mann seinen Kasten und rannte ihm hinterher.
„Sie dort! Bleiben Sie stehen!“ rief er erneut, und mittlerweile hatten sich alle Augen in der Lobby auf Hermann gerichtet. Alle! Es hatte den Anschein, als würden selbst von der Straße Menschen hereinschauen. Entnervt blieb Hermann stehen, bekam ein feuerrotes Gesicht.
So ein Mist! dachte er, und die Enttäuschung brach in ihm durch, nun haben sie mich doch erwischt. Und der Hund an seiner Seite spürte die Nervosität seines Herrchens genau.
„Kommen Sie mit“, herrschte das brutale Pförtnergesicht ihn an, und der Mann wollte Hermann am Arm packen, was Brutus jedoch durch ein drohendes Knurren unterband. Der Hund stellte sich sofort zwischen die beiden Männer und schickte einen mindestens ebenso unfreundlichen Blick nach oben zu dem vermeintlichen Aggressor. Der Pförtner wich einen Schritt zurück, und sein Ton wurde ein wenig verträglicher.
„Sie müssen sich noch eintragen“, sagte er in beinahe ruhiger Manier, lief zurück in sein Häuschen, wo er ein schwarzes Buch aufschlug und es zusammen mit einem Kugelschreiber unter der Glasscheibe hindurchschob.
Gemächlichen Schrittes war Hermann mit Brutus hinterhergetrottet.
„Hier unten. Bitte!“
Aber Hermann hatte jetzt keine Hand frei. Wenn er die Leine losließ, könnte es passieren, daß Brutus mit dem festen Vorsatz in jenes Häuschen eindrang, seinen nicht sehr sympathischen Insassen Respekt zu lehren. Wenn er die linke Hand von seinem Oberschenkel nahm, fiel das Bild unten aus der Hose auf den Fußboden. Nun war guter Rat teuer.
Unendlich langsam legte Hermann die Leine auf den Schalter neben das Buch und schob seinen rechten Arm darüber. So konnte er wenigstens schreiben, ohne daß allzuviel passierte. Er überlegte kurz, kritzelte einen Namen aufs Papier und drückte das Buch wieder ein Stück zurück, was

bedeuten sollte: Das war's! Ein wenig unleserlich stand jetzt in diesem schwarzen Buch: *Micky Mouse*.
Der Mann hinterm Glas nahm das Gästebuch, blickt flüchtig hinein, stellte fest, daß er den Namen nicht entziffern konnte und klappte es zusammen. Er hatte seine Pflicht getan, für die mangelhafte Schrift der Besucher war er nicht verantwortlich. Dies faßte Hermann als seine endgültige Entlassung auf und schenkte dem Mann ein unsicheres Lächeln.
Sein Gemütszustand hatte sich nur wenig beruhigt. Den Hund an der Rechten, die Linke nach wie vor fest im Hosenstoff verkrallt, so humpelte Hermann vorsichtig aus dem turmhohen Versicherungsgebäude direkt auf den Bürgersteig hinaus. Dort angekommen, rutschte ihm der Rahmen endgültig aus dem Hosenbein und landete auf dem Pflaster, das Glas brach. Hermann versuchte ruhig zu bleiben. Vom Innern des Gebäudes konnte man wahrscheinlich nichts Auffälliges erkennen, also winkte er einem Taxifahrer. Doch der mußte zuerst wenden, bis er endlich direkt am Bordstein neben Hermann hielt. Schnell bückte der sich, hob das Bild auf, öffnete die Tür, und im Nu saßen er und Brutus im Taxi.
„Fahren Sie los, Mann!"
Ein wenig zu laut hatte Hermann gerufen, und wie eine Flucht muß es der Fahrer auch empfunden haben, denn er gab sofort Gas, ohne die Zielrichtung zu kennen. Dies alles war Hermann gleichgültig. Er wollte nur weg hier.
Schon an der nächsten Ampel konnte er dem Fahrer sein Ziel nennen, denn unter dem Namen des Photolabors stand die Straße zusammen mit der Hausnummer. Der Fahrer kannte die Straße nicht, schaltete sein Navigationssystem ein, und nach etwa einer halben Stunde Fahrt hielt er in einem Frankfurter Außenbezirk vor besagtem Labor. Hermann entlohnte ihn und verließ mit dem Hund das Taxi.

Der schwierigste Part kam erst noch, wie Hermann vermutete. Die junge Bedienung in jenem Fotogeschäft wußte mit den Männern auf der Fotografie nichts anzufangen, erst als der Inhaber erschien, konnte der weiterhelfen. Er erkannte Grabow, wußte sogar dessen Namen, suchte in seiner Kartei und fand in Kürze die Adresse. Hermann schrieb sie fein säuberlich ab, steckte das Papier in seine Hosentasche und verließ überglücklich den Laden.
Als er draußen auf der Straße die linke Hand plötzlich ganz für sich alleine zur Verfügung hatte, erschien ihm das zwar angenehm, aber etwas fehlte, Hermann erschrak. Das unter solch großen Mühen ‚erworbene'

Bild lag noch im Fotogeschäft und zwang ihn augenblicklich umzukehren. Nach wenigen Sekunden befand sich dies überaus wichtige Utensil wieder in seinem Besitz.
Es war ein ereignisreicher Vormittag gewesen; die Rückfahrt nach Wiesbaden gestaltete sich wesentlich ruhiger.

Kapitel XV

Der Mann fand sich eingekeilt auf der Rückbank zwischen zwei Uniformierten, schwitzend, hatte den Blick starr nach vorne gerichtet, wo neben dem Fahrer ein weiterer Polizist saß. Sein teurer Maßanzug aus bester Kaschmirwolle schien ein wenig gelitten zu haben, zeigte an einigen Stellen gewisse Nachlässigkeiten, augenfällig abgescheuerte Flächen, die so gar nicht zu dem feinen Tuch passen wollten. Sie waren eine Folge der Tatsache, daß er sich seiner vorübergehenden Festnahme durch Flucht entziehen wollte und die Beamten sich somit genötigt sahen, etwas fester zuzugreifen. Es hatte ihm nicht weiter geschadet.
Schweigsam war er geworden. Zu Beginn noch wild zeternd, den vier Beamten ihre Entlassung androhend, ihnen gar in wenig blumenreicher Sprache den Verlust ihrer Pensionen vor Augen führend, hatte er sich zu irgendeinem Zeitpunkt in sein Schicksal ergeben. Er ahnte nicht, was sie mit ihm vorhatten oder wohin sie ihn bringen würden. Mit hoher Geschwindigkeit raste der Dienstwagen mit dem Kennzeichen des Bundesgrenzschutzes über die A 3 in Richtung Frankfurt.
Die vier Polizisten hatten den Bundespolitiker direkt aus seiner Villa in der Nähe von Köln geholt, ihn kurz nach 15 Uhr unsanft aus dem Mittagsschlaf gerissen. Ihr Wortführer teilte ihm knapp und formlos mit, seine Präsenz werde erwünscht, und mußte ihn, als er kopflos zu fliehen versuchte, zu Boden werfen, mit Handschellen versehen und den sich heftig wehrenden Mann mit Hilfe seiner Kollegen kompromißlos aus der Wohnung zerren. Kaum, daß sie seiner Gattin gestatteten, ihm seine Jacke hinterher zu tragen, in deren Taschen seine Papiere und etwas Kleingeld steckten.
Am meisten brachte den Minister die rüde Art auf, mit der ihn die Beamten auf den Rücksitz verfrachteten und sich neben ihn zwängten. Alle seine Fragen ließen sie unbeantwortet, auf seine Drohungen reagierten sie ebenso teilnahmslos; er glaubte sich entführt. Von Terroristen in Uniform. Was ihn allerdings den Terrorismusgedanken

wieder verwerfen ließ, waren die Namensschilder an den Uniformen seiner Entführer. Wer hätte je gesehen, daß Terroristen ihre Namen am Revers trugen? Also fügte er sich, die Augen fix auf einen weit entfernten Punkt gerichtet, die Hände mit den hübschen verchromten, aber etwas lästigen Armbändern auf den Knien, die nackten Füße steckten in karierten Pantoffeln.

Auch die vier Staatsdiener hingen ihren Gedanken nach. Natürlich wußten sie um die Illegalität ihres Handelns, selbstverständlich fürchteten sie die Folgen dieser ‚Entführung', aber die Rückendeckung von seiten ihres Auftraggebers wirkte beruhigend auf alle vier. Der hatte versprochen, daß sie nicht belangt werden würden. Und sie vertrauten ihm. Vor allem deshalb, weil dies keine offizielle Verhaftung war; eher eine vorgetäuschte. Selbst die Uniformen gehörten nicht ihnen persönlich, denn alle vier waren sie Kriminalbeamte, Kollegen von Lothar Schmidt – ihrem Auftraggeber. Genau genommen handelte es sich eher um eine Bitte denn um einen Auftrag. Sie wußten das, Lothar wußte das. Er hatte ihnen diese Uniformen, die sie selbst schon seit vielen Jahren nicht mehr trugen, besorgt. Und die Namensschilder. Unbeirrt setzte der grünweiße Streifenwagen seine rasante und ungewisse Fahrt fort.

In Lothars Dienststelle war es am heutigen Samstagnachmittag auffallend ruhig. Was er und seine Kollegen vorhatten, sowohl ideologisch als auch materiell von Bernd unterstützt, bewegte sich nicht nur am Rande der Legalität – es lag weit außerhalb des gesetzlich Erlaubten. Skrupel jedoch waren bei ihrem Vorhaben fehl am Platze. Denn gerade permanente Skrupellosigkeiten waren der Grund dafür, daß es an diesem Abend überhaupt zu jenem denkwürdigen Ereignis kommen sollte.

Bedenken dem eigenen Handeln gegenüber oder gar Gewissensbisse zeigte übrigens bis zum heutigen Tag keiner der an diesen Ungeheuerlichkeiten Beteiligten, von denen einige bereits hinter Gittern saßen; fast schien es, als ob bei jenen Leuten jegliches Gefühl, jegliche Empfindung, vor allem aber jede noch so geringe Voraussicht in die unmittelbare eigene Zukunft erdrosselt worden war.

Wie meist an den Wochenenden, waren hier im Dezernat fast alle Räume verwaist. Auf den Fluren fand sich keine Menschenseele, ein wenig verloren stand der rote Getränkeautomat einer koffeinhaltigen Brause am Ende des Ganges. In Lothars Büro allerdings regten sich drei Gestalten, warteten gespannt auf das Klingeln des Telefons.

Ein einziges Mal hatten sich die Kollegen gemeldet. Das war vor über einer Stunde gewesen, als sie sich mit ihrem Fahrgast kurz hinter Koblenz befanden. Jeden Moment sollten sie hier im Gebäude eintreffen.

Die schwächsten Nerven von allen besaß ohne Zweifel Hermann, aber wer konnte ihm das übelnehmen? Voller Unruhe rutschte er auf einem sich freiwillig als Sitzgelegenheit auserkorenen alten hölzernen Drehstuhl hin und her. Es war ein beinahe antikes Stück aus den Sechzigern, das schon in Lothars Zimmer stand, solange der sich erinnern konnte. Der Stuhl war tadellos in Ordnung, insofern sah Lothar nie einen Grund ihn auszumustern. Hermann hatte ihn in eine leichte Drehbewegung versetzt - einem Kind nicht unähnlich, das seine angespannte Aktivität in eine motorische, immer wiederkehrende Bewegung umleitet - und präsentierte den beiden anderen Männern einmal seine linke Wange und hernach die rechte.

Bernd stand am Fenster, schaute entspannt hinaus auf den Hof, der als Parkplatz für jene zahllosen Einsatzfahrzeuge fungierte, die an den Wochenenden nicht benötigt wurden, und beobachtete zwei Vögel auf der Dachrinne gegenüber. Ein grauer Tauber mit aufgeplustertem Gefieder tanzte auf dem schmalen Rand der Rinne wie auf einem Schwebebalken einen aufdringlichen Hochzeitstanz, der mehr von seiner Auserkorenen weg zu führen schien als zu ihr hin. Nur kurze Blicke schenkte er ihr, sofort drehte er sich wieder in die andere Richtung, verwegen gurrend, alle potentiellen Rivalen in die Schranken weisend; es zeigte sich keiner. Die Taube nahm es gelassen, drehte nur ab und zu gelangweilt den Kopf. Es fiel ihr nicht im Traum ein, sich ohne entsprechendes Vorspiel mit ihm einzulassen. Immer wilder wurde das Drängen des Machos. Ununterbrochen kullerten die nervtötenden Laute aus seinem Kropf, scheinbar ohne daß er ein einziges Mal Luft holte. Seine Kontakte zum weiblichen Gefieder wurden häufiger, er rieb bereits seinen Hals an dem ihrigen, und sein Schnabel zuckte in ihre Richtung, schon setzte er an zum Sprung auf ihren Rücken. Ein wenig zu kurz geriet die überhastete Liebesattacke, er strauchelte und stürzte in die Tiefe. In Windeseile breitete er seine Fittiche aus, gewann erneut an Höhe, zirkelte einige Male um sein Ziel, die Angebetete, setzte sich schließlich gurrend neben sie, aufs neue mit der Balz beginnend. Bald war es wieder soweit, diesmal schaffte er es sogar sitzen zu bleiben und mit der hektischen Zeremonie zu beginnen. Da schrillte das Telefon, und beide Vögel stürzten erschrocken vom Dach.

Lothar, an seinem Schreibtisch sitzend, griff den Hörer, es meldete sich seine Truppe. Kurz nur war der Dialog, der Beamte legte auf.

„Sie sind in zwei Minuten hier.“
Lothar trug seine Dienstwaffe im Halfter, zog sich seine Jacke über und machte Anstalten den Raum zu verlassen. Bernd und Hermann brauchten nicht mitzukommen, das erledigte er alleine.
„Ich bin gleich zurück“, sagte er nur und ging aus dem Zimmer.
Auch Bernd hatte seine Waffe mitgebracht. Sie lag in einem silbernen Koffer, einem Behältnis für Fotoapparate nicht unähnlich, war geladen und griffbereit. Er hatte, wie übrigens Lothar auch, nicht vor, davon Gebrauch zu machen. Aber eine Waffe in der Hand war meist ein überzeugendes Mittel bei Menschen, die sich ansonsten vernünftigen Argumenten gegenüber verschlossen zeigten.

Der friedliebende Hermann wahrte Schußwaffen gegenüber eine gewisse Distanz. Sie waren ihm nicht geheuer. Mit ihrer Hilfe war es dem modernen Menschen möglich, diese uralte, im Laufe von Hunderttausenden von Jahren gewachsene Schwelle zu überschreiten, die einen Artgenossen vor dem anderen schützen sollte. Als es jene präzisen Tötungswerkzeuge noch nicht gab, als man sich Auge in Auge mit seinem Widersacher fand, sich mindestens auf Bogenschußweite zu nähern hatte, das Gesicht seines Opponenten sah, sehen mußte, bedurfte es erheblich mehr Überwindung, den entscheidenden Schritt zu tun, als dies heutzutage der Fall war. In diesem einen Augenblick lebte das Opfer, befand sich bei bester Gesundheit. Im nächsten Moment, nach nur einem einzigen, beinahe belanglosen Krümmen des Fingers, lag der Kontrahent tot am Boden. Mit Gewehren war es noch einfacher, denn dabei versteckte sich der Tod hinter einer unangreifbaren Anonymität. Das mochte Hermann nicht.
„Aufgeregt?“ fragte Bernd unvermittelt vom Fenster herüber.
Seine innere Unruhe spürte Hermann wohl, wollte dem Freund jedoch nicht noch zusätzliche Sorgen bereiten, daher wiegte er nur seinen Kopf ein wenig, was besagen sollte: Ja, ein wenig, vielleicht. Bernd lächelte.
„Es besteht kaum eine Gefahr, wirklich nicht. Lothars Leute sind zuverlässig. Wir werden die Lage jederzeit unter Kontrolle haben, Hermann. Wenn nicht etwas Unerwartetes geschieht.“
Vom Hof herauf drang das Geräusch eines ankommenden Wagens, welches das inzwischen wiederaufgeflammte Liebesgeplänkel auf der Dachrinne übertönte. Der Motor wurde ausgeschaltet, Türen öffneten sich, die Insassen entstiegen dem Gefährt und begaben sich mit ihrem ‚Gast’ ins Gebäude, von Bernd genauestens observiert.
„Sie sind da!“ war sein ganzer Kommentar.

Sein entspanntes Ausatmen jedoch zeigte Hermann, daß ihm ein Stein vom Herzen gefallen war. Denn dieser Gast war wichtig für den heutigen Abend, er war quasi die Schlüsselfigur zum Gelingen des ganzen Unternehmens.
Minuten später war Lothar zurück.
„Wir haben ihn im Keller untergebracht, in einer der Ausnüchterungszellen. Dort mag er schreien, wenn er will. Niemand wird ihn hören."
Kurz darauf erschienen auch die vier Uniformierten im Zimmer, locker und gelöst verteilten sie sich im Raum, nachdem sie sich mit Hermann und Bernd bekannt gemacht hatten. Alle Anwesenden warteten nun auf den Startschuß. Die Uhr zeigte kurz vor halb sechs. Dieses Vorhaben mußte generalstabsmäßig ablaufen. In knapp einer halben Stunde mußten sie losfahren. Noch einmal wurden Details besprochen, die ohnehin jeder kannte. Dies geschah in einer ruhigen Atmosphäre, geprägt vom gegenseitigen Respekt und von der ungewöhnlichen Aktion, die ihnen allen bevorstand. Und die in der Geschichte des Landes ohne Beispiel war.
„Nehmen wir ihm die Handschellen ab, wenn wir hineingehen?" fragte einer der Beamten in Uniform.
„Das weiß ich noch nicht", entgegnete Bernd mit Blick auf Lothar. „Aufsehen können wir keines gebrauchen. Im Gegenteil. Unser Erscheinen muß eine große Ruhe verbreiten. Hoffentlich begreift das auch unser ‚Freund'."
Und sein Blick wanderte hinüber zum silbernen Koffer mit dem gefährlichen Inhalt. Lothar bemerkte es, klopfte einmal auf seine Waffe an der Schulter und meinte:
„Ich denke, das haben wir ihm vorhin unmißverständlich klar gemacht, oder?"
Zwei der Uniformierten nickten zustimmend, damit war das Thema abgehakt.
Als alle Einzelheiten durchgesprochen waren, war es kurz nach 18 Uhr. Man brach auf. Nach wenigen Minuten saßen sie in zwei zivilen Dienstfahrzeugen. Bernd, Hermann, einer der Beamten und Lothar im einen, die anderen zusammen mit ihrem ‚Ehrengast' im zweiten, und fuhren Richtung Mainz. Im Gepäck befand sich ihr Beweisstück: Ein randvoller Karton mit schicksalsträchtigen Couverts.

Über die südliche Ausfallstraße gelangten sie auf die A 643, überquerten den Main, bogen auf die A 60 ab und verließen sie nach kurzer Wegstrecke wieder. Bald schon tauchten die kantigen Gebäude

des Senders auf. Es war 18 Uhr dreißig. Lothar steuerte die Schranke an, zeigte dem Pförtner seinen Dienstausweis, sprach ein paar Worte mit dem Mann, schon öffnete sich die Halbschranke und ließ beide Wagen auf das Gelände fahren; der Pförtner war instruiert worden.
Unweit des Haupteinganges lenkte Lothar das Auto nach links, wo er es vor einem Nebeneingang zum Stehen brachte. Kaum hatte er die Fahrertür geöffnet, als sich jener Eingang auftat, ein Mann heraustrat und sich hinkend den beiden Fahrzeugen näherte.

Ohne fremde Hilfe wäre die Durchführung ihres Vorhabens nicht einfach und eigentlich nur mit Waffengewalt möglich. Die drei Freunde hatten einen anderen Weg gewählt. Sie hatten sich *für fremde Hilfe* entschieden, in Gestalt von Herbert, eines ehemaligen Kollegen, der in diesem großen Haus als Sicherheitsbeamter tätig war. Als Folge einer Schußverletzung, im Dienst eingehandelt, die ihn zur Aufgabe seines Berufes zwang, hatte er bei dem Sender einen leichten Posten gefunden, den er trotz seiner Behinderung ausfüllen konnte. Auch er war schon pensioniert, wollte aber nicht zu Hause sitzen. Es war ein kleines Wunder, daß er überhaupt noch lebte - in seinem Alter …
Der Mann warf dem Gefangenen einen bitterbösen Blick zu, geleitete die Gruppe ins Hauptgebäude und brachte sie im zweiten Stock in einem Besucherzimmer unter, unweit des Nachrichtenstudios. Das Zimmer wurde sogleich abgeschlossen.

In die bevorstehende Aktion waren mehrere Personen involviert, die um ihre Zukunft bangen mußten. Zum Teil Personen, mitten im Arbeitsleben stehend und noch ein langes Berufsleben vor sich. Dennoch hatten sie sich bereit erklärt, für diese Sache bedingungslos mitzustreiten. Die meisten von ihnen saßen nun im Besucherzimmer und trugen Uniformen, aber auch von außerhalb war ihnen Hilfe zuteil geworden. Wichtige Hilfe, wie sich kurz zuvor gezeigt hatte.
Unendlich langsam bewegte sich der große Zeiger der riesigen Uhr an der Wand, berührte soeben die 45, signalisierend, daß es noch 15 Minuten waren bis zu ihrem großen Auftritt. Hermanns Hände wurden feucht, umklammerten das Bild noch fester, als sie es während seiner schwierigen Beschaffung taten. Dieses Foto war ein wichtiger Bestandteil ihres Planes, wenn nicht der wichtigste. Hermanns Atem begann an Geschwindigkeit zuzunehmen. Bernd registrierte es und legte dem Freund die Hand auf die Schulter.
„Du brauchst nicht mit hinein zu gehen, wenn du nicht willst“, sagte er kameradschaftlich.

Auf alles hätte Hermann verzichtet, nicht jedoch auf dieses bevorstehende Erlebnis. Sofort stand er auf, zeigte seine Entschlossenheit und erkannte auch die von Bernd, der überhaupt keine Nerven zu haben schien. Wie ein Fels in der Brandung stand er im Zimmer, unerschütterlich, lächelte ein klein wenig. Nur sein Blick auf die Uhr zeigte, auch er stand unter Anspannung, wie alle anderen. 18 Uhr 49. Noch elf Minuten.

Die Tür öffnete sich, ihr *persönlicher Sicherheitsbeamter* Herbert zeigte sich kurz, gab Zeichen, daß alles in Ordnung war und schloß wieder ab.

Bernd hatte sich dafür entschieden, noch vor Beginn der Nachrichten ins Studio einzudringen, um, wie er dachte, auf diese Weise die geringstmögliche Unruhe ins Spiel zu bringen. Die Aufregung eines Nachrichtensprechers, der inmitten seiner Vorbereitungen unterbrochen werden würde, wurde ebenso berücksichtigt wie das Verhalten der übrigen Anwesenden, als da waren Beleuchter, Toningenieure, Regisseur und wer sonst noch beteiligt war am Entstehen einer Nachrichtensendung. 18 Uhr 53.

Lautlos öffnete sich die Tür, Herbert winkte, alle erhoben sich, nur der ‚Gast' in Pantoffeln blieb störrisch sitzen. Lothar stellte sich neben ihn, und wie in einem billigen Krimi zeigte er ihm seine Waffe im Halfter, das wirkte. Sofort erhob sich auch die Hauptperson des heutigen Abends, gemeinsam liefen sie die wenigen Schritte durch den Flur, bis alle vor einer dicken, schalldichten Studiotür stehen blieben, über deren Rahmen eine rote Lampe leuchtete.

18 Uhr 55.

Bernd betrat als erster das hellerleuchtete Studio, dicht gefolgt von der Gruppe. Einer der Uniformierten postierte sich vor der Tür, die übrigen verteilten sich strategisch klug im Raum, besetzten als erstes die beiden Ausgänge und versuchten nebenbei noch die Mitarbeiter zu beruhigen. Vorsichtig stellte einer der Polizisten den wichtigen Beweiskarton mit dem tödlichen Inhalt auf den Tisch des Sprechers, der gerade seine Papiere ordnete, und plazierte ihn am Rand. Hermann zog sich in einen Winkel zurück, um nicht zu stören, während Lothar nicht von der Seite des gefesselten Gastes wich, der sich demonstrativ zur Wand hin drehte. Bernd ergriff das Wort, indem er sich an die Mitarbeiter wandte. 18 Uhr 57.

„Meine Damen und Herren, dies ist eine Art Besetzung Ihres Studios für etwa … für einige Zeit. Wir haben eine wichtige Mitteilung an die Bevölkerung zu machen und bitten Sie um Ihre Mithilfe, vor allem aber

um eines: Unterbrechen Sie nicht die Übertragung, denn was hier und heute geschieht, betrifft uns alle. Ohne Ausnahme. Auch Sie!“
Der Nachrichtensprecher, an seinem großen, annähernd leeren Tisch, zeigte zunächst keine Reaktion, ihm erschien dies alles unwirklich. Nicht so der Regisseur, der hinter einer Glaswand in einem Extraraum stand und sich aufgeregt per Mikrofon meldete.
„Sie müssen sofort das Studio verlassen. Wir senden jetzt die Nachrichten!“
„Deshalb sind wir hier!“
Mit diesen Worten stellte Bernd seinen glänzenden Koffer demonstrativ unweit des Mikrofons auf den Tisch des Sprechers, bat diesen, sich zu erheben und stellte ihm frei, den Raum zu verlassen, oder sich die Sendung anzusehen. Seine Sendung. Der Mann entschied sich spontan für letzteres.
„Das können Sie mit uns nicht machen!“ ereiferte sich der Regisseur.
„Guter Mann“, begann Bernd aufs neue, an den Regisseur gerichtet. Er setzte sich, und ein leiser gefährlicher Unterton verlieh seiner Stimme Nachdruck. „Hier in diesem Koffer befindet sich etwas, was Ihnen allergrößtes Kopfzerbrechen bereiten könnte. Sollten Sie also auf die Idee kommen, die Sendung auch nur für eine Sekunde zu unterbrechen, werden Sie den Erfolg Ihrer Tat nicht mehr genießen können. Haben Sie das verstanden?“
Er hatte. Und wie er das verstanden hatte. Eilig nahm er die Hände hoch zum Zeichen, daß er nichts Unerlaubtes anrühren würde - seine Mitarbeiter ließen ähnliche Attitüden erkennen - sodaß jener Uniformierte, der neben ihm stand, ihm anerkennend auf die Schulter klopfte und ihn und seine Kollegen bat, die Hände wieder herunter zu nehmen. Unterdessen legte Bernd den Koffer um, unendlich vorsichtig. Anscheinend war der Umstand, daß sich mehrere Polizisten im Raum befanden, dafür verantwortlich, daß diese Aktion beinahe einen offiziellen Charakter erhielt. Trotz des ‚gefährlichen Koffers’.
„Wer ist denn dieser Mann dort in den Pantoffeln?“ flüsterte der Regisseur dem Beamten an seiner Seite zu. „Ich kenne diesen Mann, das ist doch unser…“
Der Uniformierte unterbrach ihn leise:
„Sie haben völlig recht. Er ist es. Er ist unser Ehrengast am heutigen Abend.“
19 Uhr 03. Die Nachrichten hätten längst beginnen müssen. Nachdem zwei weitere Stühle herbeigebracht wurden, hob Bernd am Mikro seine Hand zum Zeichen, der Regisseur gab seinerseits grünes Licht, scharf

beobachtet von dem wachsamen Beamten an seiner Seite. Es ertönte die Erkennungsmelodie der Nachrichten - und Bernd war auf Sendung.
„Guten Abend, meine Damen und Herren“. Bernd räusperte sich, seine Stimme hatte sich ein wenig belegt. „Ich bitte um Entschuldigung, daß die Nachrichten heute abend etwas später beginnen und - etwas anders ablaufen werden, als Sie es erwartet haben. Aber es liegt ein dringlicher Grund vor: Es betrifft … uns alle.“
Danach stellte er sich vor, nannte tatsächlich seinen vollständigen Namen, erzählte kurz worum es ging und warum sie sich für diese Form der Unterrichtung entschieden hatten.
„In dieser Angelegenheit ist es für viele von uns bereits fünf *nach* zwölf, wie Ihnen im Anschluß unser Gast versichern wird, der es sich nicht nehmen ließ, heute persönlich hier zu erscheinen. Nicht ganz freiwillig, wie ich betonen möchte.“
Während eine der Studiokameras auf Anweisung des Regisseurs den noch immer gefesselten Minister, der in seinen Pantoffeln unruhig neben Lothar stand, kurz in Großaufnahme zeigte, um beim Zuschauer größeres Interesse zu entfachen, leider nur von hinten, erzählte Bernd seine spannende Geschichte. Irgendwann bat er Hermann an seine rechte Seite, der ein paar ergänzende Worte sprach, sodaß innerhalb kürzester Zeit ein komplexes Bild der Lage entstand, wie es treffender und klarer nicht hätte sein können.
„Nun fragen Sie sich natürlich, was an dieser Sache dran ist und ob wir das beweisen können. Ich denke, das können wir!“
Bei diesen Worten gab Bernd seinem Exkollegen Lothar ein Handzeichen. Der packte den Minister an der Schulter, führte ihn zum Tisch und setzte ihn mit etwas Nachdruck links neben Bernd auf den dritten Stuhl. Völlig verunsichert, was er sagen sollte, blieb er erst mal stumm, den Blick starr auf die Handschellen gerichtet, die man ihn freundlicherweise weiter tragen ließ.
„Sie dürfen jetzt beginnen. Wie heißen Sie?“ richtete Bernd die provokante Frage an ihn.
Provokant aus dem Grunde, weil ihn jeder im Lande kannte.
„Mein Name ist …“ noch zögerte er.
Lothar stand unweit des Mannes, zog unbemerkt von den Zuschauern seine Waffe, und sofort fiel dem Manne ein, wer er war.
„Mein Name ist Dr. Josef Meininger. Ich bin der … Finanzminister dieses Landes, **und ich bin gegen meinen Willen …“**
Bernd unterbrach ihn mit dem Satz:

„Wie Sie hierhergekommen sind, ist für unsere Zuschauer von untergeordnetem Interesse. Bitte fahren Sie fort! *Warum* sind Sie heute hier?“
Es war wohl der beinahe freundliche Ton Bernds, der bei Meininger Alarmglocken schrillen ließ, denn freundlich war Bernd in der Tat nicht auf ihn zu sprechen. So nahm er sich zusammen und schweifte in der Folge nicht mehr als nötig vom Thema ab. Für einen Politiker ohnehin keine Leichtigkeit.
Dr. Meininger berichtete nun unter dem Druck der Waffe und eines geheimnisvollen Zettels, den Bernd ihm von Zeit zu Zeit vor die Nase hielt, von den ungeheuren Machenschaften der Regierungsparteien in der Rentenfrage. Eingangs erzählte er, wie das Gesundheitsministerium auf Druck der Finanzbehörde beabsichtigte, Menschen, die nicht am Arbeitsprozeß teilnehmen, bald jegliche ärztliche Hilfe zu verweigern bzw. bei harmlosen Behandlungen deren Ableben zu forcieren. Daß Kosten von Zahnarztbesuchen selbst zu tragen seien, von Medikamenten, die nicht mehr von den Kassen bezahlt werden sollten usw. Auch den Beschluß einer Erhöhung der Erbschaftssteuer auf sage und schreibe 80 % ließ er nicht unerwähnt, sodaß sich dem Zuschauer ganz allmählich ein vages Bild dessen präsentierte, was in den Köpfen der maßgeblichen Politiker umherspukte.
Die Reaktionen des breiten Publikums blieben den Freunden noch verborgen, die Ungläubigkeit in den Augen der Mitarbeiter des Senders lieferte jedoch bereits kleine Teilerfolge.
„Weiter. Erzählen Sie ruhig weiter, Herr Dr. Meininger. Unsere Zuschauer sind ganz versessen darauf, auch noch den traurigen Rest zu hören“, sagte Bernd aufmunternd, als Meininger schon glaubte, seinen Beitrag geleistet zu haben.
Dieser nahm mit den gefesselten Händen seine Brille ab, putzte sie umständlich und nervös mit einem Papiertaschentuch, behielt sie aber in der Hand. Erneut mußte Bernd ihm verbal unter die Arme greifen:
„Wie alt … sind Sie, Dr. Meininger?“
„Ich bin 59 Jahre.“
„Dann bleiben Ihnen ja nur noch ein paar wenige Monate. Wenn alles nach Plan verläuft ...“
Meininger erschrak, er begann auf seinem Stuhl zu schrumpfen.
„Nun erzählen Sie unseren Zuschauern schon“, bohre Bernd weiter, „was mit jenen passiert ist, die nicht mehr unter uns weilen,“ Bernd schaute Meininger schräg von der Seite an, bevor er den Satz beendete, „obwohl sie körperlich gesund waren.“

Unmißverständlich hielt Bernd dem Minister das weiße Blatt Papier entgegen, dessen handgeschriebenen Text allein Meininger lesen konnte, augenblicklich begann er zu sprechen.
„Wir haben … wir dachten … wir wußten nicht …“
„Bleiben Sie ganz locker, Herr Minister!“ animierte Bernd ihn, in seinem Innern jedoch brodelte es wie in einem Geysir. „Denken sie einfach, Sie wären im Bundestag.“
Der Finanzminister warf Bernd einen scheuen Blick zu.
„Nun, es sind da … offenbar ein paar Dinge … passiert, die nicht hätten geschehen dürfen. Es wurden ältere Menschen … Arbeitslose …“, er stockte und spielte hypernervös mit seiner Brille, „beiseite geschafft …“.
„Arbeitslose auch? Wir sind ganz Ohr, Herr Minister“, sagte Bernd knapp. „Wie viele Menschen, Herr Dr. Meininger? Zwei oder drei?“
Die offensichtliche Provokation war nicht zu überhören.
„Nun, es mußten Opfer gebracht werden …“ Meininger zögerte erneut „ … wie es momentan aussieht … waren es mehr als … zwei oder drei … “
„Waren es gar vier oder fünf?“ Bernd zeigte ein erschrockenes Gesicht. „Oder waren es vier oder fünf …“, er beugte sich vor, „ … tausend?“
Wie drohender Donner drangen Bernds Worte in das empfindliche Studiomikrophon, Meininger zuckte zusammen, glaubte sein Leben bedroht, aber Bernd schlug sofort wieder verträgliche Töne an.
„Wir alle warten, Herr Finanzminister. Ihre Wähler warten.“
„Nun, es waren … eher … eher mehr als … als vier oder fünf … “
Anscheinend war der Mann nicht mehr in der Lage, zusammenhängende Sätze zu formulieren, Bernd sah sich gezwungen, wieder selbst die Berichterstattung zu übernehmen.
„Herr Dr. Meininger! Unsere Nachforschungen haben unwiderlegbar ans Licht gebracht, daß auf Veranlassung der Bundesregierung Menschen jenseits des Rentenalters und - wie Sie soeben bestätigt haben, Arbeitslose - einfach beseitigt werden. Unklarheit herrscht noch über die genaue Zahl der Verschwundenen. Einige gehen von zwei oder dreihundert …“, er machte eine kleine Zäsur, „ …tausend aus. Andere wiederum sprechen von zwei oder drei …“, erneut zögerte Bernd für einen Moment, „ …**Millionen!**“
Der Minister litt Höllenqualen, Schweiß stand ihm auf dem Gesicht, der linke Bügel seiner Brille lag abgebrochen auf dem Studioboden, die Brille selbst völlig verbogen vor ihm auf dem Tisch. Meininger hatte das untrügliche Gefühl, diesen Raum nicht mehr als lebender Mensch zu verlassen.

„Nun … die letzte Zahl, die Sie genannt haben“, fuhr er weinerlich fort, „ … scheint mir persönlich … ein wenig … zu hochgegriffen.“

Bisher war die Aktion ungestört abgelaufen. Lothars Blicke wanderten mehr als einmal zur Studiotür hinüber in Erwartung eines übermächtigen Polizeiaufgebotes, welches den Raum, welches den gesamten Sender besetzen würde. Und Bernds äußere Gelassenheit resultierte aus einer großen Selbstbeherrschung, denn seine Gedanken liefen permanent in dieselbe Richtung. Aber sie wollten, nein, sie mußten diese einmalige Angelegenheit heute durchziehen. Kompromißlos.

In die eingetretene Stille hinein schlug Bernd mit der flachen Hand auf den Deckel des mitgebrachten Kartons, zog ihn zu sich heran, faßte hinein und holte eines jener Couverts hervor, die er zusammen mit seinen Freunden unter Lebensgefahr bei ***Vita Pharma*** erbeutet hatte. Es steckte aus Sicherheitsgründen in einem Plastikbeutel. Dr. Meininger wollte im Erdboden versinken. Kontrolliert sprach Bernd weiter.

„Dieser Umschlag, Herr Minister, ist nur einer von vielen, der bei der rheinischen Chemiefirma ***Vita Pharma*** erbeutet werden konnte, bevor sich der gesamte Restbestand - zusammen mit einigen unwesentlichen Teilen des Unternehmens – versehentlich in Rauch aufgelöst hat. Aber wie Sie eingangs sagten: Es mußten Opfer gebracht werden.“

Bernd bewies beinahe so etwas wie Humor in dieser finstersten Stunde der deutschen Politgeschichte.

„Dieser Umschlag hat es in sich“, wandte sich Bernd nun an die Zuschauer. „Sollten Sie ihn erhalten, rühren Sie ihn nicht an, verbrennen Sie ihn, so schnell Sie können! Die Lasche des grünen Couverts im Innern ist vergiftet! Auch meine Frau … ist daran gestorben Es ist nur einer von schätzungsweise 15 Millionen, die für den Versand vorbereitet waren!“

Wie von einem Peitschenhieb getroffen zuckte Meininger zusammen, diese Offenbarung brach ihm das Genick. Er besann sich, sah ein, daß ihm keine andere Chance mehr blieb, als alles zu gestehen was er wußte. Und das war eine ganze Menge. Bei seinem Bericht konnte er in der Folge die Tränen nicht mehr zurückhalten.

„Es wurden ja nicht alle … abgeschickt. Gott sei Dank. Diese vielen Menschen in den letzten Jahren starben nicht an … Herzversagen, sondern … durch ein bestimmtes Medikament der … ***Vita Pharma***. Andere durch … Gift, auch Legionellenkeime wurden eingesetzt, vor allem in … Altenheimen, Krankenhäusern … Pflegeheimen. Viele wurden von Arztpraxen … gegen Honorar … in Kliniken eingeliefert. Nicht alle Toten der letzten Hitzeperiode starben tatsächlich … an der

Hitze … Der Staat ist … unser Staat ist … bankrott, wir können die Renten … die Sozialleistungen nicht mehr bezahlen, deshalb …“
Die nun entstehende, unerträglich lange Pause mußte sein. Geduldig wartete Bernd, bis er nachfragte.
„Warum ist unser Staat bankrott?“
Diese wichtige Frage sprang den Minister unerwartet heftig an, klammerte sich an sein Seelenleben, zwang ihn, endlich Farbe zu bekennen.
„Es ist wegen … der Börsen. Wir haben das Geld dort … verloren. Die Börsen haben … die Banken haben es dort …“
Es trat eine weitere atemlose Stille ein, während der Meininger vor der Kamera haltlos zu schluchzen begann. Erneut ergriff Bernd das Wort.
„Meine Damen und Herren, wie Sie sehen, ist Herr Dr. Meininger nicht ganz freiwillig hier her gekommen, seine Aussage jedoch hat er mit eigenen Worten formuliert, ohne irgendeine Anleitung unsererseits. Ist das korrekt, Dr. Meininger?“
Der Finanzminister auf seinem Stuhl nickte nur.
„Wir können Sie kaum verstehen, Herr Dr. Meininger. Ist das **korrekt**?“ wiederholte Bernd diese nicht unbedeutende Frage.
„Das ist … korrekt!“
„Wer ist für die Durchführung dieser abscheulichen Verbrechen verantwortlich, Herr Minister? Den Namen, bitte.“
„Der Mann heißt … Rudolf Grabow!“
Es folgte ein kurzer Bericht über Grabows Wirkungskreis, was Hermann wieder auf den Plan rief. Bewaffnet mit seiner Fotografie beugte er sich ein wenig vor und hielt sie vor die Kamera. Die beiden anderen Gesichter hatte man zuvor unkenntlich gemacht, sodaß nur Grabows Konterfei zu sehen war, und deutlich zu sehen war.
„Es war seine Idee!“ schrie Meininger plötzlich laut und wollte aufstehen. „Dieser Mann ist ein Teufel …“
Lothar wußte ihn schnell zu beruhigen, während Bernd, an die Zuschauer gewandt, einlenkte:
„Ich denke, für exakte Schuldzuweisungen ist es noch etwas verfrüht. Aber niemand wird seiner gerechten Strafe entgehen, auch nicht die beteiligte Justiz …“
Er gab Hermann ein Zeichen, der hob das Bild ein wenig an.
„Dieses Gesicht, meine Damen und Herren, sollten Sie sich genauestens einprägen“, fuhr Bernd fort. „Denn diesen Mann gilt es dingfest zu machen. Schnellstens, weil dieser Mann gefährlich ist. Im Augenblick jedoch scheint er wie vom Erdboden verschluckt. Dieser Mensch ist

mitverantwortlich für das Dahinscheiden von Millionen von unschuldigen Pensionären, Rentnern und, wie wir seit heute abend wissen, offenbar auch Arbeitslosen. Wehren Sie sich, halten Sie Ihre Augen offen, wo immer Sie sich befinden! Bringen Sie uns diesen Rudolf Grabow! Und noch eines: Trauen Sie bis dahin niemandem. Keinem Arzt, keinem Staatsanwalt, keinem Richter. Nicht einmal der Polizei. Ich danke Ihnen.“
Nach seinem Schlußwort stand Bernd auf, griff sich den ‚gefährlichen’ Koffer und verließ vor laufenden Kameras zusammen mit seinen Helfern das Studio, den heulenden Meininger ließen sie sitzen. Einer der Beamten nahm ihm die Handschellen ab. Der Mann war ohnehin erledigt. Und um diesen Eindruck zu verstärken, zeigte die Kamera seine nackten, in karierten Pantoffeln steckenden Füße aus aller nächster Nähe … Im Anschluß den Karton der Firma ***Vita Pharma,*** der im Studio verblieben war.

Auf dem Flur vor dem Studio hielten alle Beteiligten, außer Hermann, ihre Waffen in Händen, aber zu ihrem großen Erstaunen zeigte sich kein einziger Gesetzeshüter auf den Gängen, ungehindert konnte der Wachmann Herbert seine Freunde zum Ausgang geleiten. Die Männer bedankten sich für seine Mithilfe, erreichten ihre Autos und verließen das Gelände des Senders ohne den geringsten Widerstand.
„Ich verstehe das nicht“, brach es aus Lothar heraus, als sie bereits die Autobahnauffahrt hinaufrasten. „Warum fahren wir eigentlich so schnell? Es ist nicht ein Polizeiwagen zu sehen, der hierher zum Sender fährt. Nicht einer!“
Vollkommen ruhig lag der Fernsehsender im Hintergrund. Es war gegen 19 Uhr dreißig, noch taghell, und mittlerweile dürften die offiziellen Nachrichten begonnen haben. Bernd schaltete das Radio ein. Die laufende Sendung war unterbrochen, eine Rundfunksprecherin erzählte aufgeregt, was sich soeben in dem Mainzer Fernsehsender zugetragen hatte. Sogar Bernd war zu hören, Meininger ebenfalls. Seine eigene Stimme erschien Bernd etwas fremd, die des Ministers erkannte er wohl.
„Bin ich das?“ fragte er etwas ungläubig, die Freunde bestätigten es.
Ein wenig konfus berichtete die Frau im Radio über den dreisten Überfall auf den Sender, der keine Verletzten gefordert hatte, der keine Lösegeldforderungen nach sich zog, ja, von dem überhaupt noch niemand so recht wußte, welches Ziel er eigentlich verfolgte. Erst als eine direkte Verbindung zum Fernsehsender zustande kam und sie mit einem Beteiligten sprechen konnte, klärte sich die Situation allmählich auf. Ihr Gesprächspartner berichtete mit gefaßter Stimme von einem

völlig entkräfteten Finanzminister, der ärztliche Hilfe in Anspruch nehmen mußte, von unglaublichen Enthüllungen über das Schicksal zahlloser Ruheständler, über die bankrotte Regierung und letztlich über den insgesamt friedlichen Verlauf der Besetzung.
„Wie es aussieht“, begann Lothar vorsichtig, „war unser Einsatz nicht ganz erfolglos.“
Damit griff er zum Funkgerät und rief seine Kollegen im hinteren Wagen.
„Habt ihr das Radio an?“ fragte er knapp.
Natürlich hörten sie mit. Eine kleine, beinahe hämische Gelassenheit begann sich unter den Freunden zu etablieren, die jene große Anspannung ablöste, welche seit mehreren Tagen so schwer auf ihnen gelastet hatte.
„Was stand denn Interessantes auf dem weißen Blatt Papier?“ wollte Hermann wissen.
Bernd schmunzelte verschmitzt, holte es aus seiner Tasche und reichte es ihm. Hermann las laut:
„Wenn Sie nicht kooperieren, erzähle ich alles über Ihre homosexuelle Vergangenheit.“
Ausgelassene Heiterkeit begleitete die Freunde auf ihrem Nachhauseweg.

Kapitel XVI

Eine Nation stand unter Schock. Durch Dr. Meiningers Geständnis war eine gigantische Lawine losgetreten worden, ein Erdrutsch, ein Gebirge schob sich über das Land, alles unter sich begrabend, was nicht rechtzeitig zur Seite wich. Die Menschen begannen lautstark darüber nachzudenken, worüber Bernd offen gesprochen hatte; auch über seine Warnungen. Je mehr sich die Betroffenen mit den Details befaßten, umso deutlicher offenbarte sich ihnen die Richtung ohne Wiederkehr, in welche die Regierung dieses Land zu steuern beabsichtigte.
Das Vertrauen in die Medizin war gestört, ebenso in die Justiz. In die Politik ohnehin, ging doch gerade von ihr die größte Bedrohung aus. Die Medien begannen vorsichtig, die Berichterstattung wieder ihrem ehemaligen Niveau anzupassen, ließen sich nicht mehr dazwischenreden.

Unzählige der grünen Giftcouverts wurden gefunden und rechtzeitig vernichtet oder abgeliefert, dennoch gab es weitere Opfer zu beklagen. Denn nicht alle Bürger hatten an jenem denkwürdigen Abend ferngesehen. Aber zu irgendeinem Zeitpunkt hatte es auch der letzte begriffen, daß, was sich hier in menschenverachtender Weise abgespielt hatte, unmittelbar ihn selbst betreffen könnte. Vielleicht nicht gleich morgen, aber zweifelsohne in naher Zukunft. Eine neue Ära schien eingeläutet.

Am *Tag Drei* nach der Aktion im Fernsehsender brannte das Gesundheitsministerium bis auf die Grundmauern nieder, mehrere Versicherungsgebäude folgten, ebenso einige Großbanken. Zwei Tage später lag das Finanzministerium in Schutt und Asche. Der Zorn der arbeitenden Bevölkerung - der sich bis vor kurzem aufgrund ihrer Unwissenheit noch zu einem großen Teil gegen Rentner und Pensionäre richtete - und die abgrundtiefe Enttäuschung der Ruheständler selbst entluden sich hauptsächlich bei Attacken auf Parteipolitiker. Es konnte der Polizei nicht gelingen, auch nur annähernd der Hälfte aller Abgeordneten den notwendigen Schutz zu gewähren, was bedeutete, die meisten mußten sich mit privatem Personenschutz behelfen oder sich ganz ohne Leibwache bewegen. Die Folge waren Beleidigungen, tätliche Angriffe, etliche wurden verschleppt, verstümmelt, erschlagen oder kurzerhand aufgehängt. Unabhängig davon, ob sie direkt beteiligt waren oder nicht. Es regierte die pure Anarchie.
Erst eine *Woche* später griff der Bundeskanzler mittels einer Ansprache im Fernsehen persönlich in das Geschehen ein. Phrasenreich, sein ewiges Dauergrinsen im Gesicht, und nichtssagend, wie gewöhnlich, suchte er nach Entschuldigungen für das ‚mögliche Fehlverhalten' gewisser Kreise der Regierung. Bereits nach wenigen Minuten wurde er vor laufenden Kameras vom Stuhl gezerrt und weggeschleppt. Die Politik erlebte das schlimmste Debakel der deutschen Nachkriegsgeschichte. Man warf den Staatsvertretern zu recht Mißbrauch ihrer Ämter vor und deutete ihr Demokratieverständnis dahingehend, daß sie sich in freien Urnengängen hätten wählen lassen, um im Anschluß daran jahrelang zu tun, was immer sie wollten.

Das Bewußtsein für politisches Denken in der Bevölkerung erweiterte sich, wurde allmählich erwachsen. Jene Polizeidienststelle in Frankfurt, wo alles seinen Anfang nahm, wurde federführend in Sachen Aufklärung. Diesmal verlief der Weg einmal in die andere Richtung. Er begann ganz unten, in Lothars Dezernat; dort liefen auch die Fäden zusammen.

Immer rascher breitete sich in den Polizeipräsidien des Landes ein nie gekanntes Zusammengehörigkeitsgefühl aus, gierig streckten unbefleckte Beamten ihre Fühler nach den oberen Etagen aus und griffen sich in einer konzertierten Aktion große Teile des Justizapparates. Es folgte das Gesundheitswesen. Die Polizei stieß auf Korruption, soweit das Auge reichte, auch in den eigenen Reihen.
Außenstehende vermochten nicht zu erkennen, wer all jene Säuberungen koordinierte, die das gesamte Staatswesen zum wanken, die es beinahe zum einstürzen brachten, dennoch liefen sie exakt, weiteten sich aus, überspannten das Land. Bald begannen die ersten Politiker aus Furcht sich selbst anzuzeigen und sich den Behörden zu stellen. Dabei gab es Probleme, weil hohe Justizbeamte involviert waren. In der Folge rekrutierte man Richter und Staatsanwälte im Ruhestand, die noch nicht der planmäßigen Eliminierung zum Opfer gefallen waren und ein großes Interesse am Aufdecken dieser diabolischen Entvölkerungsaktion besaßen. Die gewöhnliche Verbrechensbekämpfung lag weitestgehend auf Eis.

Auch der auf eigenen nachdrücklichen Wunsch reaktivierte Bernd befaßte sich zusammen mit Lothar in dessen Dezernat mit dem Auffinden flüchtiger Abgeordneter, in erster Linie aber mit der Suche nach dem untergetauchten Grabow. Hinweise aus der Bevölkerung gab es wenige, Grabow schien in den vergangenen Jahren ein Leben im Verborgenen geführt zu haben. Selbst seinen Nachbarn war er annähernd unbekannt. Ein Grund mehr für Bernd, Grabows Wohnung in Augenschein zu nehmen, die die Freunde vor Tagen schon ausgemacht hatten - dank Hermanns und des eifrigen Fotolabor-Inhabers Mithilfe. Früh morgens machte sich Bernd zusammen mit Lothar und Hermann auf, Grabows Räumlichkeiten zu inspizieren.

Bernds dunkler Audi parkte ein wenig abseits. Er stand unauffällig unter einer scheckigen, von Landschaftsgärtnern während des letzten Herbstes der meisten ihrer dicken Äste beraubten Platane, deren junge Triebe senkrecht in den Himmel ragten, das Licht suchend.
Die drei Freunde überquerten die verkehrsberuhigte Seitenstraße, bogen ein in eine breite Sackgasse, in welcher sie Grabows Domizil wußten. Nach wenigen Minuten hatten sie den Ort erreicht. Sie standen vor einem Mehrfamilienhaus, dreistöckig, von einer eindrucksvollen Penthouse-Wohnung – Grabows Wohnung - gekrönt.
Ohne sich umzusehen, als ob sie hier selbst zu Hause wären, betraten die drei Männer das Haus und fuhren mit dem Lift in die oberste Etage. Es war auffallend ruhig in dem Gebäude. Das Penthouse erstreckte sich über

die gesamte dritte Etage, und es war für Lothar nicht einfach, das Sicherheitsschloß zu öffnen. Mit Hilfe eines Universalschlüssels gelang es ihm schließlich, die Männer traten ein.
Hermanns erster Eindruck war der, als beträte er eine seit einiger Zeit verlassene Wohnung. Die Luft in den Räumen stand, die Fenster waren verschlossen, es roch muffig, verbraucht. Allem Anschein nach war Grabow schon seit längerem ausgeflogen. Die drei befaßten sich der Reihe nach mit den zahlreichen Zimmern, aber wonach suchten sie? Nach irgendwelchen Anzeichen, die den derzeitigen Aufenthaltsort Grabows verrieten. Nach noch so geringen Hinweisen, nach einer Spur, die sie aufnehmen konnten. Aber alles Suchen blieb erfolglos. Sie stellten die Wohnung auf den Kopf, Grabow jedoch hatte ganze Arbeit geleistet, sie fanden nichts. Zu ihrem großen Bedauern hatte er seine neue Anschrift nicht hinterlegt.
In einem Fernsehfilm hatte Hermann einst gesehen, daß hinter Bildern zuweilen geheime Verstecke verborgen waren, was ihn animierte, alle Bilderrahmen zu untersuchen. Und in der Tat fand er hinter einer Daumier- Lithographie einen in die Wand eingelassenen kleinen Safe.
„Wie kriegen wir den auf?“ fragte er Lothar.
„Sprengen“, war dessen lapidare Antwort, und er griff zu seinem mobilen Telefon, wählte eine Nummer und sprach ein paar Worte. Sein Gesprächspartner fragte etwas, Lothar lief zum Safe hinüber, nannte seinem Gegenüber den Typ des Safes, eine achtstellige Ziffer und beendete das Gespräch. In der Folgezeit warteten die drei auf das Eintreffen eines Kollegen Lothars. Der Mann war sowohl Sprengstoffexperte als auch Spezialist für das Öffnen von Tresoren. Bevor man sich jedoch für eine Sprengung entschied, ließ man nichts unversucht, eine Safetür auf herkömmlichem Weg zu öffnen. Die leichteste Art war immer noch der Schlüssel. Und für den Beamten war es auch kein Problem, einen passenden Schlüssel zu bekommen. Alle Fabrikanten für Tresore, Waffenschränke und vergleichbare Behältnisse besaßen für jedes ihrer Produkte passende Nachschlüssel, aus Sicherheitsgründen.
Als der Kollege erschien, hatte er mehrere Schlüssel und Codelisten im Gepäck. Sofort nach der Begrüßung machte er sich ans Werk. Lothar hatte zwar den Typ angegeben, die exakte Zahlenkombination aber stand nicht an dessen Tür; das war verständlich. Daher benötigte der Experte einige Minuten, bevor sich die Tresortür auftat. Ohne einen Blick hinein zu werfen zog er sich zurück und verließ die Wohnung, er hatte noch weitere Aufträge. Nun wurde es interessant.

Sogleich standen Bernd und Lothar am offenen Geheimfach, leerten es und legten den Inhalt auf einen Tisch. Alle drei Männer setzten sich nun im Kreis um die Papiere und begannen, sie zu untersuchen. Einige ältere Aktien besaß Grabow, wie Hermann feststellte. Mittlerweile völlig wertlos.
„Bei welcher Bank?“ fragte Bernd sofort.
Hermann reichte ihm die Papiere, der überflog sie, und ein Lächeln legte sich auf seine Züge.
„Die Bank haben wir“, sagte er knapp. „Ein guter Anfang.“
Der Rest der Unterlagen erwies sich als nutzlos. Sie ließen ihn liegen. Nur Hermann nahm einen Reiseprospekt der Bahamas an sich. Eine strahlende Sonne lachte ihm darauf entgegen. Er steckte ihn in die Tasche.

Der nächste Besuch galt Grabows Bank, ein renommiertes Frankfurter Unternehmen. Die drei Männer steuerten die Hauptgeschäftsstelle im Zentrum an, stellen den Wagen in der kühlen Tiefgarage ab und begaben sich in die Chefetage. Nur dort würden sie erfahren, was für sie von so eminenter Bedeutung war.

***

Mit geröteten Augen lag der Mann im Bett und starrte an die Zimmerdecke, sein rasselnder Atem erinnerte ihn unverhohlen daran, daß er in der letzten Nacht wieder viel zu viel geraucht hatte. Und getrunken. Die hölzerne Deckenverkleidung schien auf ihn herab zu fallen, schien sich zu wölben, wie ein Baldachin beinahe sein Bett berührend. Er erlag einer Täuschung. Ohne seine Brille war Juri annähernd blind. Weder die Astlöcher im Holz noch die Maserung konnte er erkennen, nicht einmal die Nuten, welche die Bretter verbanden.
Er setzte sich auf, sein Kopf brummte wie ein zorniger, in seiner Ruhe gestörter Hornissenschwarm. Unsicher tastete eine Hand nach der dicken Brille, fand sie schließlich neben dem Kopfkissen, und mit einer geübten Bewegung landete sie auf seiner Nase. Augen, groß wie die von Pferden, starrten ins Leere. Schwerfällig erhob sich Juri, schlurfte ins Bad, warf sich eine Handvoll Wasser ins Gesicht, vergaß, dabei die Brille abzunehmen, was einen Fluch nach sich zog. Juri fluchte oft und gerne, und viele seiner Flüche hatten einen sexistischen, das weibliche Geschlecht betreffenden Inhalt, was in den slawischen Sprachen durchaus nichts Ungewöhnliches ist.

Der Grund für das gestrige Besäufnis war ein Paket gewesen, das ihm am Vortag zugestellt worden war. Der Inhalt, zwei durchaus verwandte Objekte, war für ihn Veranlassung gewesen, einerseits mit Nadja ein kleines Fest im Gasthaus „Zum Balkangrill“ zu feiern, und sich andererseits darauf vorzubereiten, in absehbarer Zeit seinen Wohnsitz zu verlassen; und danach das Land. Zumindest vorläufig.
Das Paket kam aus fernen Landen, Absender war Herr **A**. Es barg eine beträchtliche Summe Bargeldes in seinem Innern, eine Summe, die Juri ein sorgenfreies Leben in seiner Heimat ermöglichte, wenn er denn dorthin zurückkehren konnte. Die aufwendige Zählung der Scheine ergab einen Betrag von 300 000.- Euro. Ein Vermögen.
Zum anderen enthielt es einen Brief mit einem letzten Auftrag. Zwei Namen, handgeschrieben mit einem Füllfederhalter, was Juri an den unterschiedlich breiten Strichen der Buchstaben erkannte. Er hatte die Order wie gewöhnlich sorgfältig durchgelesen und auch den dringlichen Hinweis des Herrn **A**. nicht übersehen, der da lautete: *Ins Revier!*
Was das bedeutete, wußte Juri. Er freute sich darauf, er fuhr gerne ins Revier, er liebte das Revier! Die dort zu erledigenden Aufträge bereiteten ihm immer ein besonderes Vergnügen, außerdem genoß er die Fahrt mit dem schweren Laster, das Rasseln der Metalle im Rücken …
Dieses Schriftstück enthielt nur die beiden Namen, zwei bekannte Namen, die ihm schon einmal, vor Monaten, begegnet waren. Zwei männliche Namen, und einer davon hatte einen skandinavischen Klang: Hermann Odendahl. Und Bernd Roth!

Neben Nadja war Juri der letzte Verbliebene aus der ehemals stattlichen Riege des Herrn **A**. Nachdem die ***Vita Pharma*** mit ihren millionenfachen Briefsendungen die Regie der Vernichtung selbst in die Hand genommen hatte, mußte der Trupp aufgelöst werden, es gab fast nichts mehr zu tun. Sie hatten sich in alle Winde zerstreut. Nur mit Nadja hielt Juri noch Kontakt, und er benötigte sie für diesen letzen Dienst. Dieser Herr **A** schien Juri sehr großes Vertrauen zu schenken, schließlich hätte der mit dem Geld genausogut sang- und klanglos verschwinden können. Herr **A** aber kannte Juri besser. Er wußte um dessen Ehrgeiz, ein gestecktes Ziel zu erreichen, mit allen Mitteln, wenn es sein mußte. Darüber hinaus bestand durchaus die Möglichkeit der Fortsetzung dieser geschäftlich so überaus erfolgreichen und lukrativen Symbiose zwischen Juri und Herrn **A**. Es bestand für Juri absolut kein Grund, dessen dringlicher Bitte nicht mit der gleichen gewohnten Sorgfalt nachzukommen.

***

Beinahe eine Spur zu viel Eifer legte der Chef der großen Bank an den Tag, wie Lothar und Bernd übereinstimmend empfanden. Und dies lag sicher nicht nur an Bernds überregionaler Popularität. Fast erweckte der Manager den Eindruck des Versuchs einer Wiedergutmachung, als er die drei Männer in seinem Büro empfing, obwohl sein Geldinstitut nicht beteiligt war an den kriminellen Machenschaften der Konkurrenz. Er verschob sofort alle Termine und untersagte seiner Sekretärin jegliche Störung. Dennoch bewahrten sich die Freunde ein gewisses Maß an Distanz.
Bernd plazierte ein Wertpapier Grabows auf dem Schreibtisch des Bankiers, der überflog es und gab die Kontonummer in den Computer ein. Auf dem Bildschirm tat sich nicht viel.
„Herr Grabow hat seine Konten bei uns gelöscht“, sagte der Mann. „Alle!“
„Was bedeutet das: Gelöscht?“ fragte Bernd naiv. „Hat er das Geld bar mitgenommen? War es viel?“
Der Manager griff zum Hörer, wählte eine interne Nummer und fragte nach Grabows Konten. Kurz war die Unterhaltung, im Fachjargon, sie endete mit einer ebenso kurzen Aufforderung des Bankers.
„Gut. Geben Sie mir das auf meinen Bildschirm!“
Sekunden später erschienen auf des Bankiers Monitor geheimnisvolle Tabellen, Überweisungsziele im Ausland, Summen, Abschlußberichte. Die beiden Kriminalbeamten trauten ihren Augen nicht: Grabow hatte Beträge von über 600 Millionen Euro an eine Bank in Nassau überwiesen.
„Nassau? Das liegt auf den Bahamas. Mit diesem Inselstaat besteht meines Wissens kein Auslieferungsabkommen“, bemerkte Lothar resigniert, und Hermann zog den bunten Prospekt aus seiner Tasche, aus Grabows Wohnung entwendet.
„Das entzieht sich meiner Kenntnis“, antwortete der Banker, und sein Blick heftete sich weiter auf den Bildschirm.
Hermann öffnete die Broschüre und wollte sich verzaubern lassen von der paradiesischen Inselwelt, auf der die Sonne selbst nachts schien, wenn man den Reiseveranstaltern Glauben schenken mochte. Nirgends war das Meer so blau wie um die Bahamas. Allein, der Zauber blieb aus.
„Dort müßte er aber zu finden sein, denke ich“, sagte Hermann, und er klang zuversichtlich.

„Die Bank in Nassau war nur eine Station“, sprach der Bankmanager weiter, „wie ich hier ersehen kann. Teilbeträge wurden daraufhin weitergeleitet nach … Nasau.“
„Ist Nasau die einheimische Schreibweise oder hat das eine besondere Bewandtnis?“ fragte Bernd, und er hörte sich nicht mehr sehr optimistisch an.
„Nein“, kam prompt die Antwort. „Nasau liegt nicht auf den Bahamas.“
Der Manager begab sich ins Internet, und wenige Minuten später konnte er Nasau ausfindig machen.
„Dieses Nasau liegt irgendwo auf den Fidschi-Inseln, im Pazifik, meine Herren.“
Kurz darauf besaß er die Bankleitzahl des zentralen Geldinstituts in der Hauptstadt Suva, wohin der Löwenanteil überwiesen worden war. Er schrieb alles auf einen Briefbogen, den er Bernd überreichte.
„Sie leisten eine gute Arbeit, Herr Roth“, sagte er abschließend anerkennend, als die Männer sich verabschiedeten. „Ich habe die Fernsehsendung gesehen, hoffentlich klärt sich alles auf. Bald!“
„Dazu haben Sie vielleicht heute beigetragen“, war Bernds knappe Antwort.
Lothar und Bernd bedankten sich und verließen zusammen mit Hermann das Bankgebäude.
„Was folgt als nächstes?“ richtete Lothar seine Frage an Bernd, als der blaue Audi die Tiefgarage verließ.
„Ich weiß es nicht.“
In Gedanken jedoch befand sich Bernd bereits im Flugzeug, und einen Wimpernschlag später lief er einen sonnenüberfluteten weißen Sandstrand entlang, mit einem Spalier schräger schattenspendender Palmen, einen Strand, von dem er und Sabine so oft geträumt hatten.

Es war klar, daß er im Moment niemanden für den Auftrag gewinnen konnte, nach Nasau zu fliegen und Grabow festzunehmen. Im Augenblick waren die Justizbehörden mit anderen Dingen, vor allem aber mit sich selbst beschäftig, wenn sie überhaupt arbeiteten. Nein, diesen Job mußte er selbst übernehmen, sofort, rasch, zielstrebig.

***

Hermanns Schulter schmerzte. Er wußte nicht, wie oft er an diesem Vormittag das ‚Bumerang-Stöckchen’ in den Wald geworfen hatte. Der Name rührte daher, weil es immer wiederkam, so oft er es auch wegwarf. Brutus war verrückt nach jedem Gegenstand, der von Hermanns Hand,

der von irgendeiner Hand weggeschleudert wurde, und bevor er erschöpft war, ermattete im allgemeinen der Arm eines jeden Werfers.
Auch ließ sich der riesige Hund nicht täuschen. Wenn Hermann nur vorgab, er würde den Stock in die eine Richtung werfen, rannte Brutus nicht blindlings davon. Nein, seine Augen blieben auf Hermanns Hand geheftet, und erst, wenn der Stock tatsächlich in die Luft flog, hetzte er hinterher, um kurze Zeit später genüßlich darauf herumkauend zu Hermann zurück zu galoppieren. Das Tier wurde nicht müde; aber der Mensch.
„Nun ist aber Schluß. Mein Arm tut weh. Ich **kann** nicht mehr werfen!“
Als ignorierte er die Worte seines Herrchens, so gespannt stand der graue Wolfshund weiterhin vor Hermann, bereit, sogleich wieder loszujagen.
„Nein! Aus! Vorbei.“
Mit seiner Kraft ging auch Hermanns Geduld zu Ende. Er schleuderte den dicken Stock mit der anderen Hand achtlos in die Büsche und ging weiter. Hier war der Wald dicht, Brutus würde eine Weile brauchen, den Stock aufzuspüren, Hermann machte sich auf den Weg zur Bank, er wollte sich nur hinsetzen, nur etwas ausruhen. Seine Schritte wurden länger, die Bank war nicht mehr weit.
Hinter sich vernahm er das aufgeregte Trippeln und Keuchen des Tieres, den Stock schon im vorgereckten Maul, ihn abzugeben, was er immer ohne Widerstreben tat. Diesmal aber ließ Hermann den Knüppel wo er war, im Hundemaul. Bis zur Bank waren es noch wenige Meter, er konnte sie schon sehen – aber sie war besetzt, wie er enttäuscht erkennen mußte. Eine Person saß in gebückter Haltung darauf. Beim Herannahen registrierte Hermann, daß diese Person sich den Fußknöchel hielt, sie hatte Schmerzen. Es war eine junge Frau.
„Haben Sie sich verletzt?“ fragte er, als er an der Bank anlangte. „Kann ich Ihnen helfen?“
Die Frau schüttelte den Kopf, rieb sich aber weiterhin den linken Knöchel.
„Geht schon wieder. Muß. Steine sind schuld. Man sieht sie kaum.“
„Sie wissen gar nicht wie recht Sie haben. Im letzten November habe ich mir hier ganz in der Nähe auch den Knöchel verstaucht. Den *rechten.* Dort oben war es. Ich habe die Steine auch nicht gesehen …“ Hermann zeigte in die Richtung.
Die Augen der jungen Frau stierten den gewaltigen Hund an, der ganz dicht heran gelaufen war, das Stück Holz fallenließ und aufgeregt am Gesicht der Dame zu schnuppern begann. Die konnte ihre Angst nicht verbergen, steif wie ein Soldat saß sie plötzlich auf der Bank, von Panik

befallen. Hermann faßte sofort Brutus' Halsband, die Frau entspannte sich nur wenig.
„Sie brauchen keine Angst zu haben", beruhigte er sie und setzte sich neben sie auf die braune imprägnierte Holzbank. „Brutus ist ein Gentleman. Niemals würde er jemanden beißen, nicht Brutus?"
Als ob er die Worte verstanden hätte, schob der Hund seinen massigen Kopf unter Hermanns Hand und zwang diesen, ihn zu kraulen.
„Sie können ihn ruhig anfassen. Er mag das."
Aber die junge Dame machte keinerlei Anstalten den Wolfshund zu berühren, der die Liebkosungen Hermanns mit geschlossenen Augen sichtlich genoß.
„Trauen Sie sich doch! Schauen Sie, sogar in den Mund kann man ihm greifen, nicht wahr, mein Bester?" sagte Hermann.
Der Hund ließ es sich gefallen, daß Hermann ihm das Maul öffnete und seine Zunge faßte. Angenehm war es nicht, aber es gab Schlimmeres. Die Frau zeigte noch immer großen Respekt, weit davon entfernt auch nur das graue Fell zu berühren. Brutus befreite sich von Hermanns Griff und legte seine Schnauze auf das nackte Knie der jungen Frau. Vielleicht wollte er sie auf diese Art ermutigen, mit ihm in Kontakt zu treten. Sie wich nicht zurück, starrte nur ängstlich auf den wilden Kopf und die feuchte Nase, die nicht aufhören wollte zu schnüffeln.
„Ich habe etwas … Angst vor Hunden", kam es zaghaft über ihre Lippen, und das ***H*** bei dem Wort Hund wurde zu einem ***CH***, wie man es von Slawen kennt. Sie sprach recht gut deutsch, aber ihren Akzent konnte sie nicht verbergen; und wollte dies auch nicht.
Als kleines Mädchen war sie von einem Mischling ins Gesicht gebissen worden, wovon sie eine winzige Narbe zurückbehalten hatte. Die befand sich genau zwischen Unterlippe und Kinn, war aber kaum noch zu sehen.

Diese Frau gefiel Hermann; nicht zuletzt ihrer Beine wegen. Sie war etwa dreißig, hübsch, schlank, mittelgroß, hatte schulterlanges Haar, ein Paar markante Wangenknochen und dunkle Augen. Irgendwie animalische, stechende Augen. Zudem besaß sie märchenhafte, wunderschöne lange Beine. Darüber hinaus trug sie keine Strümpfe, und diese distanzlose Nacktheit fesselte ihn in besonderem Maße. Dem Alter nach hätte Hermann ihr Vater sein können, dennoch spürte er, wie sich sein Puls leicht erhöhte, was zur Folge hatte, daß ihm augenblicklich der Gesprächsstoff ausging.
Schweigend saß er neben der attraktiven Frau, die inzwischen zaghaft ihre Hand ausgestreckt hielt und behutsam begonnen hatte, Brutus' Fell an dessen Brust zu betasten. Dabei entfernte sie ihren Kopf soweit es nur

ging von dem Tier und ließ seine Schnauze nicht aus den Augen. Als müßte sie einen heißen Herd anfassen, so vorsichtig reckten sich ihre Finger in Richtung Hund, dem nichts Besseres einfiel, als spielerisch danach zu schnappen. Erschrocken zog sie sie zurück, und ihr furchtsamer Blick traf Hermann.
Der registrierte es nicht. Denn seine Augen starrten unverwandt auf ihre Beine, genossen deren Frische, die am Saum des kurzen hellen Hosenrockes nicht zu enden schien. Auch Nadja genoß es. Sie wußte um ihre grandiose Figur, die stets aller Augen auf sich zog, besonders im Badeanzug. Sie selbst fühlte sich mehr zu Frauen hingezogen, daher hielten ihre mehr oder weniger fruchtlosen Beziehungen zu Männern in aller Regel nicht sehr lange.
Mittlerweile war es ihr gelungen in Kontakt zu treten mit diesem struppigen Ungeheuer direkt vor ihr, das ihr liebevoll die Hand leckte. Es fühlte sich kühl an, angenehm in dieser Sommerwärme. Brutus hatte etwas entdeckt und lief davon. Nadja zog ihr linkes Bein an, stellte den Fuß auf die Bank und massierte ihren Knöchel. Sie war mit Hermann allein.
Der suchte händeringend nach einem Thema, interessant genug für ein junges Mädchen - eine junge Frau! Nadja nahm ihm diese Aufgabe ab.
„Gehen Sie oft hier spazieren?“ fragte sie unvermittelt, was Hermann bejahen konnte.
„Beinahe jeden Tag. Der Hund braucht seinen Auslauf … und ich … auch.“
Mehr fiel ihm momentan nicht ein, erneut suchten seine Augen die Beine dieser hübschen Dame, und wie zufällig berührte er mit seinem Arm den ihrigen. Ein wohliger Schauer durchrieselte seinen Körper, was Nadja spürte und sich ihrerseits gegen ihn lehnte.
„Wenn mein Fuß besser geht, komme ich morgen. Vielleicht können Sie mich zu Wagen bringen, ein wenig … stutzen?“
„Stützen!“ verbesserte Hermann.
Selbstredend war er sofort dazu bereit, erhob sich und griff nach Nadjas Hand. Als beide standen, legte er seinen Arm beschützend um ihre Taille, und mit umsichtigen Schritten gingen die zwei den Weg bis zum Waldparkplatz hin, wo Nadjas alter weißer Golf stand. Hermann atmete den Duft der Frau ein, sog ihre Frische in sich auf, fühlte sich zwanzig Jahre jünger.
Nadja öffnete ihre Wagentür, setzte sich mit Hermanns Hilfe hinters Steuer und lächelte ihn an.
„Danke. Also, bis morgen …?“

„Wie? Ja! Ja, natürlich, bis morgen …“
Mit halb geöffnetem Mund stand Hermann auf dem Parkplatz und schaute dem abfahrenden Golf hinterher. Mit einemmal mußte er an Vera denken, und ein schlechtes Gewissen bemächtigte sich seiner. Aber wieso? Es war ja nichts passiert, was er hätte rechtfertigen müssen, nichts, was es zu bereuen gab, und schon gar nichts, was er hätte ungeschehen machen müssen. Diese junge Frau jedoch geisterte in seinen Gedanken auf und ab, erfüllte sein gesamtes Denken, ließ seine Konzentration zerfließen wie Eis auf einer Herdplatte.

Wo war Brutus? Erst jetzt fiel ihm auf, daß er den Hund seit mehreren Minuten nicht mehr zu Gesicht bekommen hatte, seine Augen begaben sich auf die Suche nach dem vierbeinigen Gesellen. Bis zu seinem Volvo, der hinter der Unterführung parkte, wie immer, hatte er noch etliche Schritte zu gehen, er begann zu pfeifen. Kurze schrille Töne stieß er aus, immer wieder, wohl wissend, daß der Hund sie hörte. Warum nur kam er nicht zurück? Bald schon stand Hermann wieder an der Bank, rief den Namen des Tieres und wartete. Es herrschte eine tiefe Stille in dem lichten Wald, nur unterbrochen vom Rufen der Vögel. Plötzlich vernahm Hermann ein leises Rascheln hinter sich, drehte sich um und sah, wie zwischen zwei Büschen die Zweige wackelten. Er schlich zu der Stelle hinüber. Brutus lag im Gras ausgesteckt auf dem Bauch und starrte auf einen hohlen Baumstamm vor sich. Er ließ sich nicht ablenken von Hermanns Schritten, zuckte nur leicht mit den Ohren. Erst als Herrchen neben ihm kniete, wendete er kurz den Kopf, aber nur, um sich sogleich wieder auf den Baumstumpf zu konzentrieren.
„Was ist denn dort, Brutus?“ fragte Hermann leise, wohl wissend, daß der Hund ihm die Antwort schuldig bleiben würde.
Hermann senkte seinen Blick, schob sich ein wenig vorwärts. Nun erst erspähte er Brutus’ Objekt der Begierde: In dem hohlen Stumpf saß ängstlich ein rostfarbenes Eichhörnchen und zitterte entsetzlich. Der Ausweg war ihm durch Brutus versperrt, der wiederum nicht den Mut fand, in den Hohlraum vorzudringen. So saßen beide nur wenige Handbreit voneinander entfernt und schauten sich an. Hermann bezweifelte, daß der Hund dem Hörnchen etwas zuleide tun würde, sollte er es erwischen; dennoch griff er ihn schließlich am Halsband, und die beiden machten sich auf den Heimweg.

Auf jeden Fall würde Hermann am morgigen Tag wieder in den sommerlichen Wald gehen, vielleicht kam diese Frau ja wieder. Vielleicht zeigte sie ihm erneut ihre hübschen Beine, vielleicht noch etwas mehr … Hoffentlich war ihr Fuß nicht ernsthaft verletzt.

Kapitel XVII

Bernd starrte aus dem Fenster, zählte die Wolken tief unter sich, erhob sich von seinem Sitz, kletterte über Lothars Knie in den Mittelgang und begab sich zur Toilette. Er verspürte keinen Drang, aber mindestens einmal pro Stunde stand er auf, um ein paar Schritte zu laufen. Hierbei bot sich die Toilette an. Überall sonst würde er den Stewardessen nur im Wege stehen. Bei seinem Gang durch den Flugzeugrumpf blieb er an der dicken Tür stehen und blickte durch die Scheibe. Auf die Sicherheit der Konstrukteure vertrauend schob er sich ganz nah an die Flugzeugwand heran und guckte auf den Dschungel tief unter sich, der zwischen den mittlerweile dichter werdenden Wolken hindurchschimmerte. Sie überflogen gerade den undurchdringlichen Regenwald von Birma, der von hier oben aussah wie ein grüner Teppich mit hellen Flicken. Nun, viel war nicht zu erkennen aus zehn Kilometern Höhe. Ein paar Straßen, ein Dorf - eine riesige Gewitterwolke versperrte ihm die Sicht - dort zwei Flüsse, die sich schäumend vereinten, um sich als breiter Strom ihren weiteren Weg zu bahnen. Im Norden stieg Rauch auf, dünner feuchter Rauch, eine Brandrodung vermutlich, Bernd wußte es nicht.
Wieder neben Lothar auf seinem Platz, kehrte der Auftrag zu ihm zurück. Bis zur Zwischenlandung in Bangkok war es noch über eine Stunde, er schloß die Augen, lauschte dem ruhigen, dem einschläfernden Brummen der Triebwerke der DC 11.

Eilig, beinahe überstürzt hatten sie sich zu der Reise entschlossen, nur ein paar Sommerhemden eingepackt. Als gewöhnliche Touristen wollten sie sich ihrem Zielobjekt nähern, unauffällig, entspannt, harmlos. Harmlos allerdings waren sie nicht; vor allem nicht Bernd Roth.

Gleich zu Beginn seiner Beamtenlaufbahn bei der Wiesbadener Kripo erhielt er eine Einladung von der GSG 9, jener Spezialtruppe, die im Jahre 1972 nach dem desaströsen Befreiungsversuch der israelischen Sportler bei den Olympischen Spielen in München gegründet wurde und dringend verläßliche Leute suchte. Er zog deren Aufmerksamkeit auf sich, weil er als junger Mann neben seiner Aufgeschlossenheit im Beruf Qualitäten zeigte, die man bei jener **G**renz**S**chutz**G**ruppe 9 schätzte. Hinzu kam sein sportlicher Erfolg in der Polizeiboxstaffel, wo er es bis zum Vize-Europameister brachte. Bei der GSG 9 waren körperliche Fähigkeiten ebenso gefragt wie Nervenstärke, große Besonnenheit und Kaltblütigkeit. Bernd vereinigte alle Komponenten in sich. Aber nach 10 Jahren Zugehörigkeit und der Beteiligung an der erfolgreichen Befreiung der Passagiermaschine „Landshut“ im somalischen Mogadischu war für

ihn Schluß. Er kehrte zum normalen Polizeidienst eines Bundeskriminalamtes zurück. Geblieben waren Erinnerungen an die harte Ausbildung unter Oberstleutnant Wegener, der von seinen Schützlingen nichts abverlangte, was er nicht selbst auszuführen imstande war. Letztendlich war es eine schöne Zeit gewesen. Voll des Kampfes, des Erlebens, des Trainings. Während seiner Einsätze bei der Kripo hatte es ihm einige Male das Leben gerettet, weil er diese Reflexe besaß, diesen kühlen Kampfeswillen, ohne dabei die Übersicht zu verlieren.
Vor seiner kürzlich erfolgten Reaktivierung befand sich Bernd zwar bereits einige Zeit in Pension, hatte wohl ein bißchen von seiner einstigen Beweglichkeit eingebüßt. Aber eines war ihm geblieben: Den Überblick in einer brenzligen Situation nicht zu verlieren, wie er es zuletzt bei der Verteidigung seines und Hermanns Leben erfolgreich unter Beweis stellen mußte.
Außerdem verspürte Bernd keinerlei Scheu, sich in einer fremden Umgebung zurechtfinden zu müssen, sich in einer fremden Sprache zu artikulieren. Er sprach gut englisch, etwas russisch und verstand einige Brocken arabisch, hilfreiche Überbleibsel aus seiner GSG 9 Zeit.

Die Stadt Nasau ausfindig zu machen, gestaltete sich weitaus schwieriger als sie zu Beginn glaubten. Auf den Fidschi-Inseln existierten nicht weniger als sechs Orte gleichen Namens, die auf dem gesamten Archipel verstreut lagen. Die gesuchte Stadt befand sich auf der großen Nordinsel *Vanua Levu*, in einer Bucht am Pazifik gelegen, und der Weg dorthin würde sicher kein Spaziergang werden.
Bangkok war nur eine Zwischenstation, zwei Stunden später schon ging die Reise weiter nach Sydney, von wo aus sie die vorletzte Teilstrecke in Angriff nahmen: Den Flug nach Suva, der Hauptstadt der Fidschi-Inseln. Danach ging es mit dem Boot weiter.
Bernd wurde aus seinen Träumen gerissen, als Lothar ihn anstieß, und die freundliche Stimme einer Stewardeß zum Anschnallen für die bevorstehende Landung aufrief. Der Rumpf hatte hart zu rütteln begonnen, während der Kapitän den Sinkflug einleitete. Deutlich war die Verlangsamung zu spüren, beinahe so, als träte der Pilot auf die Bremsen.
Das Rütteln nahm zu, die Maschine tauchte ein in das turbulente Wolkenreich der Tropen, die Sicht war gleich Null. Nebelfetzen rasten an den Seitenfenstern vorüber, streichelten die glatte silberne Haut des Flugzeuges – eine Waschstraße der besonderen Art in mehreren Kilometern Höhe. Mit einemmal riß die Wolkendecke auf, die DC 11

streckte ihren gewaltigen Bauch dem Erdboden entgegen, der Landebahn, die gänzlich im Schatten lag. Wenig später, und nach einigen abrupten Manövern der Crew, setzte der Jet holprig auf der Piste auf.
Inmitten der Landegeräusche verspürten die Passagiere mehrere laute Schläge. Auf der linken Seite waren zwei Reifen geplatzt, was zur Folge hatte, daß die DC 11 schlingerte, ausbrach und mit großer Geschwindigkeit auf das Terminal zuraste.

***

Hoch stand die Mittagssonne am azurblauen tropischen Himmel, warf nur einen kurzen Schatten auf den weißen Strand, der sich meilenweit erstreckte und in der Ferne mit dem Horizont verschmolz. Scharf war dieser Schatten geschnitten, scharf und präzise, wofür der Ostwind verantwortlich war, der seit ein paar Tagen über die Inseln wehte und die unangenehm feuchte Luft aufs Meer hinaus trieb.
Langsam wanderte jener kurze Schatten an der Küstenlinie entlang, vermittelte dem Betrachter ein Zerrbild, bestehend aus viel zu breiten Füßen, kurzen Beinen und einem Rumpf, der höchstens dreißig Zentimeter maß. Das dunkle Oval am oberen Ende des Schattengebildes war nicht einzuordnen. Als liefe hier ein Zwerg spazieren. Ein Zwerg allerdings war der Mensch nicht, der diesen Schatten verursachte.
Den breiten Hut tief in die Stirn gedrückt, stapfte Grabow barfuß durch den warmen, in Tausenden von Jahren pulverfein zerriebenen Korallensand. Er blieb eine Weile stehen, schaute auf die Brandung, die sich, kaum einen halben Meter hoch, am Strand brach, und hoffte, in der Ferne Australien zu erspähen. Aber Australien war weit.
Lange hielt es ihn nicht an dem idyllischen Ort. Auch schien es, als bemerkte er die Palmen nicht, die hier ständig präsent waren, wohin man auch ging. Sehnsuchtsvoll zeigten ihre Blattkronen aufs Meer hinaus, wo es hell war, wo es feucht war. Hie und da lag eine grüne Kokosnuß im Sand, reglos, einer etwas zukleingeratenen Schildkröte bei der Eiablage nicht unähnlich.
Getrieben von einer inneren Unruhe lief Grabow zurück zur Hotelanlage, machte es sich auf seinem Liegestuhl bequem, ließ sich eines jener kühlen bunten Getränkegläser bringen und versuchte sich zu entspannen. Denn so trocken wie heute war die Luft hier auf der Insel nicht oft.

Seit mehreren Wochen befand er sich auf der nördlichen Insel Vanua Levu, des zweitgrößten Eilandes des Fidschi-Archipels, quasi am Ende der Welt. Aber sicher fühlte er sich deswegen nicht. Seit seiner Ankunft

bestand seine Hauptbeschäftigung darin, Menschen zu beobachten. Nicht zu ethnologischen Studienzwecken, nein. Vielmehr vermutete er in jeder Person, die neu in sein Gesichtsfeld trat, sei es Mann, Frau oder Kind, einen heimlichen Beobachter, einen Verfolger. Selbst streunende Hunde blieben von seinem Mißtrauen nicht verschont.
Dabei konnte er sich absolut sicher sein, daß auf diesem Planeten wirklich niemand wußte, wo er sich aufhielt. Sofort als es brenzlig für ihn wurde, als die Todespost unterwegs war und Bernd Roth sich an seine Fersen zu heften begann, war Grabow untergetaucht. Den Flug, ein einfacher, ohne das obligatorische Rückflugticket, hatte er bar bezahlt, zudem reiste er unter falschem Namen und falscher Nationalität; die Anfertigung des Reisepasses hatte ihn eine hübsche Stange Geld gekostet. Ein Oberlippenbart veränderte sein Äußeres zusätzlich. Seine drei Mobiltelefone waren zwar stets betriebsbereit, blieben jedoch ausgeschaltet, aus Sicherheitsgründen. Mobiltelefone konnte man orten, das mußte er vermeiden. Bevor er sich auf neue Ziele konzentrierte, sollte Gras über die blutige Angelegenheit wachsen. Ziemlich hohes Gras. Grabow rechnete mit etwa einem halben Jahr, danach wollte er sich endgültig nach Südamerika orientieren. Wohlhabende Menschen waren überall willkommen, und dort in besonderem Maße.

Einfach war es für Grabow nicht, sich hier in der Abgeschiedenheit dieses Inselparadieses die Zeit zu vertreiben. Nach Ansicht des einheimischen Hotelmanagers hieß er Olof Lundberg, war Schwede und befand sich im Urlaub. Um diesen Eindruck zu untermauern marschierte er täglich am Strand entlang, ließ sich den Wind um die Nase wehen und kippte literweise Longdrinks in sich hinein. Den Kontakt zu anderen Urlaubern vermied Grabow, blieb den abendlichen Veranstaltungen fern, wie er es überhaupt vorzog alleine zu sein. Es wäre sicher mehr als peinlich gewesen, hätte ein Skandinavier ihn angesprochen, um festzustellen, daß er der schwedischen Sprache gar nicht mächtig war. Ja, daß er kein Wort schwedisch verstand! Auf den Fidschi-Inseln, die zusammen genommen fast so groß sind wie das Bundesland Hessen, wurde neben *Fidschi* hauptsächlich englisch gesprochen, die Touristensprache schlechthin. Auch da beschränkte er sich auf das Allernötigste.
Selbst wenn er mit dem Bus die 30 Kilometer vom Hotel nach Nasau hinüber fuhr, um sich bei der dortigen Bank mit Nachschub zu versorgen, sprach Grabow wenig. Dem einheimischen Bankvorsteher täuschte er sehr erfolgreich eine unangenehme Behinderung vor, die ihm das Sprechen erschwerte. Auf die Fragen des Angestellten antwortete er

knapp, und nur selten entschlüpfte ihm ein Wort über das Wetter oder die Schönheiten der Insel. Oft schrieb er auf ein Blatt Papier was er wünschte und vernichtete es anschließend sofort.
Sein stattliches Konto befand sich bei der Zentralbank in der Hauptstadt Suva auf der Südinsel, knapp 200 Kilometer Luftlinie entfernt; eine halbe Weltreise, zurückzulegen mit Bus und Boot. Zur Bank nach Nasau, dieser relativ unbedeutenden Kleinstadt, am östlichen Zipfel der langgestreckten Nordinsel gelegen, ließ er sich nur so viel Geld schicken, wie er zum Leben hier benötigte. Der Kassierer jener winzigen Zweigstelle hatte nicht die leiseste Ahnung vom immensen Reichtum dieses schweigsamen, introvertierten Menschen, den er höchstens einmal pro Woche zu Gesicht bekam. Grabow konnte das nur recht sein.

Der hünenhafte Mann sog den süßsauren Saft durch einen goldgelben Strohhalm, lehnte sich zurück und blickte hinauf in den Südseehimmel. Der Wind hatte gedreht, wehte nun vom Pazifik herüber, schob erste weiße Wölkchen vor sich her, noch ziemlich hoch, kündigte so eine bevorstehende Wetteränderung an. Grabow zählte die Wolken.

***

Der Jet torkelte in der Luft wie ein welkes Blatt in einem rasch dahin fließenden steinigen Bach. Sorgen und Unruhe unter den Passagieren hatten durchaus ihre Berechtigung. Seitdem die australische Boing 727 vor 1 1/2 Stunden in Sydney mit dem Ziel Suva, Fidschi, abgehoben hatte, war es den Reisenden nicht vergönnt gewesen, ihre Sicherheitsgurte auch nur für einen Moment zu lösen. Dazu wurden aus Gründen der Sicherheit weder Speisen noch Getränke gereicht. Die Verkehrsmaschine flog ausgesprochen tief über dem aufgewühlten Meer, die Inhaber der Fensterplätze sahen die Schaumkronen der hohen Wellenkämme wachsen und sich auflösen. Weiter oben türmten sich Wolkenberge auf, nichts Gutes verheißend, dort erwiesen sich die Luftmassen um ein Vielfaches turbulenter, was die Piloten in weiser Voraussicht nach unten gezwungen hatte. Aber auch hier gelang es ihnen kaum, den Jet im Griff zu halten.
Die unglaublichen Windgewalten in jeder körperlichen und strukturellen Faser spürend, wollten sie ursprünglich nach Sydney oder Brisbane umkehren, aber der Gegenwind wäre zu heftig gewesen. Der Monsun zeigte sich von seiner unangenehmsten Seite, zudem setzte er dieses Jahr ein paar Wochen zu früh ein.

Als weitere Ausweichmöglichkeit kam Wellington, Neuseeland, in Frage, aber das verwarf der erfahrene Flugzeugführer schnell. Erstens hätte ihn der starke Seitenwind weit vom Kurs abgebracht, zweitens war der nicht vollbesetzte und somit nicht voll betankte Düsenjet derart leicht, daß er den Windgeschwindigkeiten von über 120 km/h bei einer Landung nicht zu trotzen imstande gewesen wäre.
Letztendlich entschloß sich der Kapitän für eine unplanmäßige Zwischenlandung auf Neu-Kaledonien. Aber der Flughafen der Hauptstadt Nouméa war wegen des Sturms gesperrt. In Bourail, einer Stadt an der Westküste, war die Piste für eine Boing 727 jedoch etwas zu kurz, wie er über Funk erfahren mußte. Ebenso weiter nordwestlich in Koné. Ergo blieb dem Manne nichts weiter übrig als zu versuchen, die Fidschis doch noch zu erreichen. Gerade hatte er den neuen Kurs eingeschlagen, als ein heftiger Windstoß das Seitenruder so stark beschädigte, daß die Maschine annähernd manövrierunfähig wurde.
Weit im Norden die Neukaledonische Küste schon in Sicht, vor sich den offenen Pazifik, versuchte der Pilot, den schwankenden Jet zur Küste hin zu steuern. Dies mußte er alleine mit den Triebwerken vollbringen, weil das Seitenruder seinen Befehlen nicht mehr gehorchte und selbst flache Kurven in dieser geringen Höhe über Wasser lebensgefährlich waren. Sein Co-Pilot redete mit dem Flughafen Bourail, gab pausenlos Situationsberichte durch, versuchte verzweifelt, den Ort des wahrscheinlich in Kürze erfolgenden Niedergangs zu bestimmen. Zwischen Flugzeug und Meeresoberfläche befanden sich nurmehr weniger als zehn Meter.
Inmitten der verängstigten Passagiere saßen Bernd und Lothar, bereiteten sich auf eine Notwasserung vor, hielten ihre Unterarme vors Gesicht, und den Oberkörper weit nach vorne gelegt, erwarteten sie den Aufschlag.

Der gesamte Flug stand bisher unter keinem guten Stern. Schon die erste Landung in Bangkok erwies sich als pures Glücksspiel, das die Maschine, und mit ihr die Insassen, allein durch einen gekonnten Hasardeurritt des Kapitäns nur leicht lädiert überstand. Beim Aufsetzen waren links zwei Fahrwerkreifen geplatzt, die Maschine war nach links ausgebrochen, über die Grünanlagen hinweg geschossen und auf das Terminal zugerast, dabei erfaßte das defekte Fahrgestell eines jener gelben Geleitfahrzeuge, die am Rande des Rollfeldes parkten, und riß es in der Mitte durch. Geistesgegenwärtig setzte der Pilot das linke Treibwerk unter Vollast, was die Maschine wieder einigermaßen auf die Landebahn zurück brachte, bevor er schließlich die Schubumkehr

einschalten konnte. Alles dies geschah jeweils mit mehreren Sekunden Verzögerung, in denen der Jet große Strecken zurücklegte.
Die Passagiere waren der DC 11 nach diesem gehörigen Schrecken ziemlich weit außerhalb auf dem Gelände des Internationalen Flughafens von Bangkok entstiegen, aber unverletzt. Dennoch startete die Anschlußmaschine nach Sydney beinahe pünktlich. Während des Fluges über den trockenen Kontinent fiel jedoch eines der Treibwerke des Airbusses aus, sodaß sich die Reisezeit um mehr als eine Stunde verlängerte. Die Landung in der australischen Küstenstadt verlief ohne große Probleme. Und nun das!

Bernd dachte an zu Hause, an seine kürzlich verstorbene Frau Sabine, an seine Freunde. Auch an Grabow, den er beinahe schon greifen konnte; verglichen mit der bereits zurück gelegten Strecke um die halbe Welt befanden sie sich wirklich dicht davor, obwohl es bis zu ihrem Zielpunkt Nasau noch mehr als tausend Kilometer waren.
Neben ihm beschäftigte sich Lothar mit dem wichtigen Gedanken, aus einem Flugzeug zu entkommen, das im Wasser lag. Sein Augenmerk war auf die Türen hinter ihnen gerichtet, auf die Mechanik des Beckengurtes, auf den Gebrauch der Schwimmweste, über deren korrekte Benutzung eine völlig aufgelöste Stewardeß noch ein paar sinnlose Worte verlor, die leider weitestgehend in dem Wirrwarr von verhaltenen Stimmen untergingen. Angst verspürte Lothar keine. Vielmehr erlebte er diese prekäre Situation, als sähe er einen spannenden Film, war mehr Beobachter als Teilnehmer. Nur die Gegenwart Bernds an seiner Seite erinnerte ihn daran, hier eine reale Notlage zu erleben.
„Wir müssen versuchen, so schnell es geht eine der Türen zu erreichen.“
Leise, beherrscht kamen diese Worte aus Lothars Mund, und er drehte seinen Kopf, um zu sehen, ob Bernd verstanden hatte.
„Das heißt, wir müssen uns nach hinten orientieren, dort sind die nächsten Ausgänge“, lautete dessen ebenso ruhige Antwort.

Das Warten in dieser gebückten Haltung war nervenaufreibend. Der Blick aus dem Fenster blieb ihnen versagt, die Notlandeposition verhinderte dies. Noch war es auffallend still im Flugzeug. Vielleicht ahnten die Menschen, daß eine Notwasserung kein Absturz war, sondern eine relativ kontrollierte Außenlandung; wenn sie denn kontrolliert vonstatten ging.
Unglaublich träge schwebte die Boing über den Wellen, zuweilen berührten die Schaumkronen den Rumpf, der Kapitän jedoch wollte so nahe wie nur irgend möglich an die Küste heran fliegen, bevor er sich endgültig geschlagen und die Maschine den Wellen preisgab.

Da verspürten die etwa 100 Passagiere einen harten Schlag. Das Heck hatte Wasserberührung bekommen, die Maschine kippte nach vorn, wenige Augenblicke später setzte sie klatschend auf der Meeresoberfläche auf. Turmhoch spritzte die Gischt. Innerhalb weniger Sekunden wurde der Jet von annähernd 300 km/h auf Null abgebremst. Das hielt der Rumpf nicht aus. Die rechte Tragfläche riß zur Hälfte ab, die Maschine drehte nach links, vollführte eine Kehrtwendung und rutsche rückwärts über das Wasser, als wäre es fester Untergrund. Noch. Kurz darauf kam sie zur Ruhe und begann, langsam ins Meer einzutauchen. Auf der Seite, wo der Flügel abgebrochen war, zeigte sich ein Riß im Rumpf, groß genug, einen Menschen hindurch steigen zu lassen, und an jener Stelle lief etwas Wasser ins Innere. Augenblicklich setzte eine Hektik ein.
Das Flugpersonal, für derartige Notfälle zwar geschult und in der Theorie alles hunderte Male geübt, war nicht in der Lage, unter den Passagieren auch nur die kleinste Ordnung herzustellen. Zu sehr war jeder mit dem eigenen Überleben beschäftigt.
Noch bevor der Jet ganz zum Stillstand gekommen war, standen Bernd und Lothar im Gang, zielstrebig die Türen ansteuernd. Der Rumpf begann zu sinken. Langsam, aber stetig. Als die Passagiere, die weiter von den Türen entfernt standen, dies bemerkten, brach Panik aus. Nun drängte alles in blinder Hast zu den Ausgängen hin. Zwar hatten sich die Türen durch einen automatischen Vorgang geöffnet, für die geballte, ungeduldig vorwärtsdrängende Masse aber waren sie zu eng. Darüber hinaus ließen sie das einströmende Meerwasser ungehindert passieren.

***

Warm schien die Sonne auf den bleichen Arm der jungen Frau, die an diesem Vormittag in ihrer dünnen Bluse inmitten des Waldes auf der Bank saß, eine Zigarette rauchend, den Kopf in den Nacken gelegt. Sie traf sich heute bereits zum wiederholten Male mit Hermann, der sich magisch von ihr angezogen fühlte. Es war ihr sogar gelungen, mit Brutus Freundschaft zu schließen, mit diesem wilden Ungetüm von Hund, dessen kalte feuchte Nase vor nichts und niemandem haltmachte.
Ihre anfängliche Furcht vor jener Kreatur war einer nicht zu erwartenden Vertrautheit gewichen, die sie zuvor kaum für möglich gehalten hatte. Es war überhaupt nicht gefährlich den Hund anzufassen. Wenn er spielerisch mit seinen Zähnen ihre Hand packte, tat er dies so behutsam, daß sie niemals auch nur den Anflug von Angst verspürte. Selbst wenn

sie mit Brutus ein paar Minuten alleine war, genoß sie den starken Beschützerinstinkt des Tieres, das die Frau längst als vollwertiges Mitglied im *bescheidenen Rudel* aufgenommen hatte.

Erstaunlicherweise mußte sie am heutigen Tag auf Hermann warten. Bei den vorangegangenen Treffen war stets er es gewesen, der als erster erschienen war. Nadja blickte auf die Uhr, es war gegen 9 Uhr 30, sie hatte keine Eile. Ihr Haar war seit dem Winter gewachsen, verlieh ihr mehr Weiblichkeit. Mit voller Absicht trug sie heute die durchsichtige ärmellose Bluse, dazu den engen Rock mit dem gewagten Schlitz an der Seite, Sandalen mit halbhohen Absätzen. Die Wucht ihres Parfums degradierte alle Blütendüfte im gesamten Umkreis zu Statisten; Nadja wollte Hermann betören. Vielleicht gestattete sie ihm sogar, seine Hand auf ihr Bein zu legen, man würde sehen.

In ihren Augenwinkeln bemerkte sie die Bewegung, ein grauer Schatten, der sich näherte. Danach vernahm sie scharfes Kratzen von Nägeln, oder besser: Von Klauen. Es waren die weichen Pfoten von Brutus, die den Waldweg entlang trabten und mit ihren Krallen kleine Steinchen herumwirbelten. Ihn störten die oft faustgroßen Felsstückchen nicht, wenn es darum ging einen Freund zu begrüßen. Genauer, eine Freundin. Schon stand der Wolfshund neben Nadja, leckte ihre Knie, preßte seinen Kopf gegen ihre Hand und verlangte seine Begrüßungsstreicheleinheiten. Sie tat ihm den Gefallen.

In einer Entfernung von etwa 10 Metern hielt Hermann inne. Die Frau auf der Bank erinnerte ihn plötzlich … an die griechische Göttin der Liebe, an die strahlende Aphrodite. Ihr langes Haar schimmerte im Sonnenglanz, ihre elfenbeinerne Haut vermittelte diese göttliche Reinheit und Unberührtheit, hemmungslose Erotik signalisierten ihre nackten Beine. Hermann stand wie angewurzelt. Erst allmählich löste sich seine Starre, zögernd schritt er weiter, schwebte auf die junge Frau zu, begrüßte sie mit einem zärtlichen Handkuß. Nadja erwiderte diese Vertrautheit mit einem Küßchen auf seine Wange, was ihn mit Stolz erfüllte, und mit Männlichkeit. Sekundenlang saßen sie schweigend nebeneinander, berührten einander nur mit Blicken, lauschten dem Atem des anderen.

„Habe meinen Vater früh verloren“, hatte sie Hermann geantwortet, als der am vorherigen Tag wie beiläufig den bestehenden Altersunterschied der beiden andeutete, „war ein lieber Mensch. Du erinnerst mich so sehr an ihn. Er fehlt mir.“

Hermann hatte geschwiegen, denn väterliche Gefühle waren es nun nicht gerade, die ihn zu Nadja hinzogen. Im Gegenteil. Dies wollte er ihr

allerdings jetzt noch nicht gestehen.

Seit über 30 Jahren war er nun bereits mit Vera verheiratet, und glücklich verheiratet, wie er sich immer wieder selbst versicherte. Sie liebten sich innig, waren zuweilen noch verspielt wie Kinder, auch im Schlafzimmer. Nadja aber besaß einen so aufregenden Körper, daß Hermann manchmal alles andere vergaß und seinen Blick nicht von ihren nackten Beinen lösen wollte. Was sie wiederum zu genießen schien.
In einem Reisebüro arbeitete sie, wie sie ihm erzählt hatte, ihr Dienst begann aber erst mittags. Dies war der Grund, warum sie morgens für ihn Zeit hatte; sie hatten sich bisher immer nur am Morgen getroffen. Auch ihr erstes Zusammentreffen fand am Vormittag statt. Das paßte großartig in Hermanns Konzept, war er doch für die morgendlichen Spaziergänge mit dem Irischen Wolfshund verantwortlich. Nachmittags ging Vera mit Brutus, oder sie gingen gemeinsam.

Die Sonne stieg auf ihrer Bahn empor, die Wärme veranlaßte Nadja, ihren Rock etwas in die Höhe zu schieben, was in ihrem Gesicht ein leichtes Erröten auslöste.
„Stört dich doch nicht, Hermann?“ fragte sie, versuchte dabei so selbstverständlich wie nur möglich auszusehen, und wie gewöhnlich wurde das ***H*** zum ***CH***.
Hermann schluckte. Nein, nein, das störte ihn in keiner Weise. Aufmerksam verfolgten seine Augen diese nicht enden wollenden Beine.
„Fühl dich wie zu Hause“, kam es ein wenig heiser aus seiner Kehle. Insgeheim hoffte er, Nadja trüge diesen albernen Rock gar nicht. Dieses winzige, kaum sichtbare Etwas, das mehr offenbarte als es verhüllte.
Ohne Vorwarnung stand die Frau auf, nahm einen verrottenden Stock in die Hand und warf ihn ins Gestrüpp. Was zur Folge hatte, daß Brutus wie der Blitz hinterher jagte, dabei einen Specht aufscheuchte, ihn veranlaßte, eiligst und mit hellem Meckern die Flucht zu ergreifen. Kurz darauf - Nadja stand noch auf dem steinernen Weg - war der Hund wieder zur Stelle, die Frau erneut am Zuge. Wieder flog der Stock hinter die Büsche. Diesmal blieb er an einem dichten Zweig hängen, etwas hoch, unerreichbar für Brutus. Nadja wartete, beobachtet von ihrem Verehrer auf der Bank. Hermann schaute sich ihre schlanken Fesseln genauestens an, ihre sportlichen Waden, und schloß daraus auf andere, ihrer Weiblichkeit noch enger verbundene Attribute.
Der Stock hatte sich selbst befreit, war zu Boden gefallen, direkt in Brutus’ Maul. Nach einigen weiteren Würfen begann Nadja nervös an ihrem Rock zu zerren, ihn noch weiter nach oben zu schieben.

„Stört mich beim Laufen, Rock“, sagte sie entschuldigend, als sie erneut Brutus hinterher rannte.
„Zieh ihn … doch aus!“ sagte Hermann, wohl wissend, daß sie diesem als Scherz gemeinten Vorschlag keine Beachtung schenken würde.
Nadja sah sich um, weit und breit war keine Menschenseele zu erspähen. Mit zwei Schritten war sie an die Bank getreten, und mit einem Handgriff entledigte sie sich des störenden Umhangs. Entgeistert starrte Hermann auf das halbnackte Wesen neben sich. Nur noch mit Schlüpfer, Sandalen und Bluse bekleidet stand Nadja schon wieder zum Wurf bereit, holte aus und schleuderte den Stock weit in den Wald hinein. Dabei hob sie jedes Mal ihr linkes Bein an, Hermann tat sich gütlich an dem unverhofften Anblick.
Ihr verletzter Fuß, dachte er mit Blick auf ihren linken Knöchel, hat sich erstaunlich rasch erholt. Er ließ sich ihr zweites Treffen, das am Tag nach ihrer Verletzung erfolgt war, durch den Kopf gehen, erinnerte sich aber nicht daran, daß Nadja gehinkt hätte. Aufrecht, mit leuchtenden Augen, auf kerzengeraden und gesunden Beinen war sie ihm entgegengelaufen. Da hatte die Genesung seiner eigenen Verstauchung im November schon erheblich länger gedauert. Auch hatte sie die schmerzhafte Verstauchung mit keinem Wort mehr erwähnt, und er hatte vergessen, sie danach zu fragen - er dachte an ganz andere Dinge.
„Stört dich doch nicht, wenn ich so…so… halbnackt herumlaufe, oder?“ fragte sie und setzte sich neben ihn. „Ist so viel angenehmer. Wenn jemand kommt, ziehe ich mich schnell wieder an.“
Wie sie das Wort *chalbnackt* hauchte, in ihrem slawischen Akzent, so voller selbstverständlicher, natürlicher, ungezwungener Erotik, das brachte Hermanns Blut ins Wallen. Wie zufällig legte er seine Hand auf ihren Oberschenkel, Nadja ließ ihn gewähren. Wie gerne hätte er in diesem Augenblick ihre restliche Kleidung abgelegt und sich an der jungen Frau ergötzt. Wie gerne wäre er jetzt mir ihr an irgendeinem Ort, weniger exponiert, etwas intimer. Er könnte ihren Knöchel massieren oder was sie ihm sonst noch darbot.
„Wie geht es deinem Knöchel?“ fragte er.
Der Blick, den sie ihm schenkte, drückte Unverständnis aus, ein wenig Ratlosigkeit, als hätte er ihr ein geheimnisvolles Rätsel aufgegeben. Sie lächelte nur.
„Dein Knöchel! Du hast dir doch vor wenigen Tagen den Fuß verstaucht.“
Jetzt erst verstand Nadja. Sie überlegte ein Weilchen, während sie ihre Hand auf Hermanns Bein legte.

„Alles wieder Okay. War nicht so schlimm.“
Hermann nahm dies kaum mehr wahr, er stand unter Strom. Ihre Hand auf seinem Bein, das war zu viel, eine prickelnde Unruhe bemächtigte sich seiner. Er unternahm den schüchternen Versuch, sie auf die Wange zu küssen, auch diesmal wies Nadja ihn nicht zurück
„Mußt mich einmal besuchen, Hermann“, unterbrach sie sein sanftes Drängen abrupt. „Bald. Werden es uns gemütlich machen, bei mir.“
Dabei schenkte sie ihm ein verführerisches Lächeln, griff sich ihren kurzen Rock, und im Handumdrehen stand sie wieder bekleidet vor ihm.
„Ich muß gehen, Hermann.“
Ein wenig brüskiert saß der Mann auf der warmen Holzbank, starrte verständnislos auf Nadja, nickte dennoch zustimmend. Das war eben die Jugend, man mußte Toleranz zeigen, er versuchte es. Die junge Frau schickte einen kurzen Blick den Weg entlang in Richtung Parkplatz, nestelte nervös an den Knöpfen ihrer Bluse.
„Muß ein paar Tage … wegfahren, Hermann. Nicht lange. Nächste Woche bin ich wieder da. Wir treffen uns … hier. Freitag. Ich werde dich treffen. Tschüs.“
Sie gab Hermann einen sanften Kuß auf die Lippen und ließ ihn auf der Bank zurück. Brutus stierte der Frau ungläubig hinterdrein, den morschen Stock mit seinen Zähnen haltend.

Noch keine Minute war Nadja verschwunden, da tauchte sie wieder auf und rief Hermann zum Parkplatz herüber. Der erhob sich sofort, lief hinüber und sah die junge Frau vor ihrem alten Golf stehen, die Hände in den Hüften. Der linke Hinterreifen war ziemlich platt.
„Mist!“ rief sie ungehalten.
„Das ist doch kein Beinbruch“, sagte Hermann und öffnete den Kofferraum.
In kurzer Zeit hatte er den Wagen mit dem Wagenheber hochgebockt, schon hielt er den langen, an einem Ende gebogenen Schraubenschlüssel in Händen, um die festsitzenden Schrauben zu lösen. Es war ein wuchtiges Werkzeug, die Schrauben widerstanden ihm nicht, und nach wenigen Minuten hatte Hermann das Rad gewechselt, den defekten Reifen in den Kofferraum gelegt, Nadja stand daneben; nun hielt sie den Schraubenschlüssel in Händen, ein wenig unsicher.
Dieses Bild erschien Hermann auf eine sonderbare Weise vertraut. Ein Déjà vu der selteneren Art überkam ihn. Diese Situation eben hatte er schon einmal erlebt, vor einiger Zeit, er rätselte fieberhaft, wo das war. Im Urlaub? Auf einem Parkplatz nahe der Fußgängerzone? Diese Frau mit dem Schlüssel in Händen und den stechenden Augen. Es fiel ihm

nicht ein. Obwohl er unglaublich dicht davor war. Nadja legte den langen Schlüssel neben das platte Hinterrad und schloß die Heckklappe. Auch sie schien verwirrt zu sein, wie man an ihren fahrigen Bewegungen erkennen konnte.
„Danke!“
Mehr sagte sie nicht, gab Hermann noch einen Kuß auf die Stirn und stieg in den Wagen.
„Keine Ursache“, hauchte er dem abfahrenden Golf hinterher und wischte sich mit einem Taschentuch die schmutzigen Finger ab.
Brutus stand an seiner Seite, mit den blütenweißen Reißzähnen beharrlich den Stock zerkauend. Da spürte er Hermanns Hand auf seinem Rücken und dessen unverkennbare Heimwärtsbewegung. Diese Geste, mit der sein Herrchen täglich den Nachhauseweg einleitete, unterschied sich grundlegend von seinen anderen Gewohnheiten. Sie war kantig, entschlossen; duldete keinen Widerspruch. Brutus drehte seinen geschmeidigen Körper, lief artig die gewohnte Strecke zurück, gefolgt von einem nachdenklichen Hermann.

***

Als erster entdeckte Bernd den Riß im Rumpf, zeigte darauf, wenig später zwängten sich die beiden Freunde aus dem Wrack hinaus ins Freie und standen kurz danach auf der nur noch zur Hälfte vorhandenen Tragfläche. Andere taten es den beiden Beamten gleich, und so erfuhren die offiziellen Ausgänge eine geringfügige Entlastung. Die meisten jedoch strebten weiterhin den Türen zu.
Der Innenraum war bereits zu einem Viertel geflutet, als der untergehende Rumpf plötzlich Bodenberührung bekam. Die Korallensee war an diesem Punkt nicht sehr tief, das Wrack suchte sich eine stabile Lage und setzte sich gemächlich auf den kalkigen Grund. Die Mehrzahl der Passagiere, bereits bis zu den Knien im Wasser stehend, registrierte diesen unverhofften Aufenthalt nicht und drängte mit Macht zu den hellen, zu den rettenden Ausgängen hin. Ein junges Mädchen von 17 Jahren begann im vorderen Teil zu schreien, war nicht zu beruhigen und erdrosselte sich beinahe selber an seiner Schwimmweste. Der Co-Pilot eilte herbei, befreite das hilflose Opfer und schob es sachte zur Tür. Weitere Reisende kletterten durch den Riß auf die Tragfläche hinaus und erkannten, daß im Moment keine akute Gefahr drohte. Der Meeresgrund lag hier in der Tat nur wenige Meter unter dem Wasserspiegel.

Diese frohe Kunde breitete sich rasch aus, Panik war kaum mehr zu spüren, dennoch drängten alle unablässig zu den Öffnungen, stürzten sich in die windgepeitschten, aber warmen Fluten oder wurden gestoßen. Die Atmosphäre im Innern der verunglückten Maschine war niemandem geheuer. Das feste Land war zirka 500 Meter entfernt, der Pilot hatte seine Sache ausgezeichnet gemacht. Manch einer der Fluggäste schwamm beherzt auf die gewaltige Insel zu, und bald war der flache Grund erreicht. Von der Küste her näherten sich Fischerboote, spitze Segel waren zu sehen, melanesische Auslegerboote, es wurde gepaddelt und gerufen. Die Gestrandeten fühlten sich relativ sicher, trotz des scharfen Westwindes, der nach wie vor die Oberfläche aufwühlte.

Mit nassen Füßen auf dem Flügel stehend, wurde Bernd unvermittelt an das Busunglück des vergangenen Herbstes erinnert; nur Helligkeit und Temperatur, die ihn hier umgaben, unterschieden sich deutlich von jener ausweglosen Lage. Nun verdankte er Grabow indirekt schon das zweite unfreiwillige Bad. Zwar stand er noch auf trockenem Untergrund, aber lange würde das nicht mehr so bleiben.

Die Fischerboote näherten sich geschwind. Inzwischen waren alle Passagiere dem Rumpf entstiegen. Diejenigen, die keinen Platz mehr auf den Tragflächen fanden, kämpften im Wasser gegen den kräftigen Wind an, klammerten sich am Rumpf fest oder versuchten, den Booten entgegen zu schwimmen.

Alle vernahmen sie den erstickten Schrei! Unweit des Wracks reckte ein Mann seinen rechten Unterarm in die Höhe, versuchte mehrmals, einen imaginären Gegenstand zu ergreifen, fand natürlich keinen Halt und ging schließlich unter. Niemand in seiner Nähe reagierte auf sein verzweifeltes Gebaren, die meisten waren mit sich selbst beschäftigt, nur der Kapitän, der sich inzwischen dazugesellt hatte, erkannte die Gefahr. Ohne zu zögern stürzte er sich in die warme See, gefolgt von Bernd, und gemeinsam schwammen sie zu dem bereits untergetauchten Körper hinüber. Fast zeitgleich packten sie den Mann, rissen seinen Kopf über die Oberfläche und hielten ihn dort sicher. Der Mann war um die sechzig, zeigte kaum noch Bewegungsfähigkeit und wäre ohne fremde Hilfe sicherlich ertrunken. Bernd und der Kapitän schleppten das Opfer zur halben Tragfläche hinüber, wo es mit vereinten Kräften vieler helfender Arme gelang, den Mann hinaufzuziehen. Was zur Folge hatte, daß andere Passagiere ins Wasser mußten. Wenig später lag er erschöpft auf dem glänzenden Aluminium, hustete leise, und die beiden Retter umsorgten ihn. Offenbar war es nur ein Schwächeanfall gewesen, hervorgerufen

durch den Streß der Notwasserung, ansonsten fehlte ihm nichts, er erholte sich zusehends.
Trotz der bevorstehenden Rettung durch die vielen Boote lag noch immer eine gewisse Anspannung über den Gestrandeten, die dichtgedrängt auf den relativ schmalen Tragflächen standen. Es wurde verhalten diskutiert, fremde Menschen halfen sich gegenseitig über den Schock hinweg, trösteten sich, sprachen sich Mut zu. Bei einigen konnte man sogar so etwas wie Humor spüren, ausgelöst durch die Entspannung, die derartigen Ereignissen gewöhnlich folgte. Trotz der Wärme des Wassers froren manche Frauen entsetzlich. Verantwortlich dafür war, neben dem Streß, der starke Westwind, der beinahe aggressiv blies.

Einer plötzlichen Eingebung folgend, zwängte sich Lothar auf dem Flügel zwischen den Menschen hindurch, stieg zurück in den leeren Flugzeugrumpf, watete durchs mittlerweile hüfthohe Wasser und holte das Handgepäck der beiden aus dem Fach über den Sitzen. Nun verfügten sie wenigstens über ihre Papiere und ausreichend Bargeld; ihr Reisegepäck im Rumpf war allem Anschein nach verloren. Mit nassen Hosen gesellte er sich anschließend wieder zu Bernd, um geduldig die Ankunft der Fischerboote zu erwarten, dem stürmischen Pazifikwind zum Trotz.

Kapitel XVIII

Während der Rückfahrt hielt Grabow die kleine, prallgefüllte Ledertasche fest in Händen, preßte seine linke Wange gegen die schmutzige Scheibe, die seit Menschengedenken nicht gereinigt worden war - wenn überhaupt jemals ein Schwamm das zweifelhafte Vergnügen hatte, in Kontakt zu geraten mit jenem uralten Bus, dessen undefinierbare Farbe selbst für einen versierten Maler nicht zu entschlüsseln war - und wob in seinen Gedanken ein dichter werdendes Netz, mit dessen Hilfe es ihm gelingen sollte, etwas an Land zu ziehen, von dessen Existenz er bis vor kurzem selbst noch nichts ahnte.

Wie stets seit seiner Ankunft, so war Grabow auch an jenem Abend gleich nach dem Dinner unauffällig von seinem Platz verschwunden, um einen weiteren, wenig amüsanten Tag mit einem einsamen Strandspaziergang im Dunklen zu beschließen.
Ein flüchtiger Blick in die gemütliche, im rustikalen Holzstil des Landes konstruierte Bar, direkt nach seiner Rückkehr ins Hotel, veranlaßte ihn jedoch, mit seinen hiesigen Gewohnheiten zu brechen und spontan an der

Theke Platz zu nehmen. Die bemerkenswerte Reihe gefüllter Whiskyflaschen unterhalb des langen Spiegels hatte seine ungeteilte Aufmerksamkeit erregt. Dort standen verschiedene amerikanische Whiskeysorten, aus Kentucky und Tennessee, darunter einige berühmte Bourbon - Marken. Grabow liebte Whisky über alles. Allerdings war es der schottische, den er bevorzugte, und unter dessen Vielfalt schätzte er den berühmten Pure-Malt Whisky aus dem Glenn-Fiddich, aus dem *Tal des Hirsches*, mit seinem herben rauchigen Aroma, besonders.
Die ‚Blended' Sorten waren ihm zu mild, zu süß. Ein richtiger Scotch mußte zunächst auf der Zunge ein leichtes Brennen verursachen, sollte danach im Rachen sein fließendes Feuer entfachen und sich schließlich im Magen zur wärmenden Ruhe begeben. Whisky zu trinken war für Grabow eine Zeremonie, der des Teetrinkens vergleichbar. Dafür brauchte es Zeit und Entspannung; der soeben beendete Abendspaziergang hatte ihm beides beschert.
Grabow war alles andere als ein Romantiker. Zu Beginn hatten ihn die Sterne der Südsee aufgrund ihrer Klarheit etwas irritiert, aber schnell hatte er sich daran gewöhnt; seit kurzem verhinderte ohnehin die zunehmende Bewölkung einen Blick darauf. Hinzu kam bei wolkenverhangenem Nachthimmel diese beinahe greifbare, diese alles verschluckende Finsternis, die ihn zwang, seine allabendlichen Ausflüge drastisch zu verkürzen.
Daher saß Grabow an jenem Abend schon recht früh an der Theke, bestellte sich erst einen doppelten Scotch, danach einen zweiten, im Anschluß befahl er dem Barkeeper, die Flasche bei ihm stehen zu lassen. Genüßlich schlürfte er die goldgelbe Flüssigkeit, ließ nur ab und an ein Stückchen Eis ins Glas fallen und beobachtete die kleinen Kapriolen, die der Eiswürfel vollführte, bis auch er endlich, in Auflösung begriffen, am Rande des Glases zum Stillstand kam. Beide, Grabow und der Eiswürfel, hatten nun ihre Ruhe gefunden. Allerdings ließ Grabow dem Würfel keine Chance sich im Whisky ganz zu verflüchtigen. Lange vorher kippte er das alkoholische Getränk in seinen unersättlichen Schlund, wobei er jedes Mal genießerisch die Augen schloß; einem Frosch nicht unähnlich, der ein großes Insekt verschluckt.
Als er sie wieder auftat stand unweit seines Hockers eine braungebrannte einheimische Schönheit. Auffallend groß, das schwarze Haar fiel ihr bis zur Taille, die zierlichen Füße steckten in Sandalen mit dünnen hellen Riemchen, in derselben Farbe leuchtete ihr kurzer Rock; kurz genug, dem Betrachter zwei schlanke, wohlgeformte Beine zu präsentieren. Unverwandt richteten sich die Augen der Exotin auf den großen

ausländischen Mann an der Theke. Auch sie war Hotelgast, Grabow hatte sie mehrmals beim Dinner beobachtet.
Schwer zu sagen, ob es der exzessive Genuß des schottischen Importartikels war, die lange Einsamkeit oder schlichtweg die Gunst der Stunde, die Grabow veranlaßte, den Blick der jungen Frau zu erwidern und einladend auf den freien Hocker neben sich zu deuten. Sie antwortete zunächst mit einem vielsagenden Lächeln, schien unentschlossen, wandte sich ab, wollte wieder gehen, drehte sich um, näherte sich und nahm schließlich kurz entschlossen neben Grabow Platz.
Der überlegte fieberhaft, ob er es wagen durfte, sie auf englisch anzusprechen, und mußte sich eingestehen, daß auf jeden Fall *er* die Unterhaltung beginnen sollte.
„Wollen Sie einen Whisky?“ fragte er und gab dem Barkeeper ein Zeichen, ein zweites Glas herüber zu schieben.
Bereitwillig nahm sie es in Empfang, die Eiswürfel lehnte sie ab, Grabow schenkte gut ein. Auch sein eigenes Glas füllte er wie selbstverständlich nach. Sie ließen die Gläser klingen, tranken und stellten sie auf die blankpolierte Thekenplatte, auf der nach amerikanischem Vorbild mehrere Schälchen mit Cashewnüssen standen.
„Sie sind alleine hier“, fragte die Frau vorsichtig, „oder ist da eine … Gattin?“
Lächelnd verneinte Grabow. Sein geiler Blick tastete ihre Figur ab wie ein Scanner. Er selbst war zwar nicht der Schönsten einer, sein Haar wurde am Hinterkopf schon merklich schütter, und in dem unvermeidlichen Wettlauf mit Namen: *Welcher Körperteil ist der breiteste*? dürften wohl seine Hüften den Sieg davontragen. Aber Grabow besaß Geld!
Unter den zahlreichen Attraktionen auf diesem Erdball besitzt Geld noch immer unangefochten die besten Aussichten, die Spitze der Beliebtheitsskala zu behalten, dachte Grabow. Weit vor den fragwürdigen Eigenschaften *Schönheit* und *Charakter* oder der *Macht*, und was der unsinnigen Attribute mehr waren. Sein Geld gab ihm all dies zusammen: Selbstvertrauen, Macht, Charakter und damit auch Schönheit soviel er benötigte.
„Vielleicht bevorzugen Sie … Champagner“, flüsterte er weltmännisch, die Frau erstrahlte, und Rudolf Grabow gab ein erneutes Zeichen in Richtung Barkeeper.
Wenig später stand der französische Schaumwein vor ihnen, der Whisky wurde beiseite geschoben, die flachen Kelche vollgeschenkt, schon

prickelte das kalte Getränk auf beider Zungen.
Die Unterhaltung verlief gar nicht einsilbig, was wohl am Alkohol lag. So erfuhr Grabow, daß seine Bekanntschaft von den Philippinen stammte, sich Maria de la Rosa nannte, ihr Vater zahllose Teeplantagen besaß und sie sich um jene auf den Fidschis zu kümmern hatte, ihren Urlaub quasi mit beruflichen Interessen verknüpfte. Am Inhalt des Gesprächs war Grabow nicht interessiert, schenkte nur hie und da Champagner nach und wartete, bis die Wirkung so weit fortgeschritten war, daß er leichtes Spiel hatte. Aber mehr als einen flüchtigen Kuß ließ die Dame an jenem Abend nicht zu. Obwohl drei Flaschen Champagner geleert wurden.

Und jetzt war es feucht in diesem halbbesetzten Bus, die Temperatur trotz des Monsuns nur unwesentlich zurückgegangen, die Kleider klebten an den Leibern der Insassen, und jene dösten. Das Gesicht des Mannes lehnte noch immer an der schmutzigsten Scheibe der Welt, rutschte mit jeder Bodenwelle hoch und runter. Die Straße, die zuweilen diesen Namen wirklich nicht verdiente, war übersät mit Schlaglöchern, Schlammpfützen und kleinen Rinnsalen, die sich störrisch ihren Weg quer zur Fahrtrichtung suchten. Im Laufe der Fahrt wurde Grabows schweißnasse linke Gesichtshälfte in Farbe und Glanz der Scheibe immer ähnlicher.

Es war nicht weit von Nasau bis zu seinem Hotel, etwas weniger als 30 Kilometer, aber die schlechte Wegstrecke erlaubte es dem Fahrer oftmals nicht, schneller als 15 Stundenkilometer zu fahren, wollte er nicht einen Reifenschaden riskieren, oder Schlimmeres. Aber es passierte dennoch.
Ein Schlagloch von der Dimension eines mittleren Bombenkraters war zuviel für die altersschwache Vorderachse, knirschend gab sie nach. Vergeblich hatte der zierliche Wagenlenker noch versucht, dieses gewaltige Verkehrshindernis zu umfahren, aber der dichte Wald zu beiden Seiten der Wegstrecke verhinderte dies. Nun steckte das Gefährt schräg im Loch, die Antriebsräder am Heck befanden sich in luftiger Höhe und mühten sich vergeblich. Den Passagieren blieb nichts anderes übrig als auszusteigen und am Wegrand auf Hilfe zu warten.
Grabows geheimnisvolle kleine Ledertasche war gefüllt mit Dollarnoten, die er sich von der kleinen Bank in Nasau geholt hatte, weil er für die nächsten Tage für seine philippinische Eroberung dringend Bares benötigte. Ganz wohl war ihm nicht in seiner Haut, hier inmitten dieser Dschungelvegetation zu stehen, umringt von fremden Menschen, deren Sprache er nicht verstand; dazu das viele Geld. Seine unruhigen Augen suchten in den Gesichtern der Einheimischen zu lesen. Es waren

fremdartige gelbe Gesichter, asiatische zumeist, mit undurchdringlichen Mienen, die keine Gemütsregung verrieten. Leichter Nieselregen hatte eingesetzt, begleitet von spürbaren Böen, welche die mittlerweile durchnässte Kleidung an die Haut der Wartenden preßten.
Von allen Seiten sah sich Grabow beobachtet, schon bereute er seine Exkursion nach Nasau bitter. Aber sie war dringend vonnöten gewesen. Ein Boot mußte er mieten, das kostete viel Geld. Sie wollten einen ganzen Tag auf See bleiben, er und die philippinische Dame. Dafür bedurfte es exklusivster Verpflegung, natürlich die passenden Getränke, und das alles mußte bar bezahlt werden. Auf Kredit bekam man auf der Insel nichts. Nicht als Ausländer.
Wenn nun jemand seine pralle Tasche bemerkte? Wie schnell verschwand ein Körper auf Nimmerwiedersehen im Dickicht des tropischen Regenwaldes. Unvermittelt fühlte er eine jämmerliche Angst in sich aufsteigen, vermutete in jeder der schmutzigen Hände blanke Messer, die nur darauf warteten, sich in seinen feisten Leib zu bohren. Ganz dicht stellte er sich an einen am Rand der Straße stehenden, sich schräg zur Fahrbahn hin neigenden Baum, lehnte seinen Rücken dagegen und hoffte innig, daß niemand seine große Furcht bemerken würde.
Da traten jene drei Asiaten auf ihn zu, die im Bus unmittelbar hinter ihm gesessen hatten, und deren aufgeregte Worte er wohl gehört, aber nicht verstanden hatte. Nicht anders erging es ihm jetzt. Der kleinste von ihnen plapperte munter drauf los, schien ihn etwas zu fragen. Grabow schüttelte nur seinen Kopf, versuchte ihnen zu vermitteln, daß er nichts verstand von ihrem Gebrabbel. Aber die drei ließen nicht locker, immer dichter rückten sie ihm auf den Pelz; und seiner behüteten Ledertasche. Einer versuchte gar in Grabows Hemdtasche zu greifen, was dieser sofort unterband.
„Was wollt ihr von mir?“ fuhr er sie in seiner Muttersprache an.
Verwirrt traten die drei einen Schritt zurück. Diese Sprache war ihnen ebenso fremd wie die ihrige für Grabow. Neugierig äugten die anderen Passagiere herüber, sein Schreien sorgte für Aufregung. In seiner Furcht hatte Rudolf Grabow nicht bemerkt, daß er diesen verzweifelten Ausruf auf deutsch getan hatte. Es dauerte einige Zeit, ehe er seine Frage auf englisch wiederholen konnte.
„Was wollen Sie von mir?“
Etwas ruhiger war seine Stimme geworden, etwas fester, als versuchte er, den Tonfall der Herrschenden Klasse zu imitieren.
„Smock!“ formulierte der kleine Asiat seinen Wunsch.
„Smock?“ fragte Grabow befremdet, dieses Wort kannte er nicht.

„Yes, smock, Mister“, wiederholte der Kleine seinen Wunsch.
Dabei fischte er eine Schachtel Zigaretten aus seiner Hosentasche und bot Grabow eine an. Der lehnte den feuchten Inhalt der Schachtel ab, seit seiner Flucht aus Deutschland rauchte er nicht mehr. Daher trug er kein Feuerzeug bei sich.
Wahrscheinlich meinte der aufdringliche Mensch *smoke,* hatte nur seine Probleme mit der Aussprache. Nachdem Grabow ihnen kein Feuer geben konnte, liefen die drei zum Wagenlenker hinüber, Grabow war sichtlich erleichtert. Noch fester preßten seine zitternden Hände die Geldtasche gegen die bebende Brust.

Endlos lange standen die Reisenden im mittlerweile heftigen tropischen Wolkenbruch, der sie und den Untergrund wie mit Nadeln marterte. Nach Stunden erst kam ein Bus aus der entgegengesetzten Richtung, dessen Fahrer wechselte ein paar Worte mit dem hilflosen Kollegen des Unglücksbusses und setzte seine holprige Fahrt auf der durch den Regen inzwischen völlig aufgeweichten Piste fort.
Für die Passagiere begann eine weitere zermürbende Wartezeit. Kein Unterstand bot ihnen Schutz, kein Restaurant schickte seine einladende Lichtreklame herüber, den einzigen Schirm teilten sich elf Personen, die triefend unter einem großblättrigen, farnartigen Gewächs beisammen standen.
Grabows sandalenbewehrte Füße steckten bis zu den Knöcheln im Schlamm, der Stoff klebte auf seiner Haut, als nach weiteren bangen Stunden Motorengeräusche zu vernehmen waren. Der Regen hatte nachgelassen, von weitem näherte sich ein riesiger Truck mit eingeschalteten Scheinwerfern. Hinter dem Führerhaus waren gigantische Baumstämme auszumachen, hoch aufgeschichtet auf dem tiefliegenden Anhänger. Er kam aus derselben Richtung wie der havarierte Bus, umkurvte ihn mit größter Geschicklichkeit und blieb vor Grabow stehen, weil der seine Hand erhoben hatte. Ein kurzes Gespräch mit dem Fahrer, und Grabow setzte sich auf den trockenen Beifahrersitz. Er reichte dem Mann wie beiläufig einen Geldschein, der steckte ihn zufrieden in seine Hemdtasche, gab sofort Gas, und der LKW hinterließ im Boden tiefe Spuren, die sich wie Schluchten in die aufgeweichte Dschungelstraße gruben. Stumm, schicksalsergeben, ein bißchen wehmütig und naß bis auf die Haut schauten die Zurückgebliebenen dem Holztransporter hinterher.

***

Der Kellner brachte zwei Flaschen Mineralwasser, und stellte sie verschlossen auf den Tisch zu den beiden Männern. Etwas unsicher legte er den Flaschenöffner daneben. Er tat genau das, worum Bernd ihn gebeten hatte. Auf Gläser verzichteten sie. Lothar öffnete die Flaschen, sie setzten sie an die Lippen und das prickelnde Getränk rann in ihre Kehlen.

Seit einem halben Tag befanden sie sich in Nasau, und saßen momentan vor einem bescheidenen Straßencafe in der grellen pazifischen Sonne. Weil die sich trotz des Monsuns mehrmals am Tage intensiv durch die Wolken zwängte, trugen sie dunkle Sonnenbrillen und beobachteten das kleine Geldinstitut auf der anderen Straßenseite. Noch war es geschlossen, obwohl 14 Uhr bereits vorüber war. Mit den Öffnungszeiten nahmen es die Angestellten hier offenbar nicht so genau. Bernd und Lothar berieten ihre Taktik, Grabow auf die Spur zu kommen. Dazwischen drängten sich immer wieder die haarsträubenden Erlebnisse der vergangenen Tage.

Beinahe 48 Stunden mußten sie in Nouméa auf Neukaledonien verbringen, bis feststand, daß ihr Reisegepäck endgültig verloren war. Nach ihrer Rettung durch eines der Fischerboote erst einmal an Land gesetzt, wurden sie anschließend mit einem von der Fluggesellschaft gemieteten Schiff in die weiter nördlich gelegene Hauptstadt gebracht, wo sie nach einer eingehenden ärztlichen Untersuchung in einem luxuriösen Hotel unterkamen; auf Kosten der Fluglinie.

Weil sie in Eile waren, weil sie einen Auftrag zu erledigen hatten, der keinen Aufschub duldete, suchten sie nach einer Möglichkeit, auf dem schnellsten Weg die Fidschi-Inseln zu erreichen. Dabei waren ihnen die Mitarbeiter der australischen Fluggesellschaft behilflich. Schon am übernächsten Tag nach der Notwasserung landete eine Ersatzmaschine in der Hauptstadt Nouméa und nahm jene Reisenden an Bord, die sich entschlossen hatten, es noch einmal mit derselben Fluglinie zu versuchen. Unter ihnen Bernd und Lothar. Allerdings trugen sie andere Namen.

Daß es bei der Bruchlandung keine Toten und nur vier Leichtverletzte zu beklagen gab, hatte bei der australischen Gesellschaft beinahe eine Euphorie ausgelöst. Wie Helden waren die Piloten gefeiert worden, den Passagieren wurde großzügige Hilfe zuteil. Auch über Entschädigungen sprach man ganz offen. Den Reisenden, die allesamt ihr Gepäck verloren hatten, half man sofort und unbürokratisch, sich mit dem Notwendigsten zu versehen. Lothar und Bernd waren in neuer Kleidung und mit großer Zuversicht in der startenden Maschine gesessen. Und mit neuen

provisorischen Pässen! Die ihrigen hatten sie geistesgegenwärtig als verloren gemeldet. Im Anschluß telefonierten sie mit zu Hause, und das Präsidium in Frankfurt setzte sich über Interpol mit der Schweizer Regierung in Verbindung.
Die Sachlage wurde neu erörtert, die Schweizer Behörden zeigten sich wider Erwarten über alle Maßen kooperativ und waren mit dem Notplan aus Frankfurt einverstanden. Was zur Folge hatte, daß das Schweizer Konsulat in Sydney den beiden ‚Gestrandeten Bundesbeamten' anstandslos zwei neue Pässe ausstellte, Schweizer Pässe, die per Luftpost in Neukaledonien eintrafen. Die Fluglinie hatte sich für die rasche Abwicklung eingesetzt. Jetzt waren sie Schweizer aus Lugano und hießen Reuter und Steiner. Neben den Anfangsbuchstaben ihrer Nachnamen hatten sie sich nur ihre Vornamen bewahrt. Es wäre ansonsten ein wenig zu kompliziert geworden - Bernd Reuter und Lothar Steiner.
Der Flug nach Suva, der Hauptstadt der Fidschis, verlief ohne Zwischenfälle, und die Fahrt zur Nordinsel legten sie auf einem alten Postschiff zurück; die Überfahrt dauerte 15 Stunden. Erst nachdem es ihnen gelungen war, die Bank ausfindig zu machen, begaben sie sich erschöpft auf die Suche nach einer Bleibe.

Auf der anderen Seite der Straße fuhr ein dunkelhäutiger Mann mit einem Rad vor das Geldinstituts, warf noch einen skeptischen Blick auf die Wolken am Himmel, schloß auf und begab sich zusammen mit dem Rad ins Innere des Hauses. Sofort standen die beiden Freunde auf, Bernd klemmte zwei Geldscheine unter seine Wasserflasche, und schon strebten sie dem Eingang der Bank zu.
Im Halbdunkel des Raumes saß der Kassierer, ein Inder, halbversteckt hinter einem dunkelbraunen Schreibtisch, neben sich ein Telefon, ein Faxgerät und eine Schreibmaschine, die bereits bei seiner Geburt als Antiquität gehandelt worden sein dürfte. Er hob den Kopf und schaute auf die beiden Kunden, die so forsch eintraten.
Bernd ergriff das Wort, fragte gleich nach einem Deutschen, der hier ein Konto hatte, sie gaben sich als alte Freunde Grabows aus und zeigten dem Inder das Foto von dem Gesuchten. Der Kassierer blickte lange auf das Bild, murmelte den Namen Grabow, schüttelte aber schließlich den Kopf. Diesen Mann kannte er nicht. Auch waren ihm die Namen der Kunden nicht geläufig, ihn interessierten mehr deren Kontonummern. Bei den weitgereisten Freunden hielt Ratlosigkeit Einzug.

Ihr Besuch beim Hauptsitz des Geldinstituts in Suva - gleich nach ihrer Landung auf der Südinsel - und der wegen des Bankgeheimnisses mit

etlichen Schwierigkeiten verbundene Vergleich der Kontonummern hatte ihnen die Gewißheit gebracht, daß der Inhaber besagter Konten tatsächlich Rudolf Grabow war, und nun kannte dieser Kassierer in Nasau ihren Mann nicht. Hier, am Ende der Welt. Erneut hielt Lothar ihm das Bild vor die Nase, wieder schüttelte dieser nur den Kopf.
„Kommen viele Europäer zu Ihnen?“, fragte Lothar den Inder.
„Nein, nicht viele“, entgegnete jener und dachte nach. „Ein paar Engländer, Franzosen, ein Italiener, der immer sehr freundlich ist, eine Griechin ...“
Der Kassierer überlegte weiter, betrachtete nochmals die mehrere Jahre alte Fotografie und stutzte. Plötzlich legte er einen dunklen Filsstift über die Oberlippe des Konterfeis des Flüchtigen.
„Er sieht … dem Schweden … ähnlich“, kam es stockend aus seinem Mund.
„Hat dieser Mann, dieser Schwede, einen Bart?“ fragte Lothar augenblicklich.
Der Inder nickte, die Augen noch immer auf das Foto geheftet.
Lothar erbat sich den Stift von dem Inder, verpaßte Grabows Bild mit groben Strichen einen Schnurbart und hielt es dem Kassierer wieder vors Gesicht. Dessen Augen erhellten sich.
„Das **ist** der Schwede! Erst gestern war er hier. Aber er heißt nicht Grabow, sondern …“ Er blätterte in einer Kartei. „Lundberg. Olof Lundberg.“
Bernd setzte sein charmantes Lächeln auf und erklärte dem Inder, daß Grabow zuweilen einen anderen Namen benutzt, um sich einen Spaß zu machen, was der Inder lustig fand.
„Wenn er wieder herkommt, sagen Sie ihm bitte nicht, daß wir schon hier sind.“ Und danach beugte er sich hinab zu dem Manne und flüsterte: „Es soll eine Überraschung werden.“
Der Bankangestellte grinste verschmitzt und versprach den beiden, nichts zu verraten.
„Wo sich unser Freund zur Zeit … aufhält, wissen Sie nicht zufällig?“ startete Lothar einen letzten Versuch.
Wieder schüttelte der Mann den Kopf.
„Er kommt immer mit dem Bus. Und auch gestern ist er mit dem Bus weggefahren. Sie können die Haltestelle von hier aus sehen.“
Er deutete mit der Hand aus dem Fenster.
„Wohin fährt dieser Bus?“
Jede Einzelheit mußten sie diesem Manne entlocken. Von alleine schien er nicht in der Lage zu sein, ein klein wenig vorauszudenken, zu

kombinieren, sie mit logischen, mit deterministischen Überlegungen zum Ziel zu bringen.
„Der Bus fährt nach Ndalomo, das sind etwa 20 Meilen, vielleicht etwas mehr.“
Jetzt konnten sie sich erst richtig auf die Suche nach Grabow machen. Irgendwo zwischen Nasau und Ndalomo steckte er. Auf dieser Strecke gab es zahlreiche Hotelanlagen.
„Er wohnt direkt am Meer.“
Der Inder schien aufgewacht zu sein. Denn anscheinend begann er sich zu erinnern, worüber Grabow mit ihm während seiner Besuche gesprochen hatte, mit seiner leisen, kranken Stimme. Dabei war vom blauen Wasser die Rede gewesen und davon, daß er von seinem Zimmer aus den Sonnenuntergang über dem Meer sehen konnte. Dieser Umstand verringerte die Anzahl der Hotels sofort beträchtlich. Grabow mußte, sollte er den Sonnenuntergang tatsächlich genießen, an der Westküste wohnen, zwischen Nasau und Koroinasolo. Denn anschließend verließ die Straße die Küstenlinie und bog nach Süden ins Landesinnere ab.
Wieder setzte Bernd sein Lächeln auf.
„Er hat bald Geburtstag. Meinen Sie, wir finden ihn bis dahin?“
Der Inder begann nun fieberhaft nachzudenken, was der vermeintliche Schwede Lundberg ihm bei seinen Besuchen alles erzählt hat, viel war es ohnehin nicht. Eine Bucht kam ins Spiel, die einen Hafen beherbergte, somit kreisten sie ihr Opfer immer weiter ein. Am Ende stand fest, daß Grabow nur in einem von zwei bestimmten Hotels untergekommen sein konnte. Die besagte Bucht lieferte den entscheidenden Hinweis.
„Er hat gestern viel Geld abgehoben“, schickte der Kassierer noch nach.
„Wieviel?“ wollte Lothar wissen.
Der Inder suchte kurz in seiner Kartei und verriet den beiden sympathischen Urlaubern unerlaubterweise die Summe. Es war ein imposanter Betrag. Mit diesen überaus wichtigen Informationen im Gepäck verließen die beiden Freunde das bescheidene Geldinstitut in Nasau und machten sich auf die schwierige Suche nach einem fahrbaren Untersatz.

***

Der Bär hielt seinen Kopf gesenkt, als stünde der Angriff seines gehörnten Kontrahenten unmittelbar bevor. Reglos stand er auf allen vier Tatzen, starrte launisch hinüber zu dem anderen Geschöpf, das ebenso steif wie er in der Mittagssonne verharrte. Der Stier aber hielt sein

mächtiges Haupt erhoben, Stolz und unbändige Kraft demonstrierend, Siegeswillen, Unantastbarkeit, Einfluß.
Nun, obwohl sich die beiden Tiere unbeweglich belauerten, hatten sie nicht vor, miteinander zu kämpfen. Aus dunklem Metall gegossen zierten sie die Eingangsfront des über hundert Jahre alten Baues am Frankfurter Börsenplatz - der drittgrößten Wertpapierbörse weltweit.
Der etwas kleinere Bär symbolisierte die Baisse, jene unangenehme Talfahrt der Kurse, während der überlebensgroße Stier, Symbol unerschöpflicher Potenz, für eine Hausse stand, für die bei den Börsianern so beliebte steile Aufwärtskurve der Wertpapiere.

Der Vorplatz des Gebäudes präsentierte sich an jenem Donnerstag menschenleer, lediglich die grauen Pflastersteine wurden von der mittäglichen Sonne beschienen, der Bau selbst wirkte unbewohnt. Vor mehreren Tagen hatte eine im Eilschritt ausgewählte deutsche Behelfsjustiz ihre stählernen Klammern auf den Frankfurter Parketthandel gelegt und beabsichtigte nicht, sie in absehbarer Zeit wieder zu lösen. Die Kommissare - eine bunt zusammengewürfelte Truppe, bestehend aus pensionierten Richtern, Staatsanwälten und Börsenmaklern - gingen rigoros vor, besetzten alle Räumlichkeiten, belegten Akten, Computer und Telefone mit Beschlag, die Juristen unterzeichneten jede Menge Haftbefehle und lösten damit eine Welle von Verhaftungen aus. Sie fanden bei den Beschuldigten jedoch nicht die Unterstützung, die dieser so ungeheuer wichtigen Mission gerecht geworden wäre.

Die Lawine, ausgelöst von Bernd mit seiner gnadenlosen Offenlegung während der mehr oder weniger friedlichen Besetzung des Senders in Mainz vor wenigen Wochen, legte allmählich ihren schweren Deckmantel über das Land, drohte es zu ersticken. Aber unter dem Mantel gärte es. Viele der beteiligten Politiker befanden sich auf der Flucht, wurden jedoch nach und nach ergriffen und an eine ersatzweise konstituierte Justiz ausgeliefert. Unter der Bevölkerung wurde der Schrei nach Vergeltung immer lauter, „Auge um Auge“ hieß es, die Einführung der Todesstrafe, eigens für diese verantwortungslosen Individuen, war in aller Munde.
Jene Behelfsjustiz setzte sich zu einem großen Teil aus Frauen und Männern jenseits des Rentenalters zusammen, ausschließlich Ex-Juristen, die auf Grabows Abschußlisten gestanden hatten, die daher das allergrößte Interesse besaßen, alles bis ins kleinste Detail aufzudecken. Entsprechend rigoros fielen ihre Entscheidungen aus. Entscheidungen,

die zwar nur provisorischen Charakter aufwiesen, aber von vorentscheidender Bedeutung waren.
Der Finanzminister wurde zusammen mit seinem kompletten Stab inhaftiert, daneben zahllose Versicherungsvorstände, Aufsichtsräte führender Pensionskassen, Verantwortliche der Rentenanstalten, zahlreiche Börsenmitarbeiter, Banker. Die Gefängnisse quollen über von Insassen in feinsten Nadelstreifenanzügen und weißen Hemden; deren Westen allerdings waren so weiß nicht.

Der eigentliche Grund für die finanzielle Misere des Staates lag *nicht* an der zugegebenermaßen hohen Arbeitslosigkeit. In den wirtschaftlichen Ruin getrieben wurde das Land letztendlich durch die unerlaubten Spekulationen an der Börse, mit *unantastbarem Kapital* – mit den Geldern der Ruheständler! Aller Ruheständler. Finanzminister Dr. Meininger hatte nicht gelogen, als er vor der Nation einräumte, Gelder veruntreut zu haben. Nur entsprach es nicht der Wahrheit, daß er es nur tat, um die maroden Staatsfinanzen zu sanieren. Hauptgrund all dieser Transaktionen war die Selbstbereicherung. Angefangen bei den Chefs der Geldinstitute bis hinauf zu ranghohen Politikern stand bei allen der Profit im Vordergrund. Nichts sonst.
Über bestehende Gesetze, die wiederholt geändert worden waren, hatten sich die Beteiligten frech hinweg gesetzt. Auch die Börsianer, die genau wußten, mit welch heißen Geldern sie Handel trieben. Und deshalb traf sie die Schärfe des Gesetzes, eines neuen, eines unbestechlichen und uneigennützigen Gesetzes, mit voller Wucht.

Im Innern der Börse wimmelte es von vertrauenswürdigen Polizeibeamten, die den Juristen zur Hand gingen, die ihre wachsamen Augen in jeden Winkel des Gebäudes warfen, die es zu verhindern wußten, daß ein ehemals hier Beschäftigter auch nur einen Fuß in sein Büro setzen konnte.
Bereits die ersten Ergebnisse waren niederschmetternd. Auf verschlungenen Pfaden waren Milliarden und Abermilliarden von Ruhegeldern an dieser Börse gehandelt worden, die Summen waren in zweifelhaften Kanälen versickert, durch Manipulationen gewisser Börsenmakler. Immer neue Gelder waren geflossen, und hätte die Bundesbank nicht den Geldhahn zugedreht, es hätte sich bis zum heutigen Tag nichts geändert.
Wo waren die zweieinhalb Billionen Euro geblieben, welche die Bundesregierung den Banken schuldete? Die Börse war schließlich keine öffentliche Sparkasse, wo man die dort eingezahlten Vermögen bar an die Kunden weitergab. Bargeld traf man an der Wertpapierbörse relativ

selten an. Alles stand auf Papier geschrieben. Zahlen, nichts weiter. Wo aber war das reale Geld?

Richter Ewald Stark dachte nach, zeichnete und rechnete: Zweieinhalb Billionen Euro ergaben eine Summe, die sich vorzustellen jede Phantasie restlos überforderte. Wollte er jenes Geld in Fünfhunderter Scheinen gepackt stapeln, so könnte er in einem handelsüblichen Aktenkoffer etwa 6 Millionen unterbringen. Die ganze Summe benötigte 400 000 dieser Koffer! Unter dieser Prämisse würde die Kette der Aktenkoffer der Länge nach aneinandergereiht eine Strecke ergeben, die von München bis Stuttgart reichte, und jeder einzelne wäre vollgestopft mit 6 Millionen Euro. Eine unvorstellbare Größe. Das war erheblich mehr Geld, als der eigentliche Staatsschatz an Wert besaß!

Wo war das Geld? Richter Stark ließ nicht locker. Einhergehend mit dem Kursverfall waren zwar die Zahlen auf den Aktienpapieren auf der einen Seite kleiner und auf irgendeiner anderen größer geworden, das vorhandene Geld dadurch alleine jedoch nicht weniger. Wo aber war es? Niemand hatte das Geld angefaßt, dennoch war es zum großen Teil angeblich verschwunden. Diese Kernfrage beschäftigte die Untersuchungskommission ohne Unterlaß, wobei sie mehr als einmal Gefahr lief, den Bezug zur Realität zu verlieren. Als ginge die Diskussion etwa um die Frage, wie sich *Zeit* physisch definiert.

Ewald Stark, Bundesrichter a. D., einer der ersten aus der Reihe der Zurückberufenen und kompromißloser Leiter der Kommission in der Börse, entdeckte bei seiner Suche in den Räumen der Wertpapierabteilungen eine Spur. Sie lenkte die Aufmerksamkeit der scharfsinnigen Untersuchungskommissare auf verschiedene deutsche Großbanken, allesamt Aktiengesellschaften und mit gewaltigen eigenen Aktienpaketen an der Börse vertreten. In einem der Safes des Frankfurter Handelshauses fanden sich Hinweise darüber, daß sich im Besitz jener Banken utopische Summen befanden, welche in keinem Verhältnis standen zur schwachen Konjunkturlage, die von allen Seiten für den rapiden Kursverfall der letzten Jahre verantwortlich gemacht wurde. Die aufgespürten Summen überschritten den tatsächlichen Kurswert der Unternehmen um ein Vielfaches! Allerdings auch nur auf dem Papier.

Richter Stark witterte einen noch nie dagewesenen Kursbetrug. Unverzüglich ließ er sich die Finanzchefs jener Unternehmen vorführen, konfrontierte sie knallhart mit seinen Erkenntnissen und – nach anfänglichem Zögern räumten sie *gewisse Unregelmäßigkeiten* ein. Dies war, bei Licht betrachtet, äußerst euphemistisch formuliert. Im Zuge der Ermittlungen Starks stellte sich heraus, daß diese Großbanken einen

Kursverfall nach dem anderen mutwillig herbeigeführt, dabei ein Vermögen gemacht, den Staat zunächst in die Abhängigkeit und hernach in den Ruin getrieben hatten. Und nicht nur den Staat. Auch ihren gutgläubigen Geschäfts- und Privatkunden hatten besagte Geldinstitute dubiose Papiere zu verlockenden Zinssätzen angeboten, mit leichtem Risiko behaftet. Diese Anleihen jedoch stellten sich schnell als Hasardeur-Zertifikate heraus, die im Nu den Wert des Papiers unterboten, auf dem sie gedruckt waren. Das langjährige Gesparte der Anleger war so auf elegante Weise – und völlig legal - in die Taschen der Banken gewandert, wie einige Bankiers eingestanden.
Das gesuchte Kapital war noch vorhanden, versteckt bei ausländischen Banken, in Tokio, den USA, in der Schweiz. Es war auf Anhieb nicht zu klären, warum die Prüfer, die Wächter der Börse, diesem Treiben nicht auf die Spur gekommen waren. Bis sich herauskristallisierte: Sie waren geschmiert worden.

Von Zweifeln gepeinigt, ob er seine Ergebnisse der Öffentlichkeit überhaupt preisgeben durfte, entschied sich Stark für die volle Wahrheit; es war schon zuviel gelogen worden. Ein Sturm der Entrüstung war die Folge, als die ersten Artikel in den Gazetten zu lesen waren, berechtigte Empörung, die die Lage für die Verantwortlichen nicht leichter machte.

Kapitel XIX

Der Sturm war in der Nacht abgeflaut, die See lag ruhig im gleißenden Sonnenlicht, einige Seevögel zogen ihre Kreise, das schlanke Boot unter sich nicht aus den Augen lassend. Sie wußten, in der Nähe von Booten gab es immer etwas Freßbares zu ergattern. Aber es war kein Fischerboot, dessen Bug dort unten das grüne Pazifikwasser durchpflügte, es zerteilte und schäumende Heckwellen hinter sich herzog.
Begleitet von einer kleinen Delphinschule, die sich von den Wogen tragen ließ, steuerte Grabow eine jener Inseln am Horizont an, die sich vor Tausenden von Jahren aus dem Meer erhoben hatten, umrahmt von beinahe kreisrunden Atolls, gewaltigen Korallenbänken, wegen ihrer scharfkantigen Untiefen eine ständige Gefahr für die Schiffahrt.

Der Monsun hatte sich entschlossen eine Pause einzulegen. Der Tag hielt ausgesprochen angenehme Temperaturen für die beiden Bootsinsassen parat, nur der Fahrtwind zerrte sanft an ihren Haaren.

Grabow bediente mit der Linken das Steuerrad, in der anderen Hand hielt er einen flachen Sektkelch, soeben voll eingeschenkt von seiner charmanten philippinischen Begleiterin.
Am Abend zuvor war es ihm wieder nicht gelungen, sie zu erobern, irgendwie hatte sie es geschafft, ihn auf heute zu vertrösten, was einerseits seine Spannung erhöhte. Andererseits zeigten sich in seinem Gesicht erste Anzeichen von Mißmut. Geduld zählte nicht zu Grabows Tugenden, und das Warten auf den großen Moment nagte an seinem Ego. Kaum einen Meter entfernt von ihm räkelte sich auf der Heckbank diese braungebrannte junge Frau, verführerisch, eine Inkarnation der Sünde. Was wäre, wenn er gleich hier über sie herfiele? Niemand könnte ihr beistehen. Bis zu den Inseln war es noch weit … Erneut scannten seine glänzenden Augen die aufreizende Figur seiner Passagierin.
Eisgekühlt prickelte der Champagner auf seiner Zunge, vermischte sich nur zögerlich mit dem leicht salzigen Geschmack des persischen Kaviars, von welchem Grabow mehrere Dosen besorgt hatte; die Dose zu 1500 Dollar. Die beiden fischten ihn mit langstieligen Löffeln direkt aus den eher unscheinbaren metallenen Behältern. Bei seinem beiseitegeschafften Vermögen von über 600 Millionen Euro und den zu erwartenden Zinsen wollte Grabow nicht knausern. Und brauchte es auch nicht.

Maria de la Rosa lag halb auf dem Hecksitz, hatte ihr Glas auf den kleinen Tisch neben die Kaviardose gestellt, lehnte sich weit zurück und leckte sich genießerisch ihre roten Lippen. Das lange schwarze Haar wehte im Wind, ihr knapper Bikini besaß die indifferenten Farben von schimmernden Fischschuppen, die bei jeder Bewegung ihre Schattierung änderten. Grabows Konzentration richtete sich notgedrungen auf mehrere Dinge gleichzeitig. Auf den Motor, der nicht überhitzen durfte, auf die Fahrtrichtung, auf den Kompaß und nicht zuletzt auf die exotische Schönheit in seinem Rücken. Er reduzierte die mittlerweile gemächliche Fahrt noch weiter, der Motor trieb das Boot nur noch mit leichter Kraft vorwärts, die Inseln lagen noch in weiter Ferne, als Maria unverhofft neben ihn trat.
„Ich möchte schwimmen.“
Ihr Englisch war passabel, besser als das von Grabow, wenn auch mit einem harten spanischen Akzent behaftet, das jedoch machte sie nur noch reizvoller für ihn. Es war warm, die nunmehr gemächliche Fahrt des Bootes verschaffte den beiden Insassen nicht mehr ausreichend Kühlung durch den Wind. Grabow, die Füße in Plastiksandalen, stand in kurzen Hosen und T-Shirt am Ruder und schwitzte hemmungslos.

„Schwimmen? Hier?“ fragte er überrascht und fügte leise auf deutsch hinzu: „Ich möchte jetzt viel lieber etwas ganz anderes mit dir machen, du kleine Schlampe. Hier auf dem Boden. Etwas, wobei dir Hören und Sehen vergeht ...“
Maria verstand nicht, was er sagte und schaute etwas irritiert.
„Was sagst du, Olof?“ wollte sie wissen.
Aber Grabows Lippen formten sich zu einem schmalen Strich, er schwieg. Wenn schon nicht hier an Bord, so hätte er zumindest eine dieser Inseln anfahren, sich seiner Kleidung entledigen und dort auf sie stürzen können. Jetzt wollte sie schwimmen! Auch gut, dachte er griesgrämig und drosselte den Bordmotor endgültig, sodaß das Schiff zum Halten kam und nur mehr leicht auf den Wellen dümpelte.

Am gestrigen Abend erst hatte er das stark motorisierte Boot für 3000.- Dollar gemietet, über 10 000.- Dollar als Sicherheit hinterlegt und, weil er keinen Bootsführerschein besaß, mit Engelszungen geredet, damit der japanische Eigner es ihm schließlich überließ. Immer wieder hatte dieser bei der Einweisung darauf hingewiesen, daß der Motor auf keinen Fall überhitzen dürfte, Grabow auf allzulange Vollgasfahrten verzichten sollte und nicht zuletzt darauf, daß für eventuelle Notfälle Signalraketen und ein Funkgerät an Bord waren. Grabow versicherte dem Mann, bestens auf das teure Schiff achtzugeben und - ihm im schlimmsten Falle ein neues zu kaufen. Dieser Vorschlag beruhigte den Japaner letztendlich.
„Warum *nicht* hier?“ fragte die braungebrannte Exotin und begann, ihr Bikinioberteil zu lösen. Kurz darauf landete es auf der Rückbank, Grabow konnte seine Augen nicht von der Philippinin lösen, ihr fester Busen ließ jene weißen Streifen vermissen, die europäischen Frauen nach dem Sonnenbaden oftmals das Aussehen verliehen, als wären ihre Körper angemalt. Makellos glänzte ihre Haut in der morgendlichen Sonne, und auch unter ihrem winzigen Bikinihöschen erhoffte Rudolf Grabow dieselbe gleichförmige Farbe und Spannkraft der samtenen, der bronzefarbenen Haut.
Maria stellte einen Fuß auf die niedrige Reling, schaute ins relativ flache Wasser, das fast den gesamten Fidschi Archipel umgab, und sprang hinein, das Boot schaukelte sanft. Die schlanke Frau tauchte unter dem Rumpf hindurch, erschien wieder an der Oberfläche und spritzte übermütig Salzwasser aufs Deck. Längst war nicht mehr alleine die Sonne dafür verantwortlich, daß Grabow so schwitzte. Hemd und Hosen klebten am ganzen Körper, genau wie zwei Tage zuvor bei dieser unangenehmen Panne des Autobusses; da allerdings trug der Regen die Schuld.

Der Holztransporter hatte ihn fast bis vors Hotel gebracht, die kostbare Fracht in seiner kleinen Ledertasche blieb unangetastet. Die 50 000 aus Nasau mitgebrachten Dollar hatte er zuvor telefonisch angefordert. Das war viel mehr als gewöhnlich, und es hatte lange gedauert, bis der indische Kassierer das Geld aus Suva, vom Hauptsitz der Bank, angewiesen bekam.
Während seiner kurzen Aufenthalte dort hatte Grabow wie gewöhnlich nur das Nötigste gesprochen, war kaum auf die Konversationsversuche des Kassierers eingegangen, sagte mal ein Wort über das Wetter, sprach über die Sonne, die abends in sein Hotelzimmer schien, beklagte sich über die langen dunklen Nächte und den Fischgeruch im nahe gelegenen Hafen, ansonsten schonte er seine ‚angeschlagene Stimme'.
Nun lag die Ledertasche unter Deck, Grabow konnte sie vom Steuerrad aus sehen. Sie enthielt noch immer so viel Geld, daß man davon auf den Fidschis ein sorgenfreies Leben hätte führen können. An Bord gab es kaum ein geeignetes Versteck, folglich blieb ihm nichts weiter übrig, als auf sein Glück zu vertrauen. Von der badenden Venus hatte er nichts zu befürchten, die ahnte nichts von dem Geld.
Unterdessen konnte Grabow seine Augen nicht von ihr wenden, sah ihren schlangengleichen Körper durchs Wasser gleiten, sah sie ab- und wieder auftauchen, unter dem Kiel gefiel es ihr augenscheinlich besonders gut, denn wiederholt schwamm sie darunter her.
Endlich zog Grabow sein Hemd aus, der melanesischen Sonne seine ausladenden Hüften präsentierend. Noch zögerte er ihr hinterher zu springen. Sollte er das viele Geld unbewacht hier an Bord lassen? Schon bei der Abfahrt am Morgen hatte er die Tasche so behutsam behandelt, als wäre sie aus Glas; die junge Dame schenkte seiner ungewöhnlichen Sorgfalt keine besondere Beachtung, wie er glaubte. Mißtrauisch blickte er sich um, auf dem Meer war weit und breit keine Menschenseele zu entdecken.
Just in diesem Moment flog das Bikinihöschen seiner Begleiterin an Deck und landete neben seinen Füßen. Grabows Gesicht erhellt sich. Splitternackt schwamm die junge Frau nun um das Heck herum, provozierend langsam öffneten und schlossen sich ihre langen Beine. Das gab den Ausschlag. Seine gierigen Blicke verfolgten die unbekleidete Nixe, und schließlich gab er sich einen Ruck, streifte die Badeschuhe ab, riskierte hoffnungsfroh einen Hechtsprung ins warme Wasser der Südsee und landete mit einem schmerzhaften Klatschen unglücklich auf seinem imposanten Bauch.

Es war in der Tat sehr flach hier, der Meeresboden zwischen 5 und 10 Meter tief, für einen guten Schwimmer leicht zu erreichen, und wenn Grabow die Augen öffnete, konnte er die langen Schluchten erkennen, geformt vom Wuchs der Korallenbänke, die ihre Äste nach oben reckten, hin zum Licht.
Sein Bauch brannte wie Feuer. Wo war Maria? Untergetaucht schickte der Mann seine Blicke auf die Reise, entdeckte sie endlich in einiger Entfernung vom Boot, sah ein wenig verschwommen ihren wunderbaren nackten Leib im Wasser und, geleitet von seinen Lenden verspürte er ein unbändiges Verlangen nach ihr, hätte sich am liebsten gleich hier im Wasser über sie hergemacht. Mit langen Zügen schwamm er zu ihr hinüber, sie jedoch ließ ihn nicht zu dicht heran kommen.
Grabows unwilliges Gesicht verriet seine Gedanken, legte sie bloß, Maria konnte sie lesen. Seinen animalischen Trieb, seine Ungeduld, selbst die ungewöhnliche Ausbuchtung seiner Shorts entging ihr nicht. Sie lächelte ihn unter Wasser an.
Maria war keine schlechte Schwimmerin. Hinzu kam, daß sie nur annähernd halb so alt war wie Grabow, der in seinem Leben niemals irgendeine Art Sport betrieben hatte. Schon nach wenigen Minuten im Salzwasser des pazifischen Ozeans begann der Büromensch spürbar mit einer gewissen Kurzatmigkeit zu kämpfen, wollte sich jedoch diese Schwäche vor der jungen Frau nicht eingestehen. In der Folge versuchte er mehrmals spielerisch ihr nachzujagen, aber die Frau war stets einen Tick schneller. Immer wieder ließ sie ihn nahe heran kommen, um kurz davor abzutauchen und das Weite zu suchen. Grabow schluckte mehr Wasser als ihm lieb war, hustete, spuckte es wieder aus, und nach einigen vergeblichen Versuchen, seine Exotin doch noch zu fassen, gab er auf.
Der Mann legte sich auf den Rücken und ließ sich mit der Dünung treiben. Er fürchtete, bald nicht mehr die Kraft zu haben, zum Boot zurückzuschwimmen. Ziemlich weit hatten sie sich schon entfernt vom Schiff, von seinem Ledertäschchen, von seinem Kapital - von seinem Lebensinhalt.
Maria war verschwunden. Grabow suchte mit brennenden offenen Augen die Gegend unter sich ab, aber außer ein paar Fischen, die sich hektisch zwischen den Korallen jagten, konnte er nichts ausmachen. Sie wird doch nicht ertrunken sein, dachte er. Nach weiteren vergeblichen Ausblicken entschloß er sich, zum Boot zurückzukehren und dort auf die Frau zu warten.
Plötzlich vernahm er entfernte Motorengeräusche. Sein Kopf zuckte herum, er starrte in alle Richtungen, konnte aber außer seinem Boot kein

weiteres entdecken. Dieses Boot jedoch begann sich zu bewegen. Am Steuer stand Maria, noch immer unbekleidet, drehte am Rad, wendete das Schiff und hielt auf ihn zu. Knappe 100 Meter hatte sie zurückzulegen, tuckerte langsam näher. Der Bug zeigte genau auf Grabow, der winkte und schließlich versuchte, zur Seite auszuweichen. Aber wie sehr er sich auch abmühte, der scharfkantige Bug zielte beständig auf ihn. Nur noch wenige Meter trennten ihn davor überfahren zu werden. Was um alles in der Welt hatte diese Frau im Sinn? Wollte sie ihn umbringen?

„Was machen Sie?“ rief er verzweifelt, erhielt jedoch keine Antwort.

Wohin Grabow sich auch wandte, das Schiff folgte seinen Bewegungen wie ein Spiegelbild. Grabow holte tief Luft, machte sich bereit unterzutauchen, wenn der Rumpf zu nahe kommen sollte.

Mit kalten dunklen Mandelaugen schaute die Frau am Steuerrad auf den Kerl im Wasser, lenkte das Boot weiter auf ihn zu, Grabows mächtiger Körper war nicht zu verfehlen. Noch zehn Meter, noch acht. Plötzlich schob sie entschlossen den Gashebel nach vorne, drehte am Rad, und während das Schiff in einem eleganten Bogen beschleunigte, schickte es eine große Welle zu Grabow hinüber und entfernte sich rasch. Ungläubig glotzte ihm der Mann im Wasser hinterher. Er sah das kleiner werdende Heck, die nackte Frau darauf, sah ihr glänzendes Hinterteil, später nur noch die schäumende Gischt, aufgewirbelt vom starken Innenbordmotor.

Eine Minute später war Grabow alleine. Mit sich und seinen Gedanken, die um das Rätselhafte kreisten: Wieso hatte sie das gemacht? Wo war sie hingefahren mit dem fremden Boot, diese Frau, von der er nicht einmal wußte, daß sie das Boot bedienen konnte? Wann kam sie zurück? Wie lange wollte sie ihn warten lassen, hier inmitten des Ozeans, wo es zwar nicht tief, aber meilenweit entfernt war von jeglichem sicheren Untergrund? Hatte sie womöglich die Kontrolle über das Schiff verloren, raste sie jetzt hilflos über den Pazifik? Wenn dem so wäre, könnte sie eine Signalrakete abfeuern, um Hilfe herbei zu holen. Aber es zeigte sich auch keine Leuchtrakete am Himmel.

Grabow atmete tief ein und schaute sich unter Wasser um. Die bunten, flinken Riffbewohner beachtete er kaum, seine Augen suchten nach Größerem, nach Gefährlicherem. Im Augenblick schien es ruhig zu sein, nur ein vereinzelter Barrakuda zog scheinbar gelangweilt seine Kreise unter ihm, aber gefährlich waren diese Fische nur im Schwarm. Grabow hob den Kopf wieder aus dem Wasser und suchte nach dem Boot, aber Maria de la Rosa, seine erotische Begleiterin, kam nicht wieder.

Der Schwimmer hielt Ausschau nach einem Punkt, den er anvisieren konnte, den er zu erreichen hoffte. Das nächste Eiland befand sich jedoch beinahe außer Sichtweite. Nur dunkle Streifen am Horizont deuteten auf Erhebungen hin, die festen Boden unter den Füßen versprachen. Bis dorthin zu schwimmen war für ihn unmöglich. Grabow geriet in Panik. Und als ob sich sein Gemütszustand und seine Hilflosigkeit übertragen würden ins Wasser und an die Kreaturen darin: Mit einemmal schwammen zwei Barrakudas unter ihm, ein dritter schickte sich gerade an, sich zu den zweien zu gesellen, weitere folgten …

***

Sie hatte doch Freitag gesagt, oder? Und heute war Freitag. Hermann saß am vereinbarten Treffpunkt auf der einsamen Bank im Wald. Das Gesicht in freudiger Erwartung glattrasiert wie schon lange nicht mehr. Heute wollte Nadja ihn mitnehmen, zu sich nach Hause. Zwei vollständige Naßrasuren hatte er über sich ergehen lassen, bis er zufrieden war, bis seine Finger keine lästigen Bartstoppeln mehr finden konnten. Zweimal hatte Vera nachgefragt, wie lange es noch dauern würde im Bad, und sich beinahe lustig gemacht über ihn. Er aber ließ sich nicht beirren, verzichtete auch nicht auf das wohlriechende Rasierwasser, das er nicht jeden Tag verwendete. Als er das Bad endlich verließ, duftete er wie ein Blümchen, und Vera konnte sich die Frage nicht verkneifen, wie die Glückliche denn hieße, derentwegen er sich so feingemacht hatte. Hermann versuchte nur ein belangloses Lächeln.

Heute schien die Sonne nicht so kräftig, einige schattenspendende Wolken zogen vorüber, dem lichten Wald hie und da ein düsteres Aussehen verleihend. Wiederholt schaute Hermann auf die Uhr, Nadja verspätete sich bereits um eine dreiviertel Stunde, er wurde unruhig. Brutus hatte irgendwo ein Stöckchen entdeckt, sich vor ihm aufgebaut und wartete darauf, daß Hermann mit dem Spiel begann. Aber der hatte heute keine Lust zu spielen. Immer wieder schickte er seine Augen suchend in Richtung des Parkplatzes, hoffte das ächzende Geräusch ihres weißen Golfs zu vernehmen, bei dem nicht nur der Motor einer Inspektion entgegenzufiebern schien. Aber nichts.

Ganz in Gedanken griff Hermann nach dem Stöckchen in Brutus' Maul, schleuderte es lustlos hinter sich in einen Haselnußstrauch und blickt erneut auf die Uhr. Fast eine Stunde. Während dieser Zeit waren kaum Leute vorüber gelaufen. Eine ältere Dame mit einer fetten krummbeinigen Bulldoge, und zwei Teenager, die nicht einmal den

Versuch unternahmen, ihre Zigaretten in den hohlen Händen zu verstecken. Hermann beachtete sie nicht; sie kamen aus der falschen Richtung.
Nun saß er da wie ein Oberprimaner vor dem ersten Rendezvous, fein herausgeputzt für nichts. Der Duft seines Aftershaves war längst verflogen, Hermann schämte sich ein wenig. Er würde jetzt gleich aufstehen und wieder nach Hause gehen. Zum einen enttäuscht, weil sie nicht erschienen war, andererseits doch etwas stolz, seine Vera nicht betrogen zu haben. Noch nicht.
Ob Nadja in Schwierigkeiten steckte? Vielleicht sollte er sie in ihrem Reisebüro besuchen. Aber wo war dieses Reisebüro? Es gab unzählige Reisebüros in der Stadt. Und nicht einmal den Namen hatte sie ihm genannt. Nein, das wäre barer Unsinn. Er erhob sich, das Stöckchen, das Brutus im Maul hielt, ignorierend. Hermann dachte nach.
Vielleicht hatte Nadja einen Verkehrsunfall gehabt und lag in einer Klinik? Sie hatte keine Angehörigen hier, niemand wußte wo sie war. Der tragische Unglücksfall von Ilona und Rüdiger kehrte in sein Gedächtnis zurück. Diesmal jedoch sah er einen Golf auf dem Dach liegen, sah die hilflos eingeklemmte Nadja, sah sich selbst daneben stehen, in gleichem Maße hilflos. Wenn Hermann eines haßte, dann war es eben jene Hilflosigkeit, die ihm seine ganze Kraft raubte, sein Selbstwertgefühl minimierte, die ihn winzig klein werden ließ.

Als sich die gläsernen Türen leise hinter ihm schlossen, ihn sachte ins Freie schoben, da erkannte er endgültig die Aussichtslosigkeit seines Unterfangens. Auch hier kannten sie keine Nadja mit langen dunklen Haaren, die mit einem slawischen Akzent sprach. *Und eine göttliche Figur besaß*, dachte Hermann resigniert. Es war das vierte Reisebüro in der Fußgängerzone, dem er einen Besuch abgestattet hatte, viermal schüttelten die Mitarbeiter verständnislos ihre Köpfe, viermal verließ er die Räumlichkeiten ohne Ergebnis, Brutus neben sich. Hermann lief einfach los.
Nach wenigen Metern blieb er stehen, kam sich lächerlich vor, fühlte sich betrogen, hinters Licht oder besser: An der Nase herum geführt. Er versuchte ein Lächeln, das beinahe gelungen wäre. Es vergingen mehrere Minuten, bis er die fragenden Blicke seines vierbeinigen Begleiters bemerkte und dessen ungeduldiges Ziehen an der Leine. Seit geraumer Zeit stand er nun schon an einer Fußgängerampel, die in regelmäßigen

Abständen ihre Farben von Grün auf Rot wechselte und wieder auf grün, ohne daß er Anstalten machte, einen Fuß auf die Straße zu setzen.
Wie aus einem Traum erwachte er beim Klang eines Hupsignals, das gar nicht ihm galt. Verwirrt blickte er um sich, schien sich erst allmählich zu erinnern, wo sein Volvo stand, wollte schließlich loslaufen und wurde von Brutus mit Gewalt daran gehindert. Die Ampel stand wieder auf rot. Erschrocken machte Hermann einen Schritt zurück auf den Bürgersteig, atmete tief ein und streichelte Brutus dankbar das graue Fell.
Mit viel Mühe und noch mehr Geduld war es ihm vor einiger Zeit gelungen, dem Hund beizubringen, nur bei Grün über die Straße zu laufen. Und eben wollte er selbst bei rot … Kopfschüttelnd machte sich Hermann nach dem erneuten Umschalten der Verkehrsampel auf den Weg zu seinem Wagen.

***

24 Stunden waren verstrichen, seit Bernd und Lothar das Hotel ausfindig gemacht hatten, in welchem Grabow, alias Olof Lundberg, sich versteckt hielt, der Gesuchte war ihnen jedoch bisher nicht über den Weg gelaufen.

Sie hatten in derselben Anlage Quartier bezogen, mieteten sich unter ihren neuen Namen einen Bungalow unweit des Haupthauses, saßen während der Mahlzeiten im hinteren Teil des Raumes, den ganzen Speisesaal im Blick. Allein, Grabow blieb verschollen.
Auf ihre anfänglichen behutsamen Fragen, ob denn außer ihnen noch weitere Europäer hier wohnten, erteilte ihnen der Manager des Hotels freundlich Auskunft: Insgesamt sechs, darunter ein Schwede. Augenblicklich wollte er sich um ein Zusammentreffen mit den Europäern bemühen, wurde aber von den beiden gebremst. Nur aus Interesse hätten sie gefragt, für Bekanntschaften wäre später noch Zeit. Auf jeden Fall hatte der Manager indirekt bestätigt, daß Grabow hier abgestiegen war.

Im Laufe des zweiten Tages ging das Gerücht um, einer der Hotelgäste sei spurlos verschwunden, von einem Bootsausflug nicht zurückgekehrt, und ein völlig verzweifelter Japaner lief suchend durch die Anlagen, fragte hier und dort vergeblich nach einem hünenhaften, dicken Schweden, der sich sein kostbares Boot ausgeliehen und es nicht wieder zurückgebracht hatte.
Das hätte noch gefehlt! Daß ihnen Grabow auf solch irrwitzige Weise durch die Lappen ging. Vielleicht war er abgesoffen, trieb irgendwo am

Meeresgrund, entzog sich auf diese Art seiner Verantwortung. Die beiden Verfolger aus Deutschland wurden von Zweifeln befallen. Sollten sie diese weite Reise mit all ihren Unannehmlichkeiten und Gefahren umsonst gemacht haben? Wäre es denkbar, daß sie so kurz vor dem Ziel scheiterten? Während Lothar diese Möglichkeit zuweilen ins Kalkül zog, wollte Bernd nichts davon wissen. Seine negativen Gedanken schob er weit von sich, ließ sie gar nicht erst in seine Nähe, richtete sein Augenmerk nach vorne, überlegte schon, wie sie es anstellen sollten, Grabow von der Insel zu schaffen und nach Europa zu bringen. Auch für diesen Fall keimten bei ihm bereits einige brauchbare Ideen. Die Gesetze waren streng in diesem Land - in dem sich die verschiedenen Bevölkerungsgruppen durch ihre abweichenden Religionen oft selbst voneinander distanzierten - und die Strafen entsprechend drakonisch. Möglicherweise ließ sich da eine passende Situation konstruieren …
Als der Japaner erneut vorüber lief, bat Bernd ihn an ihren Tisch, Lothar schenkte ihm ein Glas australischen Rotweins ein, die beiden versuchten den Mann zu beruhigen und ihm dabei ein paar Hinweise zu entlocken, was ihnen spielend gelang. Nur eine Tagestour wollte der Schwede machen, eine der Inseln besuchen und am Abend wieder hier sein. Er hatte es felsenfest versprochen. Der Japaner war den Tränen nahe, nippte lustlos am Wein. Er hatte ihn abfahren gesehen, ihm noch hinterher gewinkt, ihm und dieser exotischen Schönheit. Auf das Funkgerät hatte er ausdrücklich hingewiesen. Während des hektischen Gesprächs erweckte der Japaner den Eindruck, als hielte er den Schweden für einen Dieb, glaubte sein Boot gestohlen.
Also war Grabow nicht alleine gefahren. Das wiederum bedeutete, daß zwei Personen vermißt wurden. Wo aber sollte man sie suchen? Vielleicht hatte Grabow sich ja tatsächlich das Boot unrechtmäßig angeeignet und war auf Nimmerwiedersehen verschwunden, was bei seinem horrenden Vermögen allerdings nicht zu erwarten war. Bernd riet dem Japaner, unbedingt Anzeige zu erstatten, auf diese Weise würde er sein Boot mit Sicherheit wieder erhalten. Der sah ihn erstaunt an, stimmte zu, erhob sich sofort und marschierte schnurstracks zur Rezeption.
„Jetzt müssen wir nur noch abwarten, bis die hiesigen Kollegen ihn uns servieren“, sagte Lothar zufrieden.
„Auf einem silbernen Tablett“, fügte Bernd hinzu und lehnte sich lächelnd zurück.

***

Mehr als 8 Stunden trieb Grabow bereits im salzigen Pazifik, zwischen Feuerquallen und Treibholz, begleitet von giftigen Seeschlangen und riesenhaften Mantas, seine Haut war völlig aufgeweicht, müde paddelte er mit seinen Händen, versuchte Kräfte zu sparen und nur das Allernotwendigste zu tun, um sich gerade so über Wasser zu halten. Von Zeit zu Zeit tauchte er den Kopf unter, mißtrauisch den immer größer werdenden Schwarm jener schlanken gestreiften Fische beobachtend, die dem europäischen Hecht so ähnlich sahen. Auch sie trugen zahlreiche messerscharfe Zähne im Maul, auch sie waren pfeilschnell und – auch sie waren überaus erfolgreiche Jäger …
Zwischendurch verschwand der Schwarm mehrmals auf wundersame Weise, aber plötzlich war er wieder da, hatte sich vergrößert, war gewachsen, sah beinahe aus wie ein einziger riesiger Fisch. In seiner Nähe ließ sich kein anderes Lebewesen blicken, die Tiere mieden diesen Schwarm, sie kannten die Gefahr, die von ihm ausging. Grabow kannte sie nicht, vermutete jedoch nichts Gutes.
Vereinzelt war es bereits zu Rammstößen gekommen, wenn sich eines der fast zwei Meter langen Tiere ohne ersichtlichen Anlaß herauslöste und nach oben schwamm. Mehrmals schon hatten scharfe Zähne Grabows Beine berührt, an einigen Stellen bluteten sie. Aber auch das wußte Grabow nicht. Im Wasser funktionierten die Tastempfindungen nicht so gut wie an Land. Erst als er die dünne Blutspur sah, die er hinter sich herzog und die das Wasser färbte, registrierte er seine Verletzungen. Sofort geriet er in Panik. Er ruderte mit seinen Armen, rief um Hilfe, versuchte, von dem Schwarm der Barrakudas wegzuschwimmen; es gelang ihm nicht.

Von Osten her, der langsam untergehenden Sonne hinterher-gleitend, näherte sich ein mit spitzem Segel ausgestattetes Fischerboot, als einer der beiden Insassen Grabows Rufen vernahm. Er gab dem Mann am Ruder ein Signal, der drehte das Boot etwas, beide beschatteten mit ihren Händen die Augen, sodaß die tiefstehende Sonne nicht mehr blendete, und nun entdeckten sie den auf den Wellen treibenden Menschen.

Die Attacken der Pfeilhechte wurden immer unverschämter, Grabows Hosen waren längst zerrissen und hingen in losen Fetzen um seine Lenden. Der schwarze Schatten des Auslegerbootes näherte sich gemächlich und lautlos, was die angriffslustigen Fische ein wenig irritierte und zu einem übereilten Rückzug zwang. Schon glitt der hölzerne Stabilisator an Grabow vorüber, der faßte zu und klammerte sich mit letzter Kraft daran fest. Unter großer Anstrengung zogen die

Fischer den verletzten Mann an Bord, dessen Beine wieder Ziel der angreifenden Fische waren.
Kurz darauf lag Grabow auf dem schmuddeligen, stinkenden, über und über mit glänzenden Fischschuppen bedeckten Holzboden der Barkasse, um die fetten Hüften lediglich die Reste seiner dünnen Hosen. Aber seine Blöße interessierte ihn momentan nicht. Er war gerettet, das war das Wichtigste. Erschöpft betrachtete er seine blutenden Beine. Die Verletzungen waren nicht bedrohlich, einer der Fischer kümmerte sich um ihn.
Nach wenigen Minuten war er versorgt, lehnte sich erleichtert an die Bootswand und starrte müde dem sich scheinbar selbst ertränkenden Zentralgestirn hinterher.
Die beiden Fischer sprachen kein Englisch, Grabow kein Fidschi, insofern beschränkte sich die Unterhaltung auf Zeichensprache.
„Nasau!“ sagte Grabow und deutete auf die große, am südlichen Horizont gelegene, mehr als 150 Km lange Nordinsel.
„Nasau“, erwiderte einer der beiden und lachte.
Glücklich, ein vertrautes Wort gehört zu haben, zeigte der Mann nach Südwesten. Grabow wollte wissen, wie viele Stunden die Fahrt dorthin dauern würde, zeigte mit seinen Fingern auf seine Uhr: Vier oder fünf? Aber die beiden verstanden ihn nicht. Ohne erkennbaren Grund steuerte der Mann am Ruder das Boot nach Süden, direkt auf die mächtige Insel zu, in der Dämmerung kaum mehr auszumachen. Gierig trank Grabow von dem Wasser, das sie ihm reichten, ansonsten ließ er sich sorglos von den beiden Fischern, deren Boot und dem mäßigen Wind zur Küste hin treiben, es dauerte Stunden.
Mitten in der Nacht landeten sie an, versorgten ihren dürftigen Fang und brachten Grabow in eine an Bescheidenheit nicht zu übertreffende Hütte. Der legte sich auf eine dünne Bastmatte und versuchte, dem kommenden Tag entgegenzuschlafen.

***

Richter a. D. Ewald Stark war um seine Aufgabe wahrlich nicht zu beneiden! Das ihm zugeteilte Büro in der Frankfurter Börse wurde schnell zu klein, die Beweismaterialien stapelten sich zuweilen fast bis hinauf zur Decke, im Raum standen zwei Leitern, ohne die ein Arbeiten nicht mehr möglich war. Unterteilt war das Material in zwei große Bereiche: Der eine betraf die Börse selbst und ihre dubiosen Geschäfte mit dem Staat. Der zweite beschäftigte sich mit den Verbrechen der

Politik gegen die Menschlichkeit! Noch war nicht klar, welcher von beiden der umfangreichere werden würde; zu eng waren sie miteinander verwoben.
Dem pensionierten Richter zur Seite standen mehrere Staatsanwälte, auch sie eigentlich längst im Ruhestand und daher mit besonderer Akribie bei der Sache. Alles was gefunden wurde erhielt eine Akte zugeteilt; auf die etwas einfachere Computerarchivierung wollte sich Stark nicht verlassen. Computerdaten konnten allzuleicht wieder gelöscht oder manipuliert werden, diesem Risiko durfte man sich nicht aussetzen. Und obwohl der Gedanke, daß alle jene Akten in diesem Raum auf ein paar winzigen CDs Platz fanden, Richter Stark durchaus gefiel, verzichtete er auf die Akten nicht. Schwarz auf weiß wollte er darlegen, was an Gemeinheiten von seiten der Politik geäußert, was an Schmiergeldern geflossen, an Vermögen verschoben, an Geldern unterschlagen worden und an menschlicher Niedertracht geschehen war. Es übertraf alles bisher Erlebte.
Die verschobenen Milliardensummen an der Börse und die offenkundige schamlose Steuerverschwendung waren eine Sache. Viel tiefergreifend jedoch waren Berichte aus dem Finanzministerium, denen zufolge es schon vor Monaten Absichtserklärungen gegeben hatte, nach denen die Renten mehrere Monate überhaupt nicht gezahlt werden sollten. Von den Nullrunden und den verzögerten oder reduzierten Auszahlungen ganz zu schweigen.
Was das Faß zum Überlaufen brachte, waren durchaus glaubhafte Berichte aus dem Gesundheitsministerium, wonach die ohnehin schon minimierte ärztliche Behandlung von Pensionären und Rentnern gänzlich eingestellt werden sollte!
Richter Stark traute seinen Augen nicht, als er bei einer Akteneinsicht zufällig auf den Namen ***Vita Pharma AG*** stieß. Von speziellen Medikamenten war dort die Rede, in Zusammenarbeit mit dem Gesundheitsministerium eigens produziert für das beschleunigte Ableben der über Sechzigjährigen. Es fanden sich gar Anfragen nach den effektivsten Methoden! Und Erinnerungen an die bisher finsterste Epoche deutscher Geschichte wurden wachgerufen. Stark war 62, ohnehin ein Wunder, daß er noch unter den Lebenden weilte.
Von den verhängnisvollen grünen Briefen hatte Stark Kenntnis. Diese Angelegenheit schien jedoch die ***Vita Pharma*** nicht alleine zu betreffen. Fraglich war sogar, ob die Firmenleitung seinerzeit überhaupt informiert war von der tödlichen Fracht, die unter ihrem Namen millionenfach verschickt wurde. Das blieb noch zu klären.

Ewald Stark stand in Kontakt mit verschiedenen ausländischen Geldinstituten und Regierungen, bat sie um Unterstützung bei seinen Nachforschungen, um Einsicht in die Konten, stieß aber auf immer neue Hindernisse. Als hätten sich die internationalen Banken untereinander verbündet, als bohrten sie ihre Finanzklauen in das ihnen einmal anvertraute Kapital wie ein geifernder Adler in seine wehrlose Beute.
Was ihre Mithilfe betraf, so zeigten sich die Manager der deutschen Großbanken extrem renitent. Sie wollten sich anscheinend nicht freiwillig trennen von den ihrer Meinung nach rechtens erworbenen Vermögenswerten und ihren daraus resultierenden Tantiemen.
Schließlich gelang es dem Richter unter großen Anstrengungen, die Unterstützung der japanischen Regierung zu gewinnen, dort lagerten die größten Summen; in Japan und Südkorea. 500 Milliarden Euro spürte er dort auf. Die Schweiz und Brasilien sperrten sich nach wie vor, ebenso die USA. Hier mußte noch einiges getan werden. Aber Stark machte seinem Namen alle Ehre. Er ließ nicht locker, drängte, nervte, schrieb, telefonierte, informierte die Presse. Es war nur eine Frage der Zeit, bis er auch dort Erfolge verbuchen konnte.

Eine besonders zwielichtige Rolle fiel der Bundesbank zu. Mit ihren jährlichen, von der Bundesregierung nicht nur fest eingeplanten, sondern bereits lange Zeit vorher ausgegebenen Milliardengewinnen setzte sie sich permanent selbst unter Druck. Ihre Gewinne stiegen in der Tat jedes Jahr, aber auch nur als schwarze Zahlen auf dem Papier; das reale, das greifbare Geld fehlte noch immer. Stark begann an der Effizienz seiner mühevollen Arbeit zu zweifeln.

Kapitel XX

Die Kunde verbreitete sich rasch, und nach dem Dinner wußte es jeder der Hotelgäste: Der Schwede war zurückgekehrt. Ein wenig lädiert zwar, aber durchaus lebendig, schlenderte er wenig später durch die Hotellobby. Bernd betrachtete sich den Gesuchten mit zwiespältigen Gefühlen: Mit dem der Abscheu und - mit dem Blick des Jägers. Das also war sein Mann! Verantwortlich für Millionen Tote. Der seine Frau Sabine auf dem Gewissen hatte. Und alles aus reiner Habgier.

Lange währte Grabows Freude über seine Rückkehr nicht. Kurze Zeit später trafen zwei Beamte der örtlichen Gendarmerie ein. Informiert von dem eifrigen Manager, brachten sie Grabow in einen separaten Raum und befragten ihn zu der Motorbootaffäre.

Lothar und Bernd hielten sich im Hintergrund, besaßen sie doch auf der Insel keinerlei Befugnisse. Zudem reisten sie unter falschen Namen, und obendrein durften sie sich Grabow gegenüber nicht als Landsleute zu erkennen geben. Das würde er ohnehin noch früh genug erfahren. Die beiden ‚Neu-Schweizer' saßen auf der Terrasse des Hotels, schauten auf den Pazifik hinaus, tranken schäumenden Fruchtsaft, der nach Ananas und Mango schmeckte, und warteten darauf, daß ihr Freund Grabow wieder erschien; natürlich in Begleitung der beiden Beamten.

Mehrere Fruchtsaftgläser wurden geleert, bis die Gendarmen das Hotel wieder verließen – alleine. Lothar und Bernd sahen sich ein wenig verwundert an, konnten den Grund jedoch nicht erfahren. Noch nicht. Den anderen Gästen erging es ähnlich. Jeder wußte von der Bootsgeschichte, jedermann erwartete, daß der introvertierte Schwede - der mit niemandem hier Kontakt hielt, der stets alleine an seinem Tisch saß, der kaum sprach – in Handschellen abgeführt werden würde. Grabow allerdings, der sich am frühen Abend an der Bar niederließ, war ganz offensichtlich nicht verhaftet worden.

„Vielleicht sollten wir uns mit ihm bekannt machen", sagte Bernd und stand auf.

Lothar folgte ihm auf dem Fuße, ein bißchen besorgt, Bernd könnte ihre Mission vergessen und sich Grabow greifen. Motive hatte er genug. Aber seine Bedenken waren unbegründet.

Gelassen schlenderten sie in Richtung Theke, setzten sich ein paar Meter entfernt ans gegenüberliegende Ende und kundschafteten aus, was Grabow trank. Es war Whisky, daran bestand kein Zweifel. Was für eine Sorte aber? Der nette Barkeeper half unfreiwillig mit, indem er den beiden Freunden auf deren Wunsch das gleiche Getränk servierte, das auch Grabow, wie jeden Abend, vor sich stehen hatte.

„Lassen Sie die Flasche gleich hier", raunte Lothar dem Manne leise zu und hielt sie demonstrativ gegen das Licht. Der Barmann notierte das Getränk routiniert auf einem Zettel.

Grabow, den der Schnurbart entscheidend veränderte, bewies einen exquisiten Geschmack, der schottische Malt - Whisky kostete an dieser Theke annähernd 90.- Dollar, wie ein Blick auf das Getränke- Billett verriet. Bernd hob dennoch sein Glas, prostete Lothar zu und wartete, bis Grabow den Kopf drehte und zu ihnen herüber schaute.

„Skal!" sagte er laut und hob das Glas etwas höher.

Grabow saß alleine, blickte sich unsicher um, zweifelnd, ob jener Toast ihm galt, nahm schließlich sein Glas und deutete kurz in Bernds Richtung, bevor er einen kräftigen Schluck nahm.

Bernd ritt schon wieder der Schalk. Er wußte, daß Grabow kein Schwede war. Wie es um dessen Kenntnisse bezüglich dieser skandinavischen Sprache bestellt war, wußte er allerdings nicht. Dennoch lud er Grabow ein mit ihnen zu trinken. Der zögerte, abgrundtiefes Mißtrauen war sein ständiger Begleiter.
Bisher, so überlegte er, hatte es ihm nicht viel geholfen sich abzusondern, und so setzte er sich schließlich zu den beiden hinüber. Die Unterhaltung fand auf englisch statt. Grabow erzählte müheselig, was Bernd und Lothar ohnehin bereits wußten. Sie erfuhren zudem, daß Grabow die Insel nicht verlassen durfte, bis sich die Sache mit dem Diebstahl aufgeklärt hatte. Häfen und Flughäfen wurden überwacht.
Rudolf Grabow kannte Bernd nicht persönlich, hatte ihn nie zu Gesicht bekommen, wußte nur dessen Namen, den er selbst auf Juris Todesliste setzen ließ.
Ergo befand sich Bernd zweifellos im Vorteil. In seinem Gedächtnis kramte er so lange, bis ihm einige dänische Worte einfielen, die er beliebig aneinander reihte und Grabow sehr konzentriert vortrug. Ihre Bedeutung kannte Bernd selbst nicht genau, aber es handelte sich um die Kopenhagener Meerjungfrau, die im Laufe ihres Lebens durch Vandalen mehrmals ihres hübschen bronzenen Kopfes verlustig ging.
Grabows Bestürzung war grenzenlos. Er starrte Bernd ungläubig an, murmelte etwas Unverständliches, schließlich räumte er ein, daß er niemals in Skandinavien gewesen war. Nur damit er hier vor Landsleuten seine Ruhe hatte, hätte er sich als Schwede ausgegeben. Und Olof Lundberg hieß er schon gar nicht; er komme aus Deutschland.
Bernd und Lothar zeigten sich darüber sehr amüsiert. Im Anschluß klärten sie ihn auf, daß sie aus der Schweiz stammten. Als Bernd noch hinzufügte, gar nicht schwedisch sondern dänisch zu sprechen versucht zu haben, drang das Gelächter der drei bis auf die Terrasse hinaus.
Spürbare Erleichterung war Grabow anzumerken, und die Unterhaltung wurde auf deutsch fortgesetzt, in einer Sprache, die ihnen allen am besten vertraut war.
Nun erzählte Grabow ausführlich und unaufgefordert, was ihm mit diesem Flittchen widerfahren war, dieser Philippinin, wie sie ihn alleine im Meer zurückgelassen hatte, wie er von riesigen Fischen attackiert, schließlich von den Fischern entdeckt und in deren Hütte gebracht wurde. Und von seiner mühevollen Reise zurück ins Hotel. Von den verlorenen Dollarnoten verriet er nichts, diese Schande behielt er für sich. Auch verschwieg er, daß ihm die Gendarmen die Geschichte nicht ganz abgekauft hatten, und daß die verschwundene Frau der eigentliche

Grund für seinen nunmehr erzwungenen Aufenthalt war, nicht das vermißte Boot. Stattdessen sagte er:
„Jetzt hoffe ich nur, daß sie dieses Fräulein recht bald finden. Zusammen mit dem Boot. Sonst sperren sie mich noch ein. Dabei bin ich absolut unschuldig."
Lothar und Bernd tauschten einen kurzen Blick. Unschuldig war er. Genau so stellten sie sich einen Unschuldigen vor. Die Personifizierung der Unschuld saß bei ihnen, selber ein armes Opfer der brutalen Menschheit. Es war unbeschreiblich traurig.
Grabow fragte nicht, aus welchem Teil der Schweiz seine Gesprächspartner stammten, nicht nach der Länge ihres Aufenthaltes, bemerkte nicht einmal den fehlenden rauhen Akzent, es interessierte ihn nicht! Auch ihre Namen, Reuter und Steiner, nahm er kaum zur Kenntnis.
„Was machen Sie, wenn das Boot mit der Frau nicht gefunden wird?" fragte Lothar.
„Dann sitze ich für lange Zeit hier auf der Insel fest", antwortete Grabow düster und ertränkte seinen berechtigten Kummer gerne in dem bernsteinfarbenen schottischen Whisky.
„Wann wollten Sie denn wieder abreisen", erkundigte sich Lothar unbeteiligt.
Grabow überlegte. Im Grunde konnte es ihm ziemlich gleichgültig sein, wann sie das Boot des Japaners fanden oder ob es überhaupt wieder auftauchte. Seine Reputation interessierte hier auf der Insel niemanden, und abreisen wollte er ohnehin nicht so bald. Im äußersten Notfall würde er dem Besitzer eben ein neues Boot kaufen. Er zuckte mit den Schultern.
„Es eilt nicht. Jedenfalls nicht so schnell. Nicht in den nächsten Wochen."
Bernd schenkte die Gläser voll. Das Verschwinden des Bootes war eine, die vermißte Frau eine völlig andere Angelegenheit. Das wußte auch Grabow, aber das war es auch nicht, was ihm die meisten Kopfschmerzen bereitete. Sondern der Umstand, daß Flughäfen und Häfen überwacht wurden.

***

In seinem provisorischen Büro saß, hinter Aktenbergen fast verschwunden, Richter a. D. Ewald Stark. Seit vielen Tagen schuftete er ruhelos, ignorierte die Sonntage, schaute kaum auf die Uhr. Er arbeitete

in dem Befinden, nie im Ruhestand gewesen zu sein. Erst wenn seine körperliche Erschöpfung zu groß wurde, machte der Pensionär Feierabend. Sorgfältig verschloß er dann den Raum, grüßte die beiden Wächter - die zusammen mit ihren Kollegen während der gesamten Zeit sein Büro beschützten, Tag und Nacht - und begab sich müde auf den Heimweg. So ging das voraussichtlich noch für eine lange Zeit.

Ewald Stark erhob sich, sah konzentriert aus dem Fenster auf den Börsenplatz und dachte nach. Er war schließlich kein Finanzexperte. Diesbezüglich mußte er sich seine Ratschläge von vertrauenswürdigen Spezialisten einholen, von Menschen, die sich in dem zwielichtigen Geldgeschäft bestens auskannten. Dabei wurde ihm mehrere Male bewußt, daß mancher sogenannte Sachverständige von der Sache überhaupt nichts verstand. Von seiner, von Starks Sache! Fachidioten gab es zuhauf, ebenso viele Meinungen, der Richter hatte seine liebe Mühe.

Daß der Staat über Jahrzehnte hinweg mehr Geld ausgegeben als er eingenommen hatte, lag auf der Hand. Daß die unfaßbare Staatsverschuldung zu einer sich verselbständigenden Spirale geworden war, hatte er ebenfalls schnell erkannt. Daß der Finanzminister Monat für Monat Anleihen zurückbezahlte, finanziert durch die Aufnahme neuer Kredite, konnte man überall nachlesen. Was man nicht erfuhr war der Umstand, daß der Staat zwar Zinsen für seine Schulden bezahlte, die Schulden selbst aber unberücksichtigt blieben und damit *nie* getilgt wurden.

In den letzten Jahrzehnten wurden mehr Gelder für Zinsen ausgegeben als die eigentliche Verschuldung betrug! D.h. es wurden an die Banken, an das Volk und andere Gläubiger über 2 Billionen an Zinsen bezahlt, ohne daß die eigentliche Schuld auch nur um einen Cent geringer geworden wäre! Im Gegenteil. Richter Stark rieb sich die Augen, ihm wurde schwindelig. Dieser Staat stand unmittelbar vor dem Kollaps! Die Reserven, von denen oftmals die Rede war, die unantastbaren Reserven der Versicherungen und Rentenkassen existierten in Wahrheit gar nicht, hatten möglicherweise nie in dem vom Staat propagierten Umfang existiert.

Das größte mentale Problem jedoch bereitete Stark die Unterscheidung zwischen den Zahlen und dem realen Geld, dem greifbaren; den Scheinen, den Moneten, dem Zaster, wie immer man es nennen wollte. Er konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, daß viel mehr Geld verschoben worden war – daß viel mehr Zahlen verschoben worden waren – als reales Geld vorhanden war. Mehr als 50 000.- Euro Schulden drückten jeden Einwohner dieses Landes im Schnitt. Theoretisch.

Er, Stark, hatte keine Schulden, er besaß sogar ein beachtliches Vermögen, mehrere Häuser nannte er sein eigen. Das bedeutete, viele Menschen im Lande trugen eine ungemein stärkere Bürde als der Durchschnitt. Dies wiederum waren aber auch nur Zahlenspiele, denn persönlich *waren* die Bürger ja nicht in dem Maße verschuldet. Es war der Staat, der seine eigenen Lasten statistisch auf seine Bürger abwälzte.
Richter Stark formte sich ein Modell zurecht, mit dessen Hilfe es ihm gelingen sollte, den vermeintlichen Widerspruch zwischen den Zahlen und den realen Geldern zu entwirren. Er überwies im Geiste eine Summe von 1 Million Euro an eine Bank in der Schweiz. Was geschah in der Folge? Der Betrag wurde von seinem fiktiven Konto abgebucht und auf einem ebenso gedachten Konto in der Schweiz gutgeschrieben. D.h. auf seinem eigenen Konto wurden Zahlen gelöscht, auf dem Empfängerkonto wurden sie hinzuaddiert. Was aber wäre, wenn die Zahlen auf einem Konto nicht gelöscht würden?
Beim realen Zahlungsverkehr, mit Bargeld, gab es in dieser Hinsicht weniger Probleme. Wenn die Summen aus der Hand gegeben wurden, waren sie verschwunden. Nicht so bei bargeldlosen Transaktionen. Zwar waren alle Banken weltweit miteinander vernetzt, was aber keineswegs ausschloß, daß bei Transaktionen manipuliert werden konnte. Es mußte hierfür zweifelsfrei eine Kontrollinstitution geben. Wer übernahm denn die Garantie dafür, daß eine überwiesene Summe auch tatsächlich von dem besagten Konto abgebucht wurde? Wenn es keine Garantien hierfür gab, waren Betrug und Mißbrauch Tür und Tor geöffnet.
Stark fuhr sich mit der Hand durchs schüttere graue Haar, setzte die Brille ab und rieb sich die brennenden Augen erneut. Es war erst früher Nachmittag. Einer seiner Kommissionäre betrat den Raum, legte ihm einen Bericht auf den Schreibtisch und stellte sich abwartend neben den Richter. Auf dessen Gesicht legte sich eine Mischung aus Unglauben und Begeisterung. Genugtuung beinahe. Im weiteren Verlauf jedoch gesellte sich eine abgrundtiefe Abscheu hinzu.

***

Nach einer Woche heftigen Monsunregens, wütender Stürme und haushoher Wellen, die an der Westküste der Nordinsel Vanua Levu erheblichen Schaden anrichteten, ließ sich heute erstmals wieder für längere Zeit die Sonne blicken. Schüchtern lugte sie am Morgen zunächst zwischen dicken Wolken hindurch, verschaffte sich aber immer mehr Respekt, und gegen Mittag lagen die pazifischen Inseln im

gleißenden Licht der Tropen. Einzelne Urlauber fanden sich am Strand zu ausgedehnten Spaziergängen ein, die sie in den letzten Tagen so sehnlich vermißt hatten. Es wehte eine sanfte Brise, die Armada der Palmenblätter an der Küste reagierte kaum darauf.

Von ferne war eine imposante Figur auszumachen, die sich gemächlich der Hotelanlage näherte. Barfuß schritt sie einher, an ihren Beinen konnte man Spuren von Attacken gewisser gestreifter Schwarmfische erkennen, die erst vor wenigen Tagen danach schnappten. Das Salzwasser hatte das seinige zur raschen Heilung beigetragen, außer eines schwachen Juckreizes während der Nächte spürte Grabow nichts mehr davon.

Die letzten 48 Stunden hatten bei ihm einiges bewirkt. Unterstützt vom prasselnden Regen, der auf die Dächer der dunklen Wohnanlagen hernieder fiel und sich in winzigen Strömen Richtung Pazifik ergoß, sorgten die tiefliegenden Wolkengebirge für seine düstere Stimmung, die auch der heutige klare Tag nicht hinwegwischen konnte. Der Flüchtige, der lange geglaubt hatte, hier auf den Fidschis vollkommen sicher zu sein, mußte sich eingestehen, daß dem nicht so war. Zu dicht stand die einheimische Justiz ihm auf den Zehen. Zwar nicht wegen seiner Verbrechen in Deutschland, aber immerhin. Die Angelegenheit mit dem Motorboot hatte er regeln können, der Japaner gab sich mit seiner Zusage zufrieden, daß er ein neues Boot erhalten würde. Wann dies geschehen sollte, stand noch nicht fest.

Viel mehr an Grabows Nerven zerrte die verschwundene Exotin. Hätte er nicht seine Wunden vorweisen können, niemand hätte ihm Glauben geschenkt, daß ihm das Schiff quasi unter dem Hintern weggestohlen worden war, er hilflos mit ansehen mußte, wie es am Horizont entschwand, und daß er, nachdem er stundenlang im Pazifik trieb, nur zufällig gerettet worden war. Ihm war nicht bekannt, ob die Gendarmen jene beiden Fischer aufgesucht hatten, um sie zu befragen; genau genommen interessierte ihn auch das nicht.

Während der letzten beiden Tage war in ihm der Wunsch erwacht, dieses Inselgefängnis verlassen zu wollen, und zwar schleunigst. Notfalls würde er sich dieser beiden Dummköpfe bedienen, dieser Schweizer, die sich so aufdringlich in sein Leben einmischten, ihm auf Schritt und Tritt ihre Hilfe anboten, es war einfach widerlich. Aber sie konnten ihm vielleicht wirklich nützlich sein.

Sein nächstes Ziel war Südamerika, Paraguay. Oder Uruguay, das war ihm gleichgültig. In beiden Ländern fragte man nicht, wo der Emigrant herkam; solange er genug Geld besaß. Nun, daran sollte es ihm nicht

mangeln. Es gab da allerdings ein kleines Problem: Er durfte die Insel nicht verlassen. Wenigstens nicht offiziell.
Aber er mußte nach Suva hinüber, auf die Südinsel, zum Hauptsitz des Bankhauses, um den Transfer der mehr als 600 Millionen Euro nach Südamerika in die Wege zu leiten. Von der kleinen Bank in Nasau aus war das nicht möglich; dort lag das monatliche Limit, das er sich selbst auferlegt hatte, bei lächerlichen 100 000.- Dollar. Es half nichts, er mußte irgendwie nach Suva. Koste es, was es wolle!

Während der Regentage waren Bernd und Lothar nicht untätig gewesen. Sie brüteten über Plänen, wie sie Grabow von der Insel zurück nach Deutschland bringen und der Gerechtigkeit zuführen konnten. Mehrere Möglichkeiten boten sich an. Am wenigsten auffällig war wohl eine Seereise auf einem Containerschiff. Unterwegs gab es keine Kontrollen, und wenn Grabow die Fahrt eingesperrt in einer Kabine verbrachte, hätte er nicht einmal eine Ahnung, wohin die Reise ging. Aber dieser Transport dauerte Wochen.
Blieb eigentlich nur das Flugzeug. Wie aber sollte es den beiden ohne Waffengewalt gelingen, einen erwachsenen Menschen zu bewegen, freiwillig in ein Passagierflugzeug nach Europa zu steigen? Ohne behördliche Vollmachten war dies schwierig. Nicht unmöglich, aber schwierig.
Grabow schien Vertrauen zu haben zu Bernd und Lothar, denn eines Abends ließ er durchsickern, daß er ein recht vermögender Mann sei, ein Aussteiger, der dieser Zivilisation den Rücken zu kehren gedachte. Die beiden Wahlschweizer bestärkten ihn in seinem Vorhaben, würden es ihm am liebsten gleichtun. Anschließend philosophierten sie die halbe Nacht darüber, wie man am besten aussteigen könnte und wohin die Emigration gehen sollte. Lothar ‚entschloß sich', nach Südafrika auszuwandern, wo das Klima erträglich war und die Landschaft der europäischen ähnelte. Außerdem fand er dort eine großartige Fauna, was er am meisten schätzte. Bernd liebäugelte eher mit dem Westen der Vereinigten Staaten, in jener Gegend gab es Gebirge mit Schnee, weites Land und eine Sprache die er verstand. Oder Australien.
Grabow dagegen legte sich sehr dezidiert auf Südamerika fest, obwohl er kein Spanisch sprach. Bernd unterstützte dieses Vorhaben vorbehaltlos, was ihm Grabows Sympathien bescherte. Jetzt hatte jeder der drei sein eigenes Paradies vor Augen, und während sich der Whisky in der Flasche dem Ende zuneigte, versicherte Bernd seinem ‚Freund' Rudolf, ihm bei

seinen Plänen unter die Arme zu greifen, soweit es in seiner Macht stand. Er ahnte noch nicht, wie bald ihn Grabow beim Wort nehmen würde.

Die Nächte während des Monsuns verliefen alle gleich. Nach dem Abendessen trafen sich die drei Männer an der Bar, Grabow bestellte Whisky, schenkte großzügig ein und bemerkte gar nicht, daß seine Gäste nur an den Gläsern nippten, während er selbst Abend für Abend hemmungslos zuschlug. Nur dieser Tatsache, und dem Umstand, daß der Alkohol seine Zunge löste, war es zu verdanken, daß er Teile seines Geheimnisses ausplauderte. Seinen beiden Beobachtern konnte es nur recht sein. Beinahe hätte man von einer intimen Form der Verbrüderung sprechen können, die umso enger ausfiel, je mehr sich der Inhalt der Whiskyflasche dem Punkt Null näherte.

Lothar und Bernd erwähnten an den nachfolgenden Tagen ihm gegenüber mit keinem Wort, worüber am Abend zuvor gesprochen wurde. Grabow sollte sich auf sie verlassen, und tat dies auch.

Als nach vierzehn Tagen noch immer keine Spur von Maria de la Rosa gefunden worden war, handelte Grabow. Da es ihm selbst untersagt war, die Insel zu verlassen, setzte er ein Schriftstück auf, welches den Überbringer ermächtigte, fast sein gesamtes Vermögen von der Zentralbank in Suva zum größten Bankhaus in Montevideo, zur Banco Central del Uruguay zu transferieren. Ein bescheidener Rest von 500 000.- sollte in Suva verbleiben; für alle Fälle. Mit vor Aufregung zitternden Händen überreichte Grabow das Couvert an Bernd, der es nach anfänglichem Zögern an sich nahm. Er genoß, mit Einschränkungen, Grabows Vertrauen und sollte die Aktion in dessen Namen durchziehen.

Das Vorhaben, durchzuführen mit Bussen und Booten, nahm gut drei Tage in Anspruch. Bis dahin wollte sich Grabow in Nasau mit dem nötigen Reisegeld versorgt haben. Zur dortigen Bank zu fahren war ihm nicht untersagt.

Lothar, dazu verdammt, im Hotel auf Bernds Rückkehr zu warten, tat dies ohne zu murren.

Zwei Tage später wurde Bernd von Mister Landore, Manager der Zentralbank in Suva, mit einem freundlichen Lächeln empfangen, zeigte seine blütenweißen Zähne und fragte sofort, ob sein Gast hungrig sei. Es gehörte zur Landessitte, niemals mit knurrendem Magen eine geschäftliche Unterredung abzuhalten. Landore ließ sich in sein geräumiges Büro im vierten Stock des Bankgebäudes ein indisches Mahl für zwei Personen bringen, dazu grünen Tee, und erst, als sein Besucher

und er selbst ihren Appetit gestillt hatten, begannen sie, über Bernds Anliegen zu sprechen.
Es schien leichter als erwartet. Gleich zu Beginn zeigte ihm Mr. Landore, dem Bernds Kommen angekündigt worden war, ein Schreiben aus Deutschland, unterzeichnet von einem gewissen Richter Ewald Stark, der darin auf die Illegalität der Gelder auf Grabows Konten hinwies. Zudem trug Starks Schreiben einen Stempel der deutschen Justiz, was die letzten Zweifel des Bankmanagers beseitigte. Zwar konnte Bernd es nicht erreichen, daß die ganze Summe sofort zurück nach Deutschland überwiesen wurde, das brauchte Zeit. Schließlich gehörte das Geld offiziell Grabow, der auch noch darüber verfügen konnte. Aber durch das Schriftstück aus seinem Heimatland wurde eine gewisse Blockade von Grabows, alias Mr. Lundbergs Konten eingeleitet, bis sich die Regierungen beider Länder auf die Rückführung einigen konnten. Um kein Mißtrauen aufkommen zu lassen, hatte er auf relativ geringfügige Summen noch Zugriff. Darum hatte Bernd gebeten.
Ein Ziel hatte Bernd Roth erreicht. Er war zufrieden. Sein zweites Anliegen jedoch war von etwas delikater Natur.
Er versuchte, Mr. Landore die Zusammenhänge nahe zu bringen und äußerte seinen Wunsch, einen Beweis in Händen zu haben, der Grabow davon überzeugen sollte, daß das Geld tatsächlich in Montevideo sicher untergebracht war. Landore wurde unruhig. Derartiges war nie zuvor von ihm erbeten worden.
„Wenn Sie das nicht können, Mr. Landore“, sagte Bernd leise, und seine Zunge brannte noch ein wenig vom scharfen indischen Gewürz, „ist Ihnen niemand böse. Dieses Schriftstück wird nur einem einzigen Menschen ausgehändigt: Herrn Rudolf Grabow. Nur er muß glauben, sein Geld sei in Sicherheit, niemand sonst! Er wird Sie bestimmt nicht belangen, wenn dem *nicht* so ist. Sie verstehen?“
Mr. Landore verstand ganz gut, und ein mitleidvolles Lächeln glitt über sein braunes Gesicht. Denn in seinem Schreiben hatte Richter Stark angedeutet, wer Grabow war, und mit wem es die Bank von Suva zu tun hatte. Außerdem wußte neben Landore die ganze Bevölkerung – wer eben lesen konnte - seit gestern aus der Tageszeitung, was in diesem fernen Deutschland geschehen war. In einem Land, dessen Kultur sprichwörtlich gewesen war.
In der Folge ließ Landore ein offizielles Dokument anfertigen, welches aufzeigte, daß mit dem heutigen Datum eine Summe von umgerechnet 867 Millionen Dollar inklusive Zinsen auf das Konto 20300679 bei der *Banco Central del Uruguay* in Montevideo überwiesen worden waren.

Mit Stempel, Durchschrift usw. Bernd fiel ein Stein vom Herzen, als er das Schriftstück in Händen hielt. Grabows Vollmacht hatte er gar nicht benötigt. Er bedankte sich bei Landore für dessen uneigennützige Mithilfe und erzählte ihm von seinem weiteren Plan.
Es ging darum, Grabow außer Landes zu bringen. Am besten per Flugzeug. Einen Mann, der von den Behörden der Nordinsel quasi unter Hausarrest gestellt war. Er hatte auf den Fidschis niemanden getötet, soviel versicherte Bernd seinem Gastgeber. Es handelte sich um ein verschwundenes Boot, weiter nichts. Niemand glaubte ernsthaft, daß Grabow diese Frau aufs Meer entführt hätte, um anschließend schwimmend an Land zu flüchten; nicht einmal die Gendarmen aus Nasau.
Auch Landore glaubte es nicht und versprach, Bernd auch hierin zur Seite zu stehen. Er hatte in seiner Jugend für ein Jahr in München gelebt, dort ein Praktikum bei der Deutschen Bank absolviert, sprach sogar noch etwas deutsch und war jenem Land noch immer verbunden. Landore griff zum Telefon, führte einige Gespräche und ließ im Anschluß einen Fahrer kommen. Kurz waren seine Instruktionen, der Mann nickte eifrig, wußte genauestens was zu tun war. Bernd verstand kein Wort.
„Ich wünsche Ihnen viel Erfolg, Herr Roth!“ sagte er zum Abschied auf deutsch, was Bernd beinahe zu Tränen rührte.
Er bedankte sich nochmals herzlich und verließ den Manager der größten Bank der Fidschis mit freudigen, mit positiven Eindrücken.

Zu seiner großen Überraschung brachte ihn der Fahrer auf direktem Wege zum Flughafen, und dort zu einer bestimmten Fluglinie, wo er bereits erwartet wurde. Beide, der einheimische Fahrer und Bernd, wurden in ein Geschäftszimmer geleitet und von Senior Buarque empfangen, Manager der *Air Brasil*, die eine der Verbindungen zwischen den Fidschis und Australien unterhielt.
„Ich bin unterrichtet“, begann Senior Buarque, bat den Besuchern Platz an und kam sofort zur Sache. „Es soll offiziell nach Südamerika gehen. Gut. Der Transport nach Sydney ist kein Problem. Denn alle Flüge gehen von hier aus zunächst einmal nach Australien. Wenn Sie aber Ihren Gast dort in ein Passagierflugzeug nach Deutschland setzen, wird er sofort bemerken, daß er nicht auf dem Wege nach Südamerika ist. Es sei denn, er ist ein Dummkopf.“
„Ist er nicht“, entgegnete Bernd.
„Das dachte ich mir. Daher hat Mr. Landore eine Frachtmaschine vorgeschlagen. Wie gefällt Ihnen diese Idee?“

Bernd dachte kurz nach. Es lag auf der Hand, daß eine Passagiermaschine ausschied. Erstens müssen Passagiere durch den Zoll, müssen an Uniformierten vorüber, werden in jeglicher Hinsicht kontrolliert. Da er ohnehin beabsichtigte, Grabow bei Nacht und Nebel nach Europa zu bringen, bot sich die Frachtmaschine geradezu an.
„Die Idee ist ausgezeichnet. Wann können wir fliegen und wohin?“ frage Bernd.
„Der Weg führt nur über Australien. Wir fliegen von hier aus sowieso nicht nach Südamerika. Jeder Pazifikflug geht über Sydney. Dort müssen Sie umsteigen. Wenn Sie nachts fliegen, bemerkt er vielleicht nicht, wohin die weitere Reise tatsächlich geht. Auch dies ist ein Einfall von Mr. Landore.“
Bernd bedachte Landore mit einem nachträglichen Lob, dieser Mann dachte mit. Von Sydney aus startete eine Frachtmaschine der Lufthansa zu einem Langstreckenflug direkt nach Frankfurt. Drei zusätzliche Passagiere waren bereits mit einkalkuliert, wie Buarque versicherte.
Wenn es ihnen gelingen könnte, Grabow mit List bis in jene Maschine zu bringen, war ein Entkommen für ihn nicht mehr möglich. In Bernd erwachte der alte Kämpfer, der Verfolger, der Spürhund - der Bluthund.
Für den Flug von Suva nach Sydney bot der Manager Bernd weitere drei Plätze an. In einem Airbus der *Air Brasil Cargo,* ebenfalls einer Frachtmaschine. Diese Reise war ein persönliches Geschenk von Mr. Landore.

Kapitel XXI

Für Geld konnte man fast alles bekommen, selbst eine Mitfahrgelegenheit auf einem Versorgungsschiff der *Shell Oil Company*, konstatierte Bernd, während sich die drei Männer an Deck die milde Seeluft um die Nase wehen ließen. Den Hafen von Rakiraki konnten die Reisenden bereits in der Ferne ausmachen. Seit Bernds Besuch bei der Bank in Suva war erst eine gute Woche vergangen.

Die *Shell Oil* betrieb vor den Küsten der Fidschis mehrere Ölplattformen. Besagtes Schiff, ein ausgedientes Schnellboot der amerikanischen Marine, ausgerüstet mit bärenstarken Motoren, vermochte die ca. 90 km lange Strecke vom auf der Nordinsel gelegenen Ndalomo nach Rakiraki, auf der Südinsel, in weniger als drei Stunden zurückzulegen. Von dort aus wollten sie mit dem Bus an die Südküste

hinunter nach Nausori. Wenn alles nach Plan verlief, würden sie den nordöstlich von Suva gelegenen Flughafen der Hauptstadt gegen Abend erreichen.
Die Lufthansamaschine nach Frankfurt startete in Sydney um 3 Uhr Ortszeit. In der australischen Hafenstadt blieben ihnen gerade mal 60 Minuten Aufenthalt. Das könnte knapp werden. Aber fürs erste mußten sie den Bus in Rakiraki erwischen.

Tränenreich war der Abschied vom Hotel nicht gewesen. Die beiden ‚Schweizer' hatten sich bereiterklärt, Grabow nach Sydney zu begleiten und ihn sicher in eine Frachtmaschine nach Südamerika zu bringen. Gleich nach dem Frühstück war das Trio aufgebrochen, nur mit dem Nötigsten ausgestattet. Bernd und Lothar hatten ohnehin das meiste bei der Notwasserung verloren, beide trugen lediglich je eine große Tasche bei sich.
Viel mehr besaß auch Grabow nicht, er hatte alles zurückgelassen, was er nicht unbedingt brauchte. Unauffällig mußte er von der Hotelanlage verschwinden, durfte mit keiner Geste andeuten, daß er an eine Rückkehr gar nicht dachte. Sein wichtigstes Utensil - eine neue, prallgefüllte Stofftasche, mit deren Inhalt von 100 000.- Dollar er sich den Weg in die Freiheit zu erkaufen gedachte, den Weg nach Südamerika, nach Uruguay – trug er eng am Körper unter einer leichten Sommerjacke. Er hatte sie sich in Nasau beschafft, seine alte blieb zusammen mit dem Boot verschollen.
Die Tasche war fest mit seinem ledernen Gürtel verbunden. Im Innern befand sich zudem jenes überaus kostbare Dokument, welches ihn als Besitzer eines Kontos bei der Zentralbank in Montevideo auswies. Dieser Schweizer Bernd Reuter hatte alles für ihn erledigt, ohne auch nur zu ahnen, welches Vermögen sich hinter dieser Nummer verbarg. Völlig ahnungslos, beinahe naiv hatte er ihm das verschlossene Couvert überreicht. Aber die Schweizer waren ja bekannt dafür, daß sie nicht die schnellsten waren. Insgeheim lachte Grabow darüber.
Einige Tage zuvor in Nasau hatte er eine ungewöhnlich lange Wartezeit in Kauf nehmen müssen, bis die hunderttausend Dollar endlich in jener Zweigstelle eingetroffen waren. Er mußte wieder ins Hotel zurückfahren, und erst am nächsten Tag konnte er das Geld in Empfang nehmen. Der Betrag dürfte ausreichen, um die anfallenden Reisekosten zu begleichen, dachte Grabow süffisant. Die Busfahrt nach Ndalomo kostete 2 Dollar. Die Schiffscrew der *Shell Oil,* die ihre Passagiere inoffiziell an Bord genommen hatte, gab sich mit bescheidenen 200.- Dollar zufrieden, für alle drei; Grabow bezahlte sie mit einem Lächeln aus seiner ‚Portokasse'.

Der Bug des Versorgungsschiffes durchpflügte die Meeresstraße zwischen den Inseln, weißer Schaum schwebte über den beiden stattlichen Wellen, die sich pfeilförmig vom Rumpf entfernten und schließlich von der ruhigen See aufgesogen wurden; noch war es heller Tag.
„Sie haben in Sydney nur eine knappe Stunde Aufenthalt, wenn unser Flieger dort pünktlich landet“, sagte Lothar und zeigte eine besorgte Miene.
Trotz des eingefrorenen Lächelns in seinem Gesicht war Grabow nervös. Seine Finger verrieten ihn, als er versuchte, mit seinen Nägeln den Lack von der metallenen Reling zu kratzen. Bernd registrierte es mit der ihm eigenen Gelassenheit.
„Er wird pünktlich landen“, erwiderte er zuversichtlich und dachte an sein gestriges Telefongespräch mit Hermann, der ebenfalls darauf brannte, dieses Abenteuer endlich zu aller Zufriedenheit beendet zu sehen.

Langsam und geräuschvoll näherte sich das alte Schnellboot der Hafeneinfahrt von Rakiraki. Kurz nach 11 waren sie auf der Nordinsel abgefahren, jetzt war es noch nicht einmal 14 Uhr. Im Vergleich zu einer Standardfahrt mit dem alten Postschiff eine Rekordzeit.

***

Vera las die Zeitung, Hermann schaute ihr über die Schulter, es stand viel Neues darin. Gott sei Dank fehlten seit geraumer Zeit die obligatorischen Todesnachrichten der letzten Monate, das Massensterben hatte schlagartig aufgehört. Allmählich verbreitete sich die Kunde, daß sich die ältere Generation wieder zum Arzt wagen durfte – und behandelt wurde; ohne Wenn und Aber. Eine Zentnerlast fiel von den Schultern der Odendahls. Waren es doch hauptsächlich die Menschen jenseits der Sechzig, denen eine gründliche medizinische Betreuung so lange Zeit versagt geblieben war, obwohl sie ihnen am meisten am Herzen lag. Daß sie sich diese in vielen harten Jahren verdient hatten, stand außer Frage.
Das Blatt berichtete umfassend über die Fortschritte der Untersuchungskommission unter Richter Ewald Stark und dessen traurige Erkenntnisse. Über *Kooperationen der Kliniken im ganzen Land* war da zu lesen, über die daraus resultierenden Vernachlässigungen der Patienten bis hin zur *Aktiven Sterbehilfe*, wie der Kommentator zynisch bemerkte. Denn er meinte: Mord! Eine bemerkenswerte Reihe verantwortlicher Ärzte und Klinikleiter war inhaftiert, ebenso zahlreiche

Juristen, die durch ihre Passivität diesem wüsten, diesem selektiven Treiben Vorschub geleistet hatten. Unter ihnen Frau Dr. Solveigh Hindemith. Hermann registrierte es mit Genugtuung.
Viele Polizeibeamte zeigten sich gegenseitig an, manche sich selbst. Die meisten taten dies widerwillig, nur einige wenige aus Einsicht und Überzeugung. Erst nach und nach ließen sich Banker, die Chefs der Versicherungen und die Vorstände der Rententräger dazu bewegen, mit der Kommission zu kooperieren, um sie bei den Versuchen zu unterstützen, die horrenden Summen aus dem Ausland wieder zurück zu holen.
Bei den Banken ergab sich ein ziemlich klares Bild: Nachdem die Bundesregierung die ihr anvertrauten Gelder zur Börse getragen hatte, um Bank-Aktien zu kaufen – und ausschließlich solche Papiere wurden erworben - ließen die Banken die Kurse mit voller Absicht so weit in den Keller rutschen, daß für die Regierung beispielsweise von ehemals 100 Milliarden weniger als 10 übrigblieben. Bei immer neuen verzweifelten Versuchen des Finanzministers wiederholte sich das Drama. Irgendwann lieh sich die Regierung bei jenen Banken, die für den Kursverfall die Verantwortung trugen, neues Geld, um sich mit frischen Aktienpaketen zu versorgen. Im Anschluß waren von den Geldgebern große schwarze Zahlen durch kleinere ersetzt worden. Ein nicht enden wollender Teufelskreis war entstanden.
Diese immensen Verluste vermochten die Finanzbehörden nicht auszugleichen, bis sie eines Tages absolut zahlungsunfähig waren. Was hierbei bezeichnend war: Auf seinen verschwenderischen Lebenswandel verzichtete trotz der katastrophalen Finanzlage keiner der Politiker.
Der mittlerweile mächtigste Mann im Staate, Richter Stark, suchte beim Bundesrechnungshof und beim Bund der Steuerzahler Unterstützung und fand sie. Nachdem diese vernichtenden Zahlen vorlagen, entließ er das Parlament geschlossen, erntete dafür jedoch nicht nur Beifall. Man hielt ihm vor, den Staat unregierbar gemacht zu haben, was er mit dem Argument wegwischte, „besser einen zeitweilig nicht regierten Staat mit einem radikalen Neuanfang, als ein Chaos ohne Ende.“

Im Anschluß wurden Landes- und Kommunalpolitiker aller Parteien in die Hauptstadt berufen, die Regierungsgeschäfte zu übernehmen. Daneben hob man ein Gremium aus der Taufe, das über die Gehälter der neu ernannten Bundespolitiker bestimmen sollte. Jenes Gremium setzte sich aus Arbeitern, Rentnern, Akademikern und Arbeitslosen zusammen, was zur Folge hatte, daß die Politiker nur noch einen Bruchteil der Bezüge ihrer Vorgänger erhielten. Wer aufbegehrte, wurde sofort durch

einen anderen ausgetauscht. Innerhalb einer Woche waren alle Ressorts besetzt, und man konnte getrost davon ausgehen, daß jene Politiker ihre Arbeit nicht des Gehaltes wegen verrichteten.

***

Je schneller sich die brasilianische Maschine dem australischen Festland näherte, desto unruhiger wurde Grabow. Seine feuchten Hände hielten das pralle Täschchen fest umklammert, als galt es, vor unbefugten Augen einen Schatz zu verbergen. Schließlich enthielt es nicht nur annähernd 100 000.- Dollar Reisespesen, sondern auch seinen Lebensinhalt in Form eines über alle Maßen wertvollen Zertifikats.

Die Busfahrt quer durch die Insel war problemlos verlaufen. Lange vor Mitternacht hatten sie den Internationalen Flughafen von Suva erreicht, wurden von Senior Buarque über einen Nebeneingang auf das nächtliche Gelände geleitet und sofort in einer der Frachtmaschinen der *Air Brasil* untergebracht. Grabow bezahlte den Flug für alle drei Passagiere, er tat dies mit spürbarer, mit sichtlicher Erleichterung. Buarque nahm den Betrag an sich. Bisher lief alles nach Plan. Dieser ‚Schweizer Reuter' war schon ein Teufelskerl!

Nach einer langen, nervenaufreibenden Wartezeit startete der Jet schließlich in Richtung Australien. Senior Buarque hatte sich persönlich um alles gekümmert. Die Flugkosten, die ja längst von Mr. Landore beglichen worden waren, erhielt dieser umsichtige Mann tags darauf von Buarque zurückerstattet.

Das Flugzeug der *Air Brasil Cargo* hatte reife Südfrüchte geladen, dazu Kokosnüsse, Ingwer und Tabak Die drei Männer saßen im vorderen Teil der Frachtmaschine auf den wenigen verbliebenen Plätzen, die beim Umbau von der Passagier- auf die Frachtversion an Bord belassen worden waren, und schauten aus den Fenstern. Es wurde nicht viel gesprochen. Das Ziel, Südamerika zu erreichen, stand im Vordergrund jeglicher Überlegungen Grabows.

Vielfach stiegen Zweifel auf im Kopf dieses Mannes, vor allem deshalb, weil die Maschine in die entgegengesetzte Richtung flog, und während des etwa vierstündigen Fluges von den Fidschi-Inseln nach Sydney zog Grabow mehr als einmal das wichtige Dokument aus seinem Beutel und betrachtete es eindringlich. Immer wieder prüfte er die astronomische Zahl von 867 Millionen US-Dollar, ruhiger wurde er dadurch nicht.

Der australische Kontinent lag im Dunkel, die Maschine überflog die hell schimmernde Küstenlinie und setzte wenig später zur Landung an.

Grell strahlten die Begrenzungslichter der Landebahn, das Fahrwerk bekam Bodenkontakt, kurz darauf hielt der Jet auf dem kommerziellen Teil des großen Flughafens. Es war genau 1 Uhr 51 Ortszeit. Um 3 Uhr 02 sollte die Lufthansamaschine starten.
Auf dem Frachtflughafen gab es nicht diese zeitraubenden Personenkontrollen, daher warteten die drei Passagiere nicht lange, bevor sie sich erhoben. Der Co-Pilot geleitete sie zum weit geöffneten Seitenportal, für einen kurzen Moment standen sie auf der riesigen Rampe und starrten hinaus. Sogleich öffnete der Flugzeugführer die Tür eines jener großen Aluminium-Container, die auf Rollen durch den Flugzeugrumpf geschoben wurden. Er trug die Nummer 508. Die drei Reisenden verabschiedeten sich vom Captain, betraten den Metallbehälter und wurden zusammen mit ihm aus dem Laderaum auf einen Tieflader gebracht.
Der Container besaß beachtliche Ausmaße, zudem war er nicht ganz voll, die drei konnten sich recht gut bewegen. Der Lader fuhr den Container zu einem Umschlagplatz und stellte ihn ab. Die heimlichen Insassen verhielten sich ruhig, ihr Gepäck fest in den Armen. Grabows Augen suchten unentwegt die unmittelbare Umgebung ab, aber es war stockdunkel. Mit einer Hand tastete er in seiner Reisetasche nach einer Taschenlampe.
„Wie geht es jetzt weiter?“ fragte er Bernd ungeduldig.
Der sah auf die Leuchtziffern seiner Uhr.
„Wir müssen noch etwas warten. Dieser Container wird in den nächsten Minuten zusammen mit Ihnen an Bord gebracht, er geht nach Brasilien. Sie dürfen ihn jetzt auf keinen Fall verlassen! Nur in seinem Innern gelangen Sie ungesehen an Bord.“
Diese Auskunft beruhigte Grabow kaum. Er fühlte sich in diesem Käfig gefangen, sah aus der Dunkelheit heraus tausend Augen auf sich gerichtet, nervös begann er an seinen Fingernägeln zu kauen. Bernd öffnete die Tür einen Spalt breit und schaute hinaus.
„Wartet hier“, flüsterte er, „ich bin gleich wieder bei euch.“
Damit ließ er seine Begleiter in der Abgeschiedenheit und Finsternis des Behälters zurück. Sofort begab er sich auf die Suche nach der Lufthansamaschine, fand sie ein wenig abseits stehend, sie wurde gerade beladen. Mächtige Container verschwanden mit Hilfe riesiger Gabelstapler in dem unersättlichen Bauch der Boing 747. Der Flugkapitän überwachte akribisch das Betanken des Langstreckenjets, als Bernd neben ihn trat. Er stellt sich vor und erfuhr, daß er erwartet wurde.

Das war schön. Senior Buarque hatte unvergleichlich gute Arbeit geleistet.
„Wir werden den Container von den Fidschis als letzten beladen“, sagte der Kapitän. „Danach geht es sofort los. Sie und Ihr Begleiter sollten sich rechtzeitig von *ihm* verabschieden. Sie beide fliegen vorne bei uns mit.“
Besorgt schaute Bernd auf die zahllosen Fenster der riesigen Frachtmaschine.
„Das ist nicht gut. Wenn er seinen Container verlassen sollte, sieht er eventuell in welche Richtung wir fliegen“, äußerte er seine Bedenken.
„Fenster gibt es nur im Oberstockwerk. Die unteren sind mit Metall verkleidet. Da kann niemand durchschauen!“ war die Antwort des Kapitäns.
Bernd nickte beruhigt und schaute auf eine der Flughafenuhren. 2 Uhr 25. Er stellte seine eigene Uhr auf die Ortszeit um. Im Norden und Westen erstrahlten die Lichter der großen Stadt, von Süden her schickte eine weite Bucht ihren milchigen Dunststreifen herüber.

Die Zeit im dunklen Container verrann zäh. Lothar war damit beschäftigt Grabow zu beruhigen. Denn der äußerte seine Zweifel immer lautstärker. Inzwischen waren es nur noch 20 Minuten bis zum Start.
„Wo *bleibt* denn dieser Reuter?“ wollte Grabow ungehalten wissen.
„Er wird gleich wieder hier sein“, suchte Lothar ihn ruhig zu halten.
„Aber die Maschine nach Südamerika geht schon in wenigen Minuten!“
Beinahe hysterisch keuchte Grabow seinen Unwillen mitten in Lothars Gesicht. Der faßte ihn beim Arm, drückte ihn sachte, aber das mochte Grabow nicht und entzog ihm den Arm unwillig. Zu nahe war Lothars Hand an sein Geldtäschchen geraten; das mochte er noch weniger. Alle Sinne gespannt warteten die beiden Männer in der unheimlichen Stille. Soeben schaute Grabow erneut auf seine Uhr, als die Tür des Containers geöffnet wurde und Bernd davor stand.
„Wir verlassen Sie jetzt, Rudolf“, sagte er knapp und griff seine Tasche, während Lothar ausstieg. „Denken Sie immer an eines: Man darf Sie bei der *Brasil Air* nicht finden. Sie sind offiziell gar nicht an Bord! Warten Sie bis Sie gelandet sind, bevor Sie den Container verlassen. Mindestens 15 Stunden. Solange wird der Flug nach Rio dauern.“
Danach drückte er Grabow die Hand, Lothar tat es ihm gleich.
„Guten Flug!“ wünschte er ihm.
Die Tür wurde verschlossen. Grabow hatte sich nicht bedankt, nur stumm genickt. Er bereitete sich auf einen langen Aufenthalt im Dunkeln vor. In seiner Reisetasche fand er endlich die kleine Taschenlampe, die etwas Licht in sein düsteres Dasein bringen sollte. Der Strahl der Lampe

glitt über hölzerne Transportkisten, voll mit Früchten. Zu essen hatte er jedenfalls genug. Grabow setzte sich neben der Tür auf einen der flachen Tabakstapel, eine Hand auf das Täschchen gelegt, bereit für die fünfzehnstündige Reise.

Von links näherte sich ein kleiner flacher Schlepper. Der Fahrer suchte die Frachtnummer 508, entdeckte sie, hielt an, lud den Container geräuschvoll auf und steuerte den fensterlosen Rumpf der Lufthansamaschine an. In Windeseile wurde der letzte Behälter an Bord gebracht, der hochgeklappte Bug der 747 wurde heruntergelassen und verschloß hermetisch den Frachtraum.

Lothar und Bernd waren dem Tieflader gefolgt, hatten den Jumbo über den Personaleinstieg betreten und entdeckten sogleich den Container 508, er stand ganz vorne. Mit Genugtuung erfüllt eilten sie vorüber, liefen ein paar Schritte den endlos scheinenden Frachtraum entlang, der in der Tat keine durchsichtigen Scheiben besaß, und passierten zahllose Container - sie gingen alle nach Deutschland. Schließlich stoppten sie, drehten um und begaben sich wieder in Richtung des Cockpits, ohne ein Wort zu sprechen. Nach einem kurzen Marsch erreichten sie die Treppe, wo sie vom Copiloten erwartet wurden. Er sprach ebenfalls nicht, sondern führte sie in die obere Etage des Jumbo-Jets und zeigte den beiden Passagieren unweit der Cockpittür ihre Plätze, als ihn ein rotes Lämpchen an seinen Arbeitsplatz rief. Kurz darauf vernahmen sie das innig herbeigesehnte Brummen der Turbinen.

Auch in dieser Frachtmaschine fanden Bernd und Lothar einige Sitzplätze vor, verstauten ihr Gepäck, schnallten sich fest, wenige Minuten später rollte der Jet zur Startbahn. Stewardessen gab es in dieser Maschine nicht. Die Freunde warteten. Nichts geschah. Warum starteten sie nicht? Ein ungeduldiger Blick aus einem der Fenster im Obergeschoß ließ im vagen Licht der gelben Flughafenbeleuchtung weit entfernte schemenhafte Gestalten erkennen, die ihrer Arbeit nachgingen. Mittlerweile zeigte die Uhr viertel nach 3. Die Unruhe der beiden wurde beinahe unerträglich. Aber sie wollten nicht ins Cockpit gehen, um nach dem Grund der Verspätung zu fragen. Noch nicht. Selbst den nervenstarken Bernd hielt es kaum noch auf seinem Sitz, sie mußten doch unbedingt in die Luft! Aus dem Cockpit vernahmen sie leise Stimmen, man sprach englisch. Etwa alle 2 Minuten wurde die Ruhe durch eine Meldung unterbrochen. Dazwischen nervenaufreibende Stille.

Gerade wollte Lothar sich erheben, als ein Zittern erkennen ließ, daß die Maschine zu rollen begonnen hatte. Es war genau 3 Uhr 29, als der

Kapitän die vier Strahltriebwerke der Boing 747 – 400 F auf Vollast stellte. Sie startete mit beinahe einer halben Stunde Verspätung.

Immer wieder fielen ihre Blicke aus dem winzigen Fenster im vorderen Teil der Boing 747, aber sie sahen nur Schwärze. Eine quälende Unruhe befiel die beiden Passagiere. Als es gegen sieben Uhr dreißig noch immer nicht dämmerte, stand Bernd auf. Wohin flog diese Maschine tatsächlich?

„Es ist jetzt schon bald halb acht, und draußen ist es noch immer stockdunkel. Wie ist das möglich?“ fragte er Lothar besorgt.

Auch der Freund zeige sich ratlos und ließ sich von Bernds Sorgen anstecken. Da öffnete sich die Tür des Cockpits, der Kapitän brachte den beiden etwas Tee, ein kleines Frühstück und machte es sich bei ihnen gemütlich.

„Wir sind ein bißchen verwirrt“, begann Lothar sofort, „weil es bereits so spät ist. Wo bleibt die Dämmerung? Wohin fliegen wir?“

„Auf Ihrer Armbanduhr ist es halb acht“, erklärte der Flugkapitän die Lage. „Wir fliegen gerade über den Indischen Ozean auf Java zu. Es ist halb fünf Ortszeit. So dicht am Äquator dauert es noch ein Weilchen bis zur Dämmerung.“

Die beiden Freunde verstanden nicht ganz.

„Wir fliegen nach Westen und haben etwas Gegenwind. Unsere Reisegeschwindigkeit beträgt etwa 900 km“, fuhr der Pilot fort. „Deshalb werden wir noch eine geraume Zeit in der Dunkelheit fliegen.“

Nun erst erhellte sich Bernds Gesicht ein wenig. Die Erde drehte sich von West nach Ost. In einer Stunde war es hier halb sechs Ortszeit, dann waren sie aber schon wieder 900 km weiter im Westen, im Schatten, in der Nacht. Es war zwar nicht leicht, diese Zusammenhänge zu verstehen, ohne einen Globus vor Augen zu haben. Schließlich gelang es ihnen, unter Mithilfe des erfahrenen Flugkapitäns, sich den langen Flug durch die Dunkelheit als Folge der Zeitverschiebung und der Erdrotation zu erklären. Sie mußten sich mit dem Sonnenaufgang noch ein wenig gedulden.

„Wer fliegt denn die Maschine?“ wollte Lothar wissen.

„Das macht unser Autopilot“, antwortete der Kapitän ruhig und schaute ihn ein wenig desillusioniert an. „Meine Kollegen passen nur auf, daß alles nach Plan läuft. Wissen Sie, fliegen alleine ist schon furchtbar langweilig. Aber in der Nacht eine Frachtmaschine zu steuern, das übertrifft alles andere.“

Damit verabschiedete sich der Pilot vorläufig. Der Tee belebte ihre Geister, das Frühstück schmeckte köstlich, es gab Schinken, Toast und

Erdbeermarmelade. Die Qualität hier war um keinen Deut schlechter als in den überfüllten Passagiermaschinen.

Grabows ‚Kabine' ließ diesen Luxus gänzlich vermissen. Sein Zifferblatt zeigte 12 Uhr mittags, er bekam Durst. Er hatte von den Früchten gegessen, seine Finger waren vom Mangosaft verklebt, er wollte sich die Hände waschen. Außerdem juckten die Verletzungen an seinen Beinen, verursacht durch die Barrakudaattacken, wieder stärker. Die Batterien der Taschenlampe waren fast erschöpft, sie steckte in seiner Hosentasche. Schließlich stand er auf, streckte seine Hand aus, öffnete behutsam die Containertür einen Spalt weit, aber im Bauch der 747 war es beinahe ebenso dunkel wie in seinem Versteck. Nur einige Lampen der Notbeleuchtung tauchten die Umgebung in diffuses Licht. Grabow drückte die Tür nach außen und stand im Frachtraum.
Wohin sollte er sich wenden? In jedem Flugzeug gab es mehrere Toiletten, dort würde er Wasser finden. Meist waren sie an der Innenseite angebracht. Allerdings handelte es sich hier um keine umgebaute, sondern um eine reine Frachtmaschine. Wie es um deren Waschräume bestellt war, entzog sich seiner Kenntnis. Container um Container tastete sich Grabow weiter nach hinten, sie hatten alle dieselben Ausmaße, etwa fünf Meter lang und vier Meter breit. Und alle waren sie beschriftet mit den Namen ihrer Zielorte. Das interessierte ihn im Moment allerdings nicht, er hatte Durst!

Die Toilette am hinteren Ende des Flugzeuges schien wenig benutzt, aber die Beleuchtung funktionierte, und es floß sogar klares Wasser. Grabow trank gierig, wusch seine Finger und sein Gesicht mit der kühlen Flüssigkeit und betrachtete sich in dem staubigen Spiegel. Er sah übernächtigt aus, fühlte sich völlig zerschlagen vom stundenlangen Sitzen auf den harten Stapeln Tabak, die er vergeblich zu einer Liege zusammenzustellen versucht hatte. Seine Finger griffen sich einige Papiertücher, er wischte seine Hände ab und ließ die Tücher achtlos zu Boden fallen. Sie waren beschriftet. Eines davon hob er wieder auf und las: *Lufthansa*.
Das war merkwürdig! Wieso benutzten sie in einer brasilianischen Maschine Tücher der Lufthansa? Grabow untersuchte die anderen, die unbenutzten Tücher, auch darauf fand sich der Namenszug dieser großen deutschen Luftlinie. Sollte die *Lufthansa* die *Brasil Air* mit Tüchern beliefern, die ihren Schriftzug trugen? Welchen Sinn ergab das?
Seine Augen suchten in der Toilette nach anderen Spuren. Der Seifenspender stammte von einer deutschen Firma, aus dem

Schwäbischen. Der Spiegel über dem Waschbecken trug winzige Schriftzeichen, ein wenig ausgebleicht, aber noch deutlich lesbar: *Lufthansa.* Allmählich wurde Grabow mißtrauisch. Er verließ den Waschraum, um erneut auf die lange Reihe der Aluminium-Container zu stoßen. Gleich den ersten beleuchtete er mit seiner nur noch schwach strahlenden Taschenlampe und entzifferte: Frankfurt/Main, *Lufthansa Cargo.* Auch die übrigen Behälter trugen alle die Inschrift des Zielflughafens. Grabow konnte es nicht fassen. Er befand sich in einer Maschine der Lufthansa mit dem Ziel: Frankfurt!
Wie war das möglich? Seine Gedanken begannen zu kreisen, zu recherchieren. Vergeblich zunächst, aber in kurzer Zeit kristallisierte sich ein neues Bild heraus. Wer *waren* eigentlich diese beiden Schweizer, die ihn so selbstlos von den Fidschi-Inseln nach Australien gebracht hatten? Die Namen Reuter und Steiner, wenn er sich recht erinnerte, sagten ihm gar nichts. Mit größter Sorge sah er der Landung in Frankfurt entgegen. Untätig aber wollte er dabei nicht bleiben.
Auf leisen Sohlen lief Grabow wieder zurück in Richtung des Cockpits, vorbei an seinem Containerversteck, entdeckte die Treppe und stieg sachte nach oben, wo ihm gedämpfte Stimmen entgegen drangen. Er erkannte die Stimme von Reuter.
„…nein! Nein, nein, Lothar. Leicht war das überhaupt nicht“, bekannte Bernd aufgewühlt. „Am liebsten hätte ich ihn schon bei der Überfahrt zur Südinsel an die Haie verfüttert. Aber er muß vor ein Gericht. Auch Sabine hätte es so gewollt. Es war keineswegs einfach, mich zu beherrschen und diesem vollgefressenen Kerl nicht meine Faust in sein unverschämtes Gesicht zu schlagen.“
Lothar verstand ihn gut, er hatte ihn stets mit Bewunderung bedacht, wenn er ihn so ruhig und gelassen neben dem Mörder seiner Frau hatte stehen oder sitzen sehen. Er fragte sich, ob das ihm selbst auch gelungen wäre, an Bernds Stelle. Und starke Zweifel bemächtigten sich seiner.
„Ich glaube nicht, Bernd, daß ich so ruhig geblieben wäre. Aber durch deine Nervenstärke hast du dich schon ausgezeichnet, als du noch beim BKA warst“, erinnerte sich Lothar gut an die Zusammenarbeit mit dem Freund vom Bundeskriminalamt.
Worüber reden die beiden? zermarterte sich Grabow auf der Treppe das Gehirn. *Von welchem BKA spricht Steiner? Sind die beiden Polizisten?*
Und mit einemmal fiel ihm auf, daß diese Männer überhaupt keinen Schweizer Akzent sprachen. Da durchzuckte es ihn wie ein finaler Stromschlag.

Seine beiden Freunde Bernd und Lothar waren Beamte der deutschen Polizei und hatten den Auftrag, ihn zurückzuholen! Wie auch immer sie seinen Aufenthaltsort herausgefunden hatten. Geschockt zog sich Grabow zurück. Fuß um Fuß stieg er die Wendeltreppe wieder hinunter, lief zu seinem Behälter, stieg hinein und schloß ihn leise. Im ersterbenden Schein seiner Taschenlampe ertastete er eines seiner Mobiltelefone, die er vor der Abreise vorsorglich aufgeladen hatte. Ein weiser Entschluß, wie sich nun zeigte.
Mit dem winzigen Gerät in der Hand verließ er sein Gefängnis wieder, entfernte sich von der Treppe, vom Cockpit. Seine Lampe gab den Geist auf. Aber das Mobiltelefon besaß ein Leuchtfeld, das die Tastatur erhellte. Grabow dachte kurz nach, dann wählte er eine Nummer. Der Ruf ging durch, aber der Teilnehmer hob nicht ab.
Rudolf Grabow hatte keine Ahnung, wie spät es jetzt gerade in Deutschland sein mochte, es war ihm gleichgültig. Er wartete eine Stunde und versuchte es erneut, mit dem gleichen Resultat. Beim dritten Versuch kam die Verbindung zustande. Am anderen Ende meldete sich ein Mann mit einem slawischen Akzent. Grabow erklärte kurz, wo er sich befand, wohin die Reise ging und gab dem Mann genaue Instruktionen. Der Mann verstand. Er versicherte Herrn **A**., wie er ihn nannte, ihn nicht im Stich zu lassen und beendete das Gespräch.

Kapitel XXII

Dieser Auftrag war ein Kinderspiel. M hatte nicht allzu viele Vorbereitungen zu treffen. Nach dem Anruf fuhr er sofort nach Hamburg, um sich die Waffe zu besorgen. Eine Waffe mit neuem Lauf, ein Präzisionsgewehr aus den Vereinigten Staaten, dessen effektive Reichweite mehr als 900 Meter betrug; ausgestattet mit einem Zielfernrohr der Firma Zeiss.

Niemals, und das bedeutete auch wirklich *niemals*, wurde ein Lauf zweimal verwendet. Sofort nach einem Auftrag ging die Tatwaffe zurück an den Lieferanten, der tauschte den Lauf unverzüglich aus. Auf diese Weise konnte zwischen eventuell aufgefundenen Geschossen keinerlei Bezug hergestellt werden, obwohl sie immer von derselben Waffe abgefeuert wurden.

Jeder Lauf besaß im Innern seine eigene Charakteristik. Da das Projektil stets eine Winzigkeit größer war als der Innendurchmesser des Laufes, wurde es nach dem Abfeuern quasi durch den Lauf gepreßt. Dabei hinterließ die harte Oberfläche des Laufes ihre unverkennbaren Spuren auf dem etwas weicheren Geschoß. Diese Spuren waren so individuell wie Fingerabdrücke und halfen den Ermittlern oftmals, eine Tatwaffe zu ermitteln und damit nicht selten auch den Schützen.

Diese Sorge tangierte M nicht. Zudem war es preiswerter, einen Lauf auszutauschen, als die ganze Waffe zu vernichten. Immerhin kostete das vollständige Exemplar im Einkauf über 7 000.- US-Dollar. Aber auch die Kosten waren nicht der Grund.

Die herausragende Rolle spielte die Präzision, denn M war diese halbautomatische Waffe gewöhnt, er kannte ihre Eigenbewegung beim Repetieren, schätzte ihre sanfte Mechanik, war sich auch bei großen Distanzen niemals unsicher; sie war ein Teil von ihm geworden. Irgendwie liebte er dieses Tötungsgerät. Eigens geschaffen für Attentate und andere vergleichbare finale Lösungen, behandelte er es genauso sorgfältig wie etwa ein empfindliches Mikroskop oder eine Fotokamera.

M war 40 Jahre alt, trug einen Maßanzug und saß im weißen Lieferwagen einer Frankfurter Gebäudereinigungsfirma, der am Straßenrand parkte. Den Blick seit langem starr auf den Rückspiegel geheftet, warf er einen kurzen Blick auf die Uhr. Es wurde Zeit für seine letzten Vorbereitungen. Vorne im Führerhaus deutete nichts auf seine Absichten hin. M trat ins Freie, öffnete die Seitentür, stieg ein und schloß sie rasch wieder. Der Innenraum war abgedunkelt, dadurch ließ sich das Ziel deutlicher exponieren. In seinem grauen Anzug kniete M sich hinter sein Handwerkszeug, ein stabiles Stativ, auf dessen Oberseite die

Präzisionswaffe montiert war, die Mündung auf das Heck gerichtet. Er faßte sie mit geübtem Griff, drehte sie ein wenig hin und her. M hatte die Arretierung so fest gestellt, daß das Gewehr sich nur zäh bewegen ließ. Auf einer Entfernung von 500 Metern konnte bereits das kleinste Zittern einen Fehlschuß nach sich ziehen.

Nach langen Minuten des Wartens öffnete M eines der hinteren Fenster einen Spalt weit, schaute durchs Zielfernrohr, drehte ein wenig an der Justierung und ließ die Waffe wieder los. Die Augen zu schmalen Schlitzen zusammengekniffen, beobachtete er die leicht abfallende Straße in dem Bad Homburger Außenbezirk. Seine Armbanduhr zeigte 19 Uhr 28. Es wurde nun wirklich Zeit. Wo blieb er heute nur? Gewöhnlich passierte er diese Stelle zwischen 19 und 19 Uhr 30.

Dieser Arbeitstag hatte es wahrlich in sich gehabt. Richter Ewald Stark saß seit den frühen Morgenstunden in seinem Büro in der Frankfurter Börse. Seit mehreren Tagen arbeitete er an der Entschlüsselung gewisser Transferpraktiken einiger Großbanken und mußte zum wiederholten Male feststellen, daß die Bundesregierung nach und nach von *mehreren* Banken betrogen worden war. Hatte die erste Großbank mehrmals ihren eigenen Kursverfall forciert, wechselte der Finanzminister zwangsläufig zum nächsten Geldinstitut, wo ihm nach kurzer Zeit Gleiches widerfuhr. Auf diese Weise hatten die Banken versucht, sich die Billionenschulden des Staates endlich zurückzuholen. Was ihnen auch teilweise gelungen war. Legal war das dennoch nicht. Im Gegenteil. Wo waren die offiziellen Kontrollorgane zu jener Zeit gewesen?

Stark schaute auf die Armbanduhr, fuhr sich müde übers Gesicht, griff in seine Aktentasche und kramte ein Hustenbonbon hervor. Seit dem Vortag spürte er ein Kratzen im Hals, hervorgerufen durch die Klimaanlagen in den Räumen der Börse. Erneut fiel sein Blick auf die Seiko an seinem Handgelenk. Zum zweiten Mal innerhalb von fünf Minuten, das bedeutete: Schluß für heute.

Seine Konzentrationsfähigkeit schien deutlich nachzulassen. Seit Tagen befaßte er sich ausschließlich mit Zahlen, mit astronomischen Zahlen, das war wirklich sein Metier nicht. Daher ermüdete ihn die Rechnerei immens. Seine Domäne waren Paragraphen, und Stark konnte sich nicht erinnern, während seiner langjährigen Dienstzeit als Anwalt, später dann als Staatsanwalt und schließlich als Richter, auch nur ein einziges Mal verbissener an einer derart komplexen, weitverzweigten und internationalen Betrugsaffäre gearbeitet zu haben.

Er schloß die Akte, erhob sich, sofort stand der Wachmann an der Tür auf.
„Feierabend“, sagte Stark leise, wohl wissend, daß für ihn am heutigen Tag noch lange nicht Schluß war. Denn seine Gedanken konnte er nicht abschalten.
Der Richter fuhr mit dem Lift zur Tiefgarage hinunter, öffnete das Verdeck, bestieg sein dunkelblaues Saab-Cabrio und verließ diesen kühlen Steinbau. Das Radio blieb stumm, Stark wollte seine Ruhe haben, mußte nachdenken. Das konnte er ausgezeichnet, indem er sich den Wind um die Nase wehen ließ. Die ungeheuren Geschehnisse um die Staatsfinanzen erlaubten ihm auch nach getaner Arbeit keinen Müßiggang.
Er ließ die Frankfurter Innenstadt hinter sich und steuerte seinen Wagen in Richtung Bad Homburg. Vor den Toren dieser Kurstadt besaß er eine alte Villa im Jugendstil, die er zusammen mit seiner Gattin seit mehr als zwanzig Jahren bewohnte. Nach seiner lange herbeigesehnten Pensionierung hatte er mit Vorliebe in seinem Garten gesessen, sich die farbenreichen Blumenbeete betrachtet, dem Summen der Insekten gelauscht, Vögel beobachtet und zwischendurch ein gutes Buch gelesen. Die Juristerei hatte er ad acta gelegt, seinen verdienten Ruhestand genossen.
Auch am heutigen Abend wollte er sich wieder für einige Zeit auf dem gepflegten Rasen ausruhen. Ewald Stark trat aufs Gaspedal.

Noch war M nicht nervös, noch war es taghell draußen, die Sicht ausgezeichnet, die Allee gut einzusehen. Die tiefstehende Sonne warf die dunklen Schatten der alten Bäume quer über die Straße und sorgte für wechselnde Sichtverhältnisse. Wie ein überdimensionierter Reißverschluß mutete die Allee jetzt an, direkt auf Ms Versteck gerichtet. Zum wiederholten Male griff er zur Waffe, schaute durch den Sucher und lehnte sich wieder zurück. Sein linkes Knie auf einer weichen Decke, konnte er minutenlang ein Ziel anvisieren, ohne Gefahr zu laufen zu verkrampfen.
Seine Hand griff in die Tasche, zog eine der Reservepatronen hervor, und prüfend liebkosten seine Augen das Geschoß. Es handelte sich um eine Spezialhülse, extra lang, um die ungewöhnlich hohe Menge des Treibmittels aufnehmen zu können. Die Reichweite des Gewehrs wurde nur im Ausnahmefall genutzt. Gewöhnlich lag die Gebrauchsweite unter 500 Metern, das war einfach sinnvoll. Denn die Ziele, die es in aller Regel zu treffen galt, waren schon auf diese Distanz extrem winzig. Sie

hatten nur noch die Größe einer Münze. Ohnehin eine Herausforderung. Wieder schaute der Mann durchs Glas.

Stark näherte sich der Linkskurve, bremste den Saab ab. Die Kurve war zwar übersichtlich, aber nicht zu unterschätzen; er kannte sie zur Genüge. Einmal, in jungen Jahren, war er sie mit seiner Honda zu schnell angefahren, mußte ungewöhnlich stark abbremsen und landete inmitten einer spektakulären Staubwolke in einem Maisfeld. Viel war nicht passiert, seine Schulter schmerzte einige Tage, und die Gabel des Motorrades hatte sich verzogen.

Daher war ihm diese Kurve bekannt. Auch mit dem Cabrio befuhr er sie oftmals ein wenig zu offensiv, steuerte dagegen, wenn der Wagen auszubrechen drohte und fing ihn gekonnt wieder ab; es bereitete ihm einfach Vergnügen.

Unmittelbar nach der Kurve begann die endlose Allee. Stark brachte die gefährliche Kehre hinter sich, beschleunigte den Saab wieder etwas, überholte den LKW einer Brauerei und fuhr nun gemächlich durch ein Wechselbad von Licht und Dunkel. Alle paar Meter legte sich der mächtige Schatten eines der zahllosen mannsdicken Kastanienbäume wie ein schwarzer Balken quer über die Fahrbahn. Starks Pupillen vollführten explosionsartige Eskapaden, an den Lamellenverschluß eines Fotoapparates erinnernd, zogen sich zusammen und weiteten sich sofort wieder, sobald die linksstehende Sonne das offene Verdeck traf.

M erkannte den Saab des Richters augenblicklich. Er faßte das Gewehr und schaute durch das Fernrohr, kalt bis ins Mark. Der Wagen seines Opfers befand sich nicht alleine auf der Allee. Etwa hundert Meter hinter dem Richter folgte gemächlich ein Getränkewagen. Das störte M in keiner Weise. Er visierte den Kopf des Richters an, zielte eine Weile, und als die Entfernung stimmte krümmte sich sein Zeigefinger.

Ein scharfes Klicken, mehr war nicht zu hören. M benutzte zwar immer einen Schalldämpfer, aber ein wenig mehr Lärm verursachte der schon. Was war geschehen? Der Schuß hatte sich nicht gelöst. Erneut zielte M auf den Kopf des Richters. Wieder klickte es nur.

Die Allee zog sich über mehr als 2 Kilometer hin, es verblieben ihm noch 400 Meter. M öffnete den Verschluß, die Patrone sprang heraus und landete auf dem Boden des Lieferwagens. Eine neue hielt er bereits in der Hand und steckte sie in die Waffe. Wieder suchte sein Blick den Mann im Cabrio. Der Saab schickte zwischendurch das reflektierende Sonnenlicht zum Schützen herüber, periodisch unterbrochen durch die Schatten der Kastanien. Es irritierte ein bißchen. Noch hatte der Richter über 400 Meter auf der Allee zurückzulegen, bevor sie in einer

Rechtskurve endete. M blieb ruhig, gelassen fixierte er sein Ziel, der Finger krümmte sich zum dritten Mal.

Das Kratzen im Hals war lästig, er brauchte ein weiteres Hustenbonbon. Stark schaute nach seiner Aktentasche. Sie lag auf dem Beifahrersitz, und er beugte sich hinüber, griff hinein, als er einen Schlag an seiner linken Schulter spürte. Erschrocken setzte er sich kerzengerade hinters Lenkrad, die Ursache des heftigen Schlages zu ergründen. Es könnte ein Vogel gewesen sein, dachte er, und ging etwas vom Gas. Aber er fand keinen Vogel im Fahrgastraum.

Eher zufällig entdeckte er das Loch in seiner Windschutzscheibe, und plötzlich fühlte er den stechenden Schmerz. Seine rechte Hand tastete nach der verletzten Schulter, er zog sie wieder zurück, die Finger waren blutverschmiert. Ihm wurde schwindlig. Wie in Zeitlupe zogen die Kastanienbäume an ihm vorüber, Stark sackte zur Seite, sein rechter Fuß drückte das Gaspedal durch, seine Linke verfing sich im Lenkrad und drehte es nach rechts.

Der Saab raste auf einen der Alleebäume zu, drohte ihn frontal zu rammen. Benommen versuchte Stark, seinen Arm aus dem Lenkrad zu befreien, wodurch die Räder noch mehr nach rechts gelenkt wurden. Das Cabrio schob sich zwischen zwei Kastanien hindurch, übersprang den Straßengraben, wobei der Fuß vom Gas rutschte, und schlitterte quer über das angrenzende Feld, bis es schließlich auf einer sumpfigen Wiese zum Stehen kam.

Aus der Entfernung konnte M alles genauestens beobachten und war zufrieden. In aller Ruhe löste er die Waffe vom Stativ, zerlegte sie, verstaute sie im Koffer, klappte das Dreibein zusammen und verließ den Laderaum.

Eile hatte er keine. Entspannt setzte er sich hinters Lenkrad, startete den Motor, und nach einem kurzen Blick in den Rückspiegel trat er aufs Gaspedal. Wieder hatte er einen Auftrag ausgeführt, zu seiner und seiner Auftraggeber Zufriedenheit. Der weiße Lieferwagen mit der Aufschrift: *Wir erledigen es für Sie* entfernte sich vom Geschehen.

Der jugendliche Radfahrer traute seinen Augen nicht, als ihm das dunkle Cabrio entgegen raste. Als hätte der Fahrer etwas zuviel getrunken, so wankte es über die Mittellinie und wieder zurück, bis es schließlich zwischen zwei Bäumen die Straße verließ und irgendwann stehen blieb. So fest er konnte trat der junge Mann in die Pedale, und noch vor dem Getränkewagen erreichte er das Unfallfahrzeug. Das Rad ließ er einfach fallen, lief zum Saab hinüber und starrte den Fahrer an. Der Richter lag auf dem Beifahrersitz, hatte die Augen geschlossen und

atmete schwer. Der Radler griff in seine Tasche und zog ein Mobiltelefon heraus.

Richter Ewald Stark hatte die Beziehung zur Gegenwart verloren. Kaum, daß er das glühenden Brennen in seinem linken Oberarm spürte. In seinem Kopf wirbelten dumpfe Gedanken um die Wette. Riesige Bäume sah er vorüberziehen, endlose Zahlenreihen, winzige Vögel, Lenkräder, Hustenbonbons. Als die Bilder blasser wurden, sank er in eine tiefe Nacht. Das Eintreffen des Notarztes nahm er nicht mehr wahr.

***

Juri stellte den grünen Mietwagen im Parkhaus des Frankfurter Flughafens ab, stieg aus, putzte gewohnheitsmäßig seine dicke Brille und suchte nach den Hinweispfeilen, die ihn zum Terminal leiten sollten. Es war übersichtlich. Der erste Weg führte ihn zum Fahrstuhl.
Nach dem Betreten des Terminals steuerte er eine der großen schwarzen Tafeln mit Unmengen weißer Buchstaben und Zahlen an, auf der Suche nach einem bestimmten Flug. Seine Augen kletterten die Tafel hinauf und wieder hinunter, ständig änderten sich die Inschriften. Eine Maschine kam aus Melbourne. Aber das konnte sie nicht sein. Sydney hatte Herr **A** gesagt! Das lag auch in Australien, Juri war überzeugt, daß er den Namen Sydney ebenfalls bald finden würde. Zudem war die Maschine aus Melbourne soeben gelandet und ihre Daten kurz danach von der Tafel verschwunden.
Nachdem der Mann einige Zeit vergeblich gesucht hatte, lief er weiter zum Lufthansaschalter, wo er sich nach der Frachtmaschine aus Australien erkundigte. Die junge Angestellte lachte amüsiert, verließ ihren Schalter und zeigte Juri, wohin er sich begeben mußte. In diesem Terminal würde er die Maschine nicht finden, hier war die Personenabfertigung. Er mußte zum Frachtzentrum Nord. Juri bedankte sich höflich und machte sich auf die lange Wanderschaft.

Der stämmige Mann mit der dicken Brille kannte in seiner Heimat eine ganze Reihe von Dörfern, die man schneller durchmessen konnte. Wie eine Weltreise mutete es ihn an. Die Abfertigungshalle des Internationalen Flughafens wollte nicht enden, seine Füße begannen zu schmerzen. Glücklicherweise blieb ihm das Kofferschleppen erspart. Nach Hunderten von Metern erreichte er das Ende der Halle, verließ sie und gelangte irgendwann zum Zentrum Nord.

Auf diesem Teil des Airports sah es völlig anders aus. Diese Zone wurde nicht von jener Hektik bestimmt wie der andere Bereich, hier ging

es wesentlich ruhiger zu. An diesem Ort beschäftigte man sich mit leblosen Materialien, mit unbewegten; in den meisten Fällen jedenfalls. Weitere lange Minuten verstrichen, bis Juri schließlich Tor 26 erreichte, jene Stelle, an der die gesuchte Maschine andocken sollte. Er brachte die voraussichtliche Landezeit in Erfahrung; ihm verblieben noch knappe zwei Stunden.
Mit dieser Maschine kehrte Herr **A** zurück. Nicht ganz freiwillig, wie Juri beim Telefonat aus dessen Worten hatte herauslesen können. In seiner Begleitung befanden sich zwei Beamte der deutschen Polizei. Was Juri nicht wußte, war, ob diese Männer Waffen besaßen. Davon hatte Herr **A** nichts erwähnt.
Zwei Stunden waren eine lange Zeit, die er zu nutzen wußte. Er kannte jetzt den genauen Ankunftsort, und von dort konnte man den Flughafen nur in zwei Richtungen verlassen: Die Straße hinter dem Gebäude verlief von Ost nach West. Folglich trugen seine schmerzenden Füße Juri die weite Strecke zurück zum Parkhaus, er holte den Mietwagen und fuhr ihn ganz in die Nähe des Ausganges Nord. Als er dort eintraf, verblieben ihm noch immer 60 Minuten. Sein Wagen stand nun zwar im Parkverbot, aber das mußte er riskieren. Er hoffte innig, ihn bei seiner Rückkehr noch am selben Fleck vorzufinden.

Das Putzen seiner Brillengläser war zu einer Gewohnheit geworden, was meist nichts mit deren tatsächlichem Zustand zu tun hatte. Immer, wenn er konzentriert nachdachte, nahm er sie ab und begann, die dicken Gläser mit einem feinen Leder abzureiben. Minutenlang zuweilen. In aller Regel waren die Gläser hinterher ebenso rein wie vorher. Das störte ihn wenig. Es war ein Tick.

Die Sonne stieg auf ihrer Bahn empor, Juri stand im Schatten eines riesenhaften Bauwerkes, beobachtete das Starten und Landen der Frachtmaschinen und rauchte. Was ihm ein wenig die Zeit vertrieb, ihm sogar ab und zu ein Lächeln entlockte, war der für ihn außerordentlich erfreuliche Gedanke, in Kürze wieder ins *Revier* fahren zu dürfen, wie Herr **A** ihm während des Telefonats zugesichert hatte. Mit dem schweren LKW und dessen vorwiegend metallener Fracht …

***

In 11 000 Meter Höhe, über dem strahlenden Morgenhimmel Bulgariens, servierte diesmal der Co-Pilot den beiden Fluggästen ein zweites Frühstück und stellte die imposante Handlampe, um die sie gebeten hatten, daneben, bevor er sich wieder empfahl.

Die Freunde hatten sich abgewechselt, Lothar die letzte Wache übernehmen dürfen, er war der Jüngere. Sachte stieß er Bernd mit der Hand an. Sofort war jener munter, setzte sich gerade, brachte einen dieser handlichen Klapptische in Positur und sie speisten. Ein tiefes Schlafen war ihnen in einem Flugzeug ohnehin nicht möglich. Stets vergingen nur wenige Minuten vom Einschlafen bis zum Wiedererwachen, was zum großen Teil an der unbequemen Sitzhaltung lag.
Zweimal war Lothar während des Fluges unten beim Container gewesen, um zu prüfen, ob alles in Ordnung war; er hatte nichts Ungewöhnliches feststellen können. Es war ruhig geblieben. Dennoch, Sicherheit oder gar Zufriedenheit wollte sich bei keinem von beiden einstellen.
„Erst wenn dieser Grabow in Gewahrsam ist, werde ich mich entspannen“, hatte Bernd noch kurz nach dem Abflug in Sydney gesagt. „Dieser Mensch hat jede Menge Überraschungen parat, dem würde ich niemals trauen. Nicht einmal, wenn er in Ketten vor mir stünde.“
Noch über Australien kam von Lothar der Vorschlag, Grabow etwa eine Stunde vor der Landung aus seiner ‚Kabine’ zu holen und ihm zu offenbaren, wohin die Reise tatsächlich ging. Das ersparte ihnen vielleicht unverhoffte Zwischenfälle.

Nach dem Frühstück erhoben sich die beiden, um Grabow die freudige Mitteilung zu überbringen. Bernd griff sich die Lampe, sie liefen die Treppe hinab und standen im Frachtraum. Schnell hatten sich ihre Augen an die eingeschränkte Sicht hier gewöhnt, sie gingen zum ersten Container, blieben einen Moment davor stehen. Bernd gab Lothar ein Zeichen und der öffnete mit einem schnellen Griff die Tür des Containers, Bernd schaltete die Lampe ein und schickte ihren grellen Strahl in den finsteren Innenraum des Transportbehälters. Er leuchtete der Reihe nach die Kisten ab, erhellte den Zwischenraum darüber, ließ auch die Ecken nicht aus – Grabow war verschwunden.
„Wo ist er hin, dieser Bastard?“
Überaus leise hatte Lothar diese Frage an Bernd gerichtet, überzeugt, daß auch der keine Antwort wußte.
„Er wird sich noch einmal die Füße vertreten, bevor ihn für lange Zeit die Gitterstäbe daran hindern.“
Bernds Humor tendierte seit Tagen immer öfter in Richtung Sarkasmus, was Lothar so gar nicht von ihm kannte. Aber es gefiel ihm, und er schickte nach:
„Hoffentlich ist er noch nicht ausgestiegen.“

Die beiden besannen sich, daß Grabow ja nicht eingeschlossen gewesen war, und er sich trotz der Warnung möglicherweise im Flugzeug frei bewegt hatte. Dabei hätte er durchaus entdecken können, wohin dieses Flugzeug unterwegs war. Hilfreich waren ihm dabei sicher die vielen Container, alle mit der gleichen Aufschrift: Frankfurt. Das hatten sie nicht bedacht bei ihrem ausgeklügelten Plan.
„Das war ein Fehler“, räumte Bernd bedauernd ein, „aber dennoch entkommt er uns nicht. Ich muß die Crew davon in Kenntnis setzen.“
Eilig entfernte er sich, lief zum Cockpit hinauf und klopfte an die Tür. Wenig später war die Crew unterrichtet, die Tür wurde verriegelt, Bernd begab sich auf den Rückweg zu seinem Kollegen.
Behutsam liefen die beiden Männer in den hinteren Frachtraum, Lothar auf der einen, Bernd auf der anderen Seite, zwischen ihnen die endlosen Containerreihen. Die Männer waren unbewaffnet, aber von Grabows körperlicher Präsenz hatten sie nichts zu befürchten, das wußten sie. Und beide, der noch mitten im Beruf Stehende und der bereits Pensionierte - sich jedoch seit wenigen Tagen wieder im Dienst befindliche - wünschten sich nichts sehnlicher, als daß ihnen Grabow begegnen und sich heftig zur Wehr setzen würde …
Am Ende des Frachtraums trafen die Freunde aufeinander, und da sie stumm ihren Weg zurückgelegt hatten, vermuteten sie im ersten Moment, es handele sich bei dem Schatten des anderen um den Gesuchten, erkannten sich jedoch rechtzeitig.
„Nichts“, flüsterte Bernd, wissend, daß auch Lothar keinen Grabow entdeckt hatte.
„Laß ihn doch in seinem Versteck“, schlug Lothar vor, und hob ein wenig seine Stimme, „in Frankfurt greifen wir ihn. Wenn er nach der Landung zu fliehen versucht, wird er erschossen! Kopfschuß, aus, vorbei! Diesmal wird nicht lange gefackelt.“
Die letzten Worte sprach er betont laut, der von einem beständigen leisen Dröhnen erfüllte Frachtraum verstärkte sie und schickte sie in alle Ecken. Grabow mußte sie gehört haben. Nichts lag den beiden Suchenden ferner, als jeden Container einzeln zu durchforsten. Stattdessen gingen sie zielstrebig zurück zu ihren Plätzen im ersten Stock der Boing 747, setzten sich und widmeten sich dem restlichen Tee.

Lange brauchten sie nicht zu warten, bis sich zaghafte Schritte näherten und die Treppe heraufschlichen. Von den Piloten konnte es keiner sein, denn das Cockpit der 747 befand sich hier, im Obergeschoß. Lothar und Bernd hörten die Geräusche wohl und verhielten sich ausgesprochen desinteressiert, aber immens wachsam. Beinahe ängstlich stieg Rudolf

Grabow die Stufen empor und blieb stehen, als er Bernd und Lothar ansichtig wurde.
In den Augenwinkeln beobachteten sie ihren Gefangenen, wie er zögerlich die letzten Stiegen nahm, die beiden Männer gewahr wurde, sich umsah, unschlüssig, was er als nächstes tun sollte.
Ohne ihn dabei anzusehen deutete Lothar mit ausgestrecktem Arm auf einen der freien Plätze. Grabow rührte sich nicht. Erst als Bernd unendlich langsam den Kopf wendete und ihn direkt anstarrte - den Mann, der verantwortlich war dafür, daß mehrere Millionen Rentner und Pensionäre ihr Leben lassen mußten, einschließlich seiner eigenen Frau, seiner geliebten Sabine, den Mann, der sich mit vielen Millionen ins Ausland abgesetzt hatte – erst da spürte Grabow: Sein makaberes Spiel schien in diesem Augenblick zu Ende.
Einen weiteren Schritt schob er sich auf die Sitzenden zu, keiner der beiden machte eine Bewegung, keiner zeigte sich in irgendeiner Form bedrohlich. Ein wenig schien Grabow beruhigt, wollte sich jedoch nicht neben seine ehemaligen Freunde setzen. Er befürchtete noch immer eine schmerzhafte Attacke.
„Wollen Sie bis Frankfurt stehen bleiben?“ fragte Lothar beiläufig und nippte an seinem Tee.
Auf dem Tablett standen mehrere Tassen, er nahm eine in die Hand, füllte sie mit dem inzwischen lauwarmen Getränk und schob sie zur Tischkante hin. Immerhin war Grabow ein menschliches Wesen, warum sollte man ihn verdursten lassen.
„Setzten Sie sich. Trinken Sie! Dieser Tee ist *nicht* vergiftet“, sagte er, unter Anspielung auf die tödlichen Couverts der ***Vita Pharma***.
Grabow verstand diesen Hinweis, und nach anfänglichem Zieren setzte er sich zu den zwei Beamten, deren richtige Namen er nicht einmal kannte. Was wohl stimmte, waren ihre Vornamen, dachte er, als er die Tasse zum Mund führte, denn sie nannten sich auch so, wenn sie sich alleine wähnten. Bernd und Lothar. Aus irgendeinem Grund hatte dieser Bernd eine große Wut auf ihn, wie er bei seinem ersten heimlichen Besuch erfahren mußte. Ins Gesicht hatte er ihn schlagen wollen, gar an die Haie verfüttern …
„Wie …wie lauten Ihre … richtigen Namen? Wie heißen Sie?“ fragte Grabow unerwartet.
Die beiden Freunde sahen sich an, konnten keinen Grund erkennen, warum sie ihm nicht reinen Wein einschenken sollten, und Lothar nannte seinen richtigen Namen. Grabow konnte ihn nicht zuordnen, wie sehr er sich auch bemühte.

„Bernd Roth! Das ist mein Name“, sagte Bernd in die Stille hinein.
Grabow stutzte, sein Gesicht verlor jegliche Farbe. Er fixierte Bernd, der in Gegenwart des Mörders seiner Gattin nicht die geringste Regung zeigte. Der Name Roth kam ihm nicht nur sehr bekannt vor, dieser Name stand auch für zahlreiche Schwierigkeiten, die ihm während seiner lukrativen Tätigkeit bereitet worden waren. Betreten schwieg Rudolf Grabow. Er wollte es nicht riskieren, diesen Mann durch ein unbedachtes Wort zu einer Unüberlegtheit zu provozieren. Erneut nahm er einen Schluck aus der Teetasse, der Tee schmeckte fad und war kalt.
„Sie haben ja recht daran getan, mich hierher zurückzubringen. Was ich gemacht habe, ist durch nichts zu entschuldigen!“
Bernd und Lothar erschraken beinahe über die Offenheit ihres Gefangenen. Es schien ihnen, als hätten sie sich verhört. Hatte der eben tatsächlich so etwas wie Reue gezeigt? Hatten sie sich in ihm getäuscht? Hatte sich die Bestie vom Saulus zum Paulus gewandelt?
„Warum haben Sie das getan?“ fragte Lothar fast naiv.
Grabow zuckte mit den Schultern, es sah aus, als hätte er sich in sein Schicksal ergeben. Als fügte er sich in den Umstand, demnächst vor Gericht der Untersuchungskommission Rede und Antwort zu stehen.
Er könnte immer noch leugnen! Es gab kaum jemanden, der in der Lage war, ihn direkt zu beschuldigen. Außer dem Finanzminister und einiger *Hoher Tiere* der Versicherungsbranche. Die aber würden sich hüten! Im Grunde gab es kaum Beweise gegen ihn.
Von Finanzminister Meiningers medienwirksamen Fernsehauftritt wußte Grabow nichts, auch davon nicht, daß ein Millionenpublikum sein Gesicht kannte und er zum meistgesuchten Menschen in Europa geworden war. Selbst von der Verhaftungswelle in Deutschland hatte er keine Ahnung.
Mit einemmal brannte in seiner Stofftasche, die er während des ganzen Fluges am Gürtel trug, ein unerträgliches Feuer, ausgehend von jenem für ihn so wichtigen Dokument, das belegte, wo in Uruguay er das Geld deponiert hatte. Sein Geld. Die beiden Beamten wußten davon. Kannten mit Sicherheit die genaue Summe. Er mußte das Dokument in Sicherheit bringen, fand die Augen seiner Opponenten darauf gerichtet, fühlte es sich entrissen, weggenommen, vernichtet. Grabow begann in einem ungewohnten Maße zu transpirieren. Immer fester krallten sich seine dicken Finger in die Tasche.
Von seinen Bewachern jedoch dachte keiner mehr an dieses Dokument. Sie wußten um die Wertlosigkeit desselben. Und die vielen Tausende von Dollars in der Tasche interessierten sie nicht.

Kapitel XXIII

Braune besorgte Augen waren auf den Mann gerichtet, der dort auf der Couch lag, in dessen Rücken sich ein Kissenberg auftürmte, und dessen Finger nervös auf einer Akte trommelten. Es waren die Finger seiner rechten Hand; linker Arm und Schulter steckten in einem blütenweißen Verband. Der Arm des Mannes war fest am Oberkörper fixiert. Sein Blick schien ins Leere zu gehen, er war offenbar damit beschäftigt, die bunt gemusterte Decke zu betrachten, die auf seinen Beinen lag. Sie war viel zu warm, es war Sommer. Mit einem Fuß wischte er sie beiseite, nun lag sie auf dem Teppich.
„Du sollst dich nicht anstrengen!“
Die Warnung, die von der Tür herüberkam und seine Gedankengänge unterbrach, war durchaus gut gemeint.
„Es strengt mich nicht an, Eleonore. Ich verstehe nur so vieles nicht.“
Die Frau trat näher und stellte eine Tasse dampfende Hühnersuppe auf den Tisch. Der Duft der heißen Brühe ließ den Mann unbeeindruckt. Obwohl es bereits nach 14 Uhr war und er seit dem Frühstück nichts gegessen hatte. Er bedachte die Suppentasse nur mit einem kurzen Seitenblick, gleich darauf trommelten seine Finger weiter.

Die Verletzung an seiner linken Schulter hatte sich als nicht schwerwiegend erwiesen. Es handelte sich um einen glatten Durchschuß, große Gefäße waren nicht verletzt worden. Die Wunde war gereinigt und zusammengenäht worden. Daher war Richter a. D. Ewald Stark nach der Notoperation nur für kurze Zeit auf die Station gebracht worden. Bereits am nächsten Morgen hatte er auf seine Entlassung gedrängt.

Wer auf ihn geschossen hatte, interessierte ihn im Augenblick wenig. Mit Sicherheit war es einer jener Auftragskiller, die gegen Bezahlung die schmutzige Arbeit erledigten, an die sich seine Auftraggeber selbst nicht herantrauten. Beamte der Frankfurter Kripo hatten zwar den Wagen und die Umgebung untersucht, eine brauchbare Spur konnten sie nicht entdecken. Niemand hatte einen Schuß gehört, keiner etwas Verdächtiges gesehen. Allein dieses Spezialgeschoß - das zuerst die Windschutzscheibe und hinterher die Schulter des Richters durchdrungen hatte, danach die Rückenlehne des Saab, anschließend den Rücksitz, bis es endlich im hinteren Blech des Tanks steckenblieb – konnte den untersuchenden Beamten Hinweise liefern über seine Herkunft. Es gab

nicht viele Waffenarten mit diesem Kaliber, und schnell waren sowohl der Produzent als auch der Lieferant ausfindig gemacht. Beide saßen in den Vereinigten Staaten von Amerika und beriefen sich auf ihre Schweigepflicht ihren Kunden gegenüber.

Sofort nach seiner Rückkehr aus der Klinik hatte sich Stark durch einen seiner Mitarbeiter mit Aktenmaterial versorgen lassen. Er konnte im Moment einfach nicht von der wahnsinnig spannenden Untersuchung lassen, so sehr beschäftigten ihn diese ungeheuren Zahlen, die verschwanden und wieder auftauchten, die sich auf wundersame Weise vermehrten, bis ihre Größe jedwede Vernunft sprengte.

Seine Frau hatte das Wohnzimmer wieder verlassen, Richter Stark löffelte lustlos seine Suppe, die ihm dennoch zu schmecken schien, stellte sie jedoch bald zur Seite. Er erwartete einen Besucher.

Nachdem sich bei dem Richter die Erkenntnis durchgesetzt hatte, er sei mit dieser Aufgabe alleine restlos überfordert, bemühte er sich um einen Finanzexperten und Wirtschaftswissenschaftler. Der hatte sein Kommen und seine Unterstützung zugesagt. Stark wartete.

Die Suppe war kalt geworden, Eleonore brachte sie hinaus, ein wenig gekränkt, daß ihre Mühe so wenig Beachtung fand. Aber sie wußte, daß es die Brisanz der Arbeit war, die ihren pensionierten Gatten alles andere vergessen ließ. Es läutete an der Tür.

Frau Stark führte den Besucher ins Zimmer, die Männer begrüßten sich freundlich, sie hatten einander nie zuvor gesehen. Professor Kühn von der Uni Frankfurt nahm Platz und legte eine dünne Aktentasche auf seine Knie. Kühn war Experte für Finanzwesen, hielt einen Lehrstuhl inne, hatte vor Jahren schon einen Ruf ins Finanzministerium abgelehnt und war keineswegs überrascht, daß selbst ein erfahrener Richter mit dieser metierfremden Aufgabe an seine Grenzen geriet.

Die Männer plauderten angeregt. Stark erzählte von den Ergebnissen seiner Untersuchungen an der Börse, von illegalen Vernetzungen verschiedener Banken und Versicherungen, von Transfers nach Asien und Amerika, von Kursmanipulationen und anderem. Am Schluß seiner Erläuterungen kam er auf sein eigentliches Anliegen zu sprechen: Die astronomischen Summen der Staatsverschuldung.

Der Professor zeigte Verständnis.

„Sie müssen sich deshalb nicht für unfähig halten, Herr Stark“, leitete er seine Ausführungen ein. „Wer nicht täglich mit dieser Materie zu tun hat, dem erscheint vieles wie ein Buch mit sieben Siegeln. Es ist ein ganzer Komplex, bestehend aus dem eigentlichen Staatsvermögen, das auf lange Sicht mehr oder weniger unverändert bleibt, und den Geldern, die

scheinbar im Umlauf sind. Und zwischen beidem besteht ein offensichtliches Mißverhältnis.“
Professor Kühn erklärte mit einfachen Worten, wie es mit den Finanzen lief, warum es möglich war, daß ein Unternehmen durch Aktienverkäufe seinen Wert vervielfachen konnte und anderes mehr. Auch schloß er nicht aus, daß es Transaktionen geben könnte, bei denen anschließend beide Seiten, Absender und Empfänger, den Betrag auf ihren Konten stehen hatten.
Die verflixten Schulden, die geliehenen Billionen, die Stark so überaus hartnäckig suchte, waren schnell gefunden. Sie waren vom Staat natürlich längst ausgegeben worden, waren zurückgeflossen an die Wirtschaft. Der Staat hatte immense Schulden bei dieser Wirtschaft! Staatsverschuldung nannten Professor Kühn das Ganze.
„Staatsüberschuldung“, ließ er sich gerne von Stark belehren.
Jene Billionen, die den Banken quasi offiziell fehlten, weil sie sie an den Staat verliehen hatten, befanden sich im Umlauf, steckten in der Rüstung und anderen Projekten oder waren wieder an die Geldinstitute zurückgeflossen. Auch Arbeitsplätze waren damit geschaffen worden. Fakt war: In Form von Zinsen hatten die Banken ihre Gelder vom Staat längst zurück. Was fehlte, waren die ursprünglichen Anleihen! In gleicher Höhe.
Insbesondere inländische Banken standen als Kreditgeber für den Staat zur Verfügung, zu einem beachtlichen Prozentsatz aber auch ausländische. Augenblicklich wurde Richter Stark bewußt, warum sich letztere so hartnäckig weigerten, diese immensen Transfer-summen zurückzugeben.
Eine besonders zwielichtige Rolle spielten jene Versicherungen, die Gelder ihrer Versicherungsnehmer in Staatsanleihen umgewandelt hatten, mit all den damit verbundenen Risiken. Pool dieser Gelder war der für den Staat so wichtige Rentenmarkt, dessen Kapazität einen gewichtigen Teil des Wertpapierhandels ausmachte.
Als die Beamtenpensionen zur Sprache kamen, wurde Richter Stark bewußt, daß Beamte keine Sozialversicherungsabgaben leisteten, sie ihre Pensionen somit nicht aus einer Kasse, sondern aus den laufenden Steuereinnahmen erhielten. Klagen, die Betroffene wegen Pensionskürzungen eingereicht hatten, waren allesamt abgeschmettert worden. Daran erinnerte er sich nur zu gut. Heute erfuhr er die Gründe.
Der Richter hörte aufmerksam zu, machte sich zuweilen Notizen, fragte interessiert, scheute sich auch nicht, ein und dieselbe Frage ein zweites Mal zu stellen. Oder ein drittes.

„Selbstverständlich gibt es Kontrollinstanzen, Bilanzen“, fügte der Professor an, das Thema der Finanztransaktionen und die damit verbundenen Kursmanipulationen ansprechend, „aber wenn die einvernehmlich umgangen oder gefälscht werden, wer sollte dann die Fehler bemerken. Wo kein Kläger ist … Aber es gibt noch einen anderen wichtigen Punkt über die Banken zu sagen. Viele deren Anlageberater, in welche die Kunden absolutes Vertrauen haben, beuten im Namen ihre Arbeitgeber jene Kunden schamlos aus, vernichten gezielt deren Kapital. Ich möchte Ihnen ein Beispiel geben, das täglich tausendfach passiert. Ein Kunde wird telefonisch von seinem Berater in Kenntnis gesetzt, er hätte eine neue, eine lukrative Anlage anzubieten. Der Kunde akzeptiert das neue Papier, das nach Angaben des Beraters sicher ist, abgesehen von minimalen Unwägbarkeiten, die zu erwartenden Zinsen betreffend. Wenige Wochen später fällt das Papier in den Keller, dem Kunden wird von seiten der Bank vorgeschlagen, zu verkaufen, um weitere Verluste zu vermeiden. Während die Banken vorgeben, das Kapital sei auf den internationalen Märkten versickert, stecken sie es in die eigene Tasche! Das ist ihnen schwer zu beweisen. Vielen Anlegern bleibt nicht einmal die Hälfte ihres Ersparten, anderen noch weniger. Manchen nichts.“
„Hoffentlich“, resümierte Richter Stark ironisch, „reichen den entlassenen Bank-Managern ihre Millionen-Abfindungen über die ersten schweren Tage hinweg...“
„Das sind keine Abfindungen“, widersprach der Professor mit einem gequälten Grinsen.
„Nicht?“ zeigte sich Stark überrascht.
„Nein“, erklärte Kühn. „Wir nennen sie *Bestechungsgelder*. Dafür, daß sie mit ihrer Mißwirtschaft aufhören!“
Richter Stark ließ ein Schmunzeln erkennen. Allmählich klarte sich das Bild auf, das dunkel und düster vor dem Auge des Richters gehangen hatte. Noch immer waren die hin und her geschobenen Zahlen ein Störfaktor im Gleichklang seiner Untersuchungsebene, aber nach diesem Gespräch war es für ihn um einiges erträglicher geworden.

Bereits am nächsten Tag erfolgten neue Verhaftungen, Einziehungen von Vermögenswerten, sowie ein gnadenloses Durchsieben von zahllosen Geldinstituten. Richter Stark befand sich auf einem guten Weg.

***

Abrupt berührte das Fahrgestell die asphaltierte Landebahn des Frankfurter Flughafens. Innerhalb von Sekundenbruchteilen wurden die

zahlreichen Reifen von Null auf über 250 km/h beschleunigt und dabei aufs äußerste beansprucht. Die Boing 747 senkte langsam ihr erhabenes, ihr imposantes, aufgeblähtes Haupt, und der Jumbo war nach diesem Marathon gelandet.
Viele hundert Meter rollte er die Piste entlang, kam fast zum Stehen, verließ die breite Bahn und steuerte mit niedriger Geschwindigkeit das Tor 26 an. Männer mit dunklen Ohrenschützern traten aus der riesigen Halle, einige Gabelstapler wurden gestartet, rege Betriebsamkeit setzte ein.

„Die Personenkontrolle ist unbedeutend, Sie kommen mit uns“, erklärte der Flugkapitän den drei Reisenden, nachdem er zusammen mit seinen Kollegen das Cockpit verlassen hatte, und warf Grabow einen indifferenten Blick zu.
Die drei machten sich bereit. Viel Gepäck hatte keiner von ihnen, zu verzollen auch nichts. Rudolf Grabows Gesicht verriet die Spannung, die ihn quälte. Seine unruhigen Augen zuckten periodisch, er suchte Uniformierte, Handschellen, Waffen. Nichts dergleichen war zu sehen.
Darauf hatten Lothar und Bernd verzichtet. Die Überführung sollte im Stillen vonstatten gehen, ohne großes Aufsehen, ohne Presse. Zu groß war die Gefahr, daß ein übermotivierter Bürger sich in blinder Wut an dem Verbrecher vergreifen könnte, und das wollte keiner der Beteiligten. Am wenigsten Grabow selbst.
Gemeinsam verließen die Fluggäste mit der dreiköpfigen Besatzung den Jet und begaben sich zum Lufthansa-Center. Keine Menschenseele starrte sie an, niemand stellte Fragen wegen ihres plötzlichen Auftauchens, ihre Pässe wurden nicht geprüft. Grabow reiste sowieso ohne. Seiner lag noch immer bei der Gendarmerie in Nasau, am anderen Ende der Welt. Aber einen Reisepaß würde er in nächster Zeit ohnehin nicht brauchen.
Die geräumige Abfertigungshalle wies einige große Fenster auf, es gab nur wenige Wege nach draußen. Der Flugkapitän zeigte ihnen den Ausgang Nord und verabschiedete sich. Lothar und Bernd brachten ihren Dank zum Ausdruck.

Die drei liefen durch einen tunnelartigen Gang, am Anfang und am Ende von je zwei durchsichtigen, schwenkbaren Gummitüren verschlossen, überquerten eine Transportstraße, passierten ein zweites Gebäude, bis sie schließlich die letzte Türe öffneten. Sie traten ins Freie und staunten. Nur einen Steinwurf entfernt, hinter einer breiten Wiese, konnten sie die Autobahn sehen – und hören. Aber auf der einsamen Straße unmittelbar vor dem Frachtflughafen gab es keinen Taxistand, an

dem sie sich bequem in einen Wagen hätten setzen können und einfach davonfahren. Die Taxen standen am stark frequentierten Personenterminal. Und bis dorthin war es ein gutes Stück zu gehen.

Akribisch hatte Juri die Landung der Maschine beobachtet, sofort seinen Platz verlassen und sich in die Halle begeben. Nicht ohne vorher seine Brille auf Hochglanz zu polieren. Er brauchte diese Sehhilfe, ohne sie war er blind wie ein Maulwurf.
Sobald die Hallentür hinter ihm ins Schloß schnappte und seine Augen sich an die Lichtverhältnisse gewöhnt hatten, fiel sein Blick auf die Frachtabfertigungsschalter der Lufthansa; er selbst hielt sich in einem schattigen Winkel verborgen. Weitere zähe Minuten vergingen, bis sich die so weit Gereisten endlich zeigten. Juri kannte keinen der drei, die sich in Begleitung der uniformierten Besatzung befanden. Aber sein Auftraggeber hatte ihm eine Beschreibung von sich durchgegeben, anhand derer er leicht zu erkennen sein dürfte. Herr **A** war der jüngste von ihnen und der einzige mit schütterem Haar! Groß war er, massig, und Juri mußte sich eingestehen, daß er ihn bei seinen zahlreichen Treffen im Zoo niemals angesehen hatte - wie vereinbart. Ein einziges Mal nur, vor vielen Monaten, konnte er bei einem Treffen im Augenwinkel in einer Scheibe dessen linke Wange erspähen. Sie war rasiert und hell. Schnell hatte er damals seinen Blick wieder abgewandt, wollte nicht riskieren, durch eine lächerliche Indiskretion seine lukrative Einnahmequelle zu verlieren. Er kannte das Eau de Toilette, das Herr **A** benutzte, kannte seine Stimme und seine Zigarettenmarke, nicht aber sein Aussehen. Bis zu diesem Moment. Juris Hand tastete nach der Pistole in seiner Jackentasche. Als er bemerkte, daß sich die Gruppe trennte und die drei in Zivil gekleideten Männer dem Ausgang zustrebten, eilte er hinterher.

Lothar, Bernd und Grabow standen vor dem Flughafengebäude, die beiden Beamten hielten Ausschau nach einer Telefonzelle oder nach einem Taxi. Keines von beiden fanden sie. In weiter Ferne schien Lothar ein paar Taxen entdeckt zu haben, aber es waren mehr als 500 Meter bis dorthin. Auch Telefonzellen erkannte er.
Es wäre ihm durchaus möglich gewesen, während des Fluges seine Dienststelle anzurufen. Sie hätten ihm einen Streifenwagen geschickt. Aber genau das wollten sie nicht! Sie wollte kein Aufsehen. Zurück in die Halle konnten sie auch nicht mehr, die schwere Tür war zu und von

außen nicht zu öffnen. In Ermangelung eines Mobiltelefons machten sie sich auf den Weg zu den Taxiständen.
Plötzlich wurde die Tür hinter ihnen aufgestoßen und ein stämmiger Mann trat ins Freie, hielt sich seine Hand und schimpfte in einer fremden Sprache. Blut lief ihm von den verletzten Fingern. Er wickelte ein Taschentuch darum und schaute recht verzweifelt in die Richtung des Trios, das stehen geblieben war. Wie zu einem Schrei öffnete er seinen Mund. Dann wiederum hatte es den Anschein, als wollte er etwas zu ihnen sagen, sie etwas fragen, aber nichts geschah. Stattdessen lief der Mann zu einem in der Nähe geparkten Wagen mit Frankfurter Kennzeichen. Zum zweiten Mal fiel die metallene Gebäudetür geräuschvoll ins Schloß. Grabows Gesicht begann zu leuchten.
Bernd zögerte nur einen Moment, suchte mit seinen Augen die Taxen in der Ferne, danach wanderte sein Blick hinüber zu dem fremden Mann, der seinen Wagen geöffnet hatte, davor stand und noch immer fluchte. Vielleicht könnte der sie ein Stück mitnehmen?
„Was meinst du, Lothar? Sollen wir ihn fragen?“ flüsterte Bernd dem Freund zu.
„Das ist besser als gelaufen“, war dessen Antwort, kurz entschlossen ging Bernd hinüber.
Juri sah ihn kommen, untersuchte seine blutende Hand, bewegte mit schmerzverzerrtem Gesicht die Finger und schüttelte verzweifelt den Kopf.
„Was ist denn mit Ihnen passiert?“ fragte Bernd den bemitleidenswerten Menschen, der sich ganz offensichtlich die Hand schwer verletzt hatte.
„Habe mich verletzt“, keuchte Juri in seinem slawischen Akzent. „Jetzt kann ich nicht fahren. Muß aber in die Stadt. Scheiße!“
Bernd besah sich dessen blutende Hand nur flüchtig. Ihn interessierte vielmehr diese unerwartete Mitfahrgelegenheit, wie sie passender nicht hätte sein können.
„Sie müssen nach Frankfurt?“ fragte er knapp.
Juri nickte und wendete sich ab, als wollte er weglaufen, blieb aber beim Wagen stehen.
„Wir müssen auch in die Stadt. Könnten Sie uns ein Stück mitnehmen?“ setzte Bernd nach, dem dieser Umstand mehr als gelegen kam. „Wir sind aber zu dritt.“
„Können Sie das Auto fahren?“ richtete Juri unvermittelt die Frage an Bernd. „Meine Hand ist kaputt. Weiß nicht, ob ich fahren kann.“
„Ich denke, wir finden einen Weg“, sagte Bernd ruhig und winkte die beiden Männer herüber.

Lothar brauchte Grabow nicht in Richtung des parkenden Fahrzeugs zu schieben, er lief freiwillig hinüber. Dabei spürte der Beamte keine Furcht, sein Gefangener könnte ihm entlaufen. Grabow war schwerfällig, sah aus, als wäre er in seinem Leben niemals aus freien Stücken einen Schritt weiter als notwendig gegangen. Er hatte deutlich Übergewicht, war erheblich schwerer als Bernd.
Als die Gruppe schließlich vor dem grünen Mietwagen stand, trafen sich Grabows und Juris Blicke. Zum ersten Mal überhaupt schauten sich die beiden Männer direkt in die Augen – und Juri wußte Bescheid.
„Was meinen Sie, wird es gehen? Können Sie fahren?“ fragte Bernd erneut.
Juri schüttelte definitiv den Kopf und reichte Bernd die Wagenschlüssel, der nahm sie. Sein prüfender Blick strich über das Wagendach hinweg und traf Grabow mit einer Botschaft, die ihm vermitteln sollte: Mach keine Dummheiten! Danach schaute er den Freund an, der Grabow festhielt. Lothar nickte ihm zu, ihre Taschen wurden im Kofferraum verstaut. Bernd stieg in das Fahrzeug.
Mit einemmal hielt Juri eine Pistole in der blutenden Hand, machte ein paar schnelle Schritte auf Lothar zu, drückte sie ihm an den Hals und zischte:
„Einsteigen!“
Lothars Verblüffung war grenzenlos. Er hob die Arme zur Hälfte, starrte auf Bernd, der mit dem Starten des Wagens beschäftigt war und von der veränderten Sachlage noch nichts ahnte. Grabow befand sich bereits auf dem Weg zum linken Rücksitz, stieg ein und setzte sich direkt hinter Bernd. Lothar wurde auf den Beifahrersitz gezwungen, die Tür zugeschlagen. Als letzter stieg Juri dazu und setzte sich hinter ihn. Bernd hob den Kopf, als er seinen Kollegen neben sich spürte, denn diese Konstellation war ihm so nicht genehm. Er hätte es lieber gehabt, wenn der Fremde vorne bei ihm …
Bernd schaute in den Rückspiegel, darin erblickt er Grabows nunmehr unverschämt grinsendes Gesicht und daneben - den Fremden. Und der richtete eine Waffe auf ihn. Die beiden Freunde rührten sich nicht.
„Fahr los!“ herrschte Grabow ihn an.
Bernd zögerte nur kurz, trat aufs Gaspedal, und der Mietwagen rollte die fast menschenleere Straße entlang, auf die großen Schilder zu, welche den Weg zur Autobahn wiesen.
„Stop!“ rief Grabow plötzlich und Bernd stieg auf die Bremse. „Aussteigen!“

Das galt Lothar, und der Lauf von Juris Waffe unterstrich diesen Befehl. Lothar schickte einen kurzen Blick zu Bernd hinüber, der das Steuer hielt, und stieg aus.
„Mach dir keine Gedanken“, sagte er und schloß die Tür.
Sofort fuhr das Auto weiter. Lothar notierte sich dessen Nummer und eilte auf die Telefonzellen zu. Der grüne Wagen verschwand in Richtung Frankfurt.

Grabow war zufrieden mit dem Ergebnis, den anderen Beamten hatte er hierbei nicht gebrauchen können. Vereint waren ihm diese zwei Männer viel zu gefährlich. Er wollte Bernd – und dessen Freund Hermann. Nichts weiter. Und wenn es das letzte sein sollte, was er auf Erden tat. Diese beiden hatten auf jeden Fall eine interessante Reise vor sich.

Während der Fahrt in den Norden der Mainmetropole sprachen die Männer wenig. Grabow und Juri verständigten sich meist durch Handzeichen, nur Bernd fragte hin und wieder, wohin er fahren sollte. Um seine blutende Hand hatte Juri inzwischen ein Taschentusch gewickelt.

Endlich erreichten sie ihr Ziel. Der Mietwagen fuhr durch ein breites Backsteintor - beinahe ein Tunnel - in einen weiten Hof, eingerahmt von mehrere Stockwerke hohen Backsteinwänden, und hielt vor einer Kellertreppe. Dieser Hof war übersät mit Altmetall jeglicher Art, sortiert nach Größe und Qualität, verteilt auf mehrere grob hingeschüttete Haufen. Im Hintergrund stand ein LKW, ein offener Kipper, etwas abseits davon ein niedriger Kran mit einem Greifer.
Grabow stieg aus, lief die wenigen Kellerstufen hinunter, öffnete eine stählerne Tür und betrat einen Raum. Sekunden später erschien er wieder und gab Juri ein Zeichen. Der brachte Bernd hinunter, und die beiden Männer verließen den ungemütlichen Ort, nachdem die Tür fest verschlossen worden war.

Rudolf Grabow, der meistgesuchte Mann Deutschlands, hatte keine andere Wahl gehabt, als sich bei Juri, seinem Befreier und zuverlässigen Mitarbeiter, einzuquartieren. Er durfte sich nirgends blicken lassen, sein Bild hing an allen öffentlichen Plätzen. Darüber hinaus war es Sommer. Keine Chance, sich zu vermummen. Inzwischen wußte auch Juri genauestens, wer Herr **A** tatsächlich war.

Juri hatte nichts einzuwenden gehabt gegen einen Gast namens Grabow, war ihm doch für seine selbstlose Hilfe eine fürstliche, eine märchenhafte Belohnung versprochen worden; einen Teil davon besaß er

schon. Nur eine *bescheidene Anzahlung* für diesen letzten Auftrag, wie Grabow bei seinem Hilferuf über den Wolken versichert hatte.
Da dieser Auftrag bereits in die Wege geleitet worden war, führte Juri sofort nach seiner Heimkehr ein kurzes Telefongespräch; dabei wurde nur serbisch gesprochen. Sein Gegenüber redete wenig, hörte zu. Einige Male konnte Grabow ein einziges Wort verstehen, das wie Errmann klang, und er nickte zufrieden. Juri beendete das Gespräch.

Erschöpft saß Grabow auf einem Stuhl, atmete hörbar aus und seine rechte Hand hielt das Täschchen fest umklammert, dessen Inhalt ihn als einen der reichsten Männer im Lande auswies. Es würde wohl einige Zeit dauern, bis er in Uruguay endlich an sein Kapital heran kam; aber er hatte Zeit.
Sein derzeit dringlichstes Vorhaben war bereits im Gange. Spätestens nach zwei Tagen war alles erledigt. Spätestens.

***

Der Kellerraum war düster, besaß nur ein winziges, dickes Milchglasfenster, die Wände bestanden aus rohen Ziegelsteinen. In einer Ecke lagen in einem Pappkarton alte Zeitungen. Der Wasserhahn nahe der Tür war eingerostet. Vergeblich versuchte Bernd, ihm ein paar Tropfen zu entlocken. Die Tür selbst war zwar ebenfalls verrostet, aber dennoch sehr massiv. Es schien aussichtslos, sie mit Gewalt öffnen zu wollen. Im Halbdunkel irrte Bernd umher, bis er über einen Werkzeugkasten stolperte. Blind wühlten sich seine Finger durch Rost und Stahl, verletzten sich an einer Drahtbürste, suchten aber unbeirrt weiter. Ein verstellbarer Schraubenschlüssel weckte seine Aufmerksamkeit, ein sogenannter Engländer, etwa 30 Zentimeter lang, ebenfalls verrostet. Bernd zog ihn heraus, hielt ihn fest, er lag gut in der Hand. Damit begab er sich zum Wasserhahn und drehte am festsitzenden Griff. Die Wasserleitung gab merkwürdige Geräusche von sich, blies jede Menge Luft hervor, bis endlich das erste Wasser erschien. Aber was für Wasser! Es hatte eine undefinierbare dunkle Färbung und roch entsetzlich. Bernd ließ den Hahn offen. Prüfte ab und an die Genießbarkeit, und nach einer geraumen Zeit kostete er davon. Es ging so leidlich. Seinen Durst konnte er stillen, nicht aber den Hunger, der sich allmählich bemerkbar machte.
Bernd Roth überdachte noch einmal seine soeben erfolgte Entführung. Während der Fahrt hierher hatte es nicht eine einzige Chance gegeben, diesen Mann zu entwaffnen. Der hielt sich stets in ausreichender

Entfernung, als wüßte er um Bernds Gefährlichkeit. Als wüßte er genau, was ihm drohte, sollte er den Mindestabstand unterschreiten.
Bernd setzte sich auf den Pappkarton und wartete. Und sein Versprechen fiel ihm ein, sofort nach der Landung Hermann anzurufen. Nun, er hätte es getan, wenn er gekonnt hätte. Aber alles war eben etwas anders verlaufen als geplant.

Der Tag war noch jung. Was erwartete ihn? Was hatte Grabow mit ihm vor? Gab es eine Möglichkeit, dieses Gefängnis zu verlassen? Von Unruhe getrieben stand Bernd wieder auf, untersuchte das Mauerwerk, testete die Tür zum wiederholten Male, lief zur Werkzeugkiste und suchte erneut. Kurzerhand schüttete er deren Inhalt auf den blanken Betonboden und starrte auf den Haufen Metall.

***

Das schnurlose Telefon steckte um die Mittagszeit in Hermanns Brusttasche. Seit dem frühen Morgen war keine Sekunde vergangen, in dem es nicht unter Beobachtung stand. Entweder er oder Vera hatten ein Auge darauf gerichtet. Unruhig warteten sie auf Bernds erlösenden Anruf.
Zuletzt hatte er sich vor zwei Tagen gemeldet, und sie erhielten die frohe Botschaft, daß er und Lothar bald unterwegs sein würden – zusammen mit Grabow! Zu dem Zeitpunkt war schon klar, wie sie ihn von der Insel bringen würden, sie waren guter Dinge und besaßen starke Nerven. Und Bernd hatte versprochen anzurufen, sobald sie sicher gelandet waren.
Im Gegensatz zu ihm waren Vera und Hermann sichtlich nervös gewesen. Sie kannten die Verhältnisse auf den Fidschis nicht, die Temperaturen, die grelle Sonne, den Wind. Auch nicht die eingeschränkten örtlichen Transportmöglichkeiten.
„Mit einem Taxi können sie sicher nicht fahren“, hatte Hermann zu seiner Frau gesagt, „das ist dort nicht so einfach wie bei uns.“
„Vielleicht müssen sie mit einem winzigen Fischerboot die Insel verlassen, bei Nacht und Nebel“, bemerkte Vera tief in Gedanken versunken, und hatte keine Ahnung, wie nahe sie mit ihrer Vermutung dem tatsächlichen Fluchtverlauf kam.
Die Odendahls saßen im Garten, Brutus lag ausgestreckt im kühlen Gras, die blasse Kugel des Schultergelenkes eines Rindes mit dem kurzen Stück des Vorderbeinknochens zwischen den Zähnen, und bearbeitete sie so intensiv, daß dem Betrachter Bedenken kamen, er könnte sich empfindlich auf die Zunge beißen. Beständig zeigte sie sich zwischen

den einzelnen Bissen, verschwand rechtzeitig, bevor der Hund wieder zuschnappte, um sogleich wieder sein Werk zu belecken. Es war keine leichte Arbeit für das stattliche Tier, einen Rinderknochen zu zerkauen. Immer nur kleine Stücke zwickten seine Reißzähne ab, und die schluckte er sofort hinunter. Zum Fressen war der Knochen ohnehin nicht gedacht, sondern um damit zu kämpfen. Brutus kämpfte in der Tat mit dem Objekt, legte es zeitweilig vor sich ab, blickte kampfeslustig um sich, starrte kurz darauf und schon befand es sich wieder in seinem Maul. Zuweilen schüttelte er den Knochen, als wollte er testen, ob seine Beute auch tatsächlich tot war.
Das Telefon ließ seine vertraute Melodie erklingen, alle drei hielten inne. Hermann faßte es, drückte die Annahmetaste und ließ es vor Aufregung ins Gras fallen. Mit unsicherer Hand griff er danach und hielt es ans Ohr.
„Ja?“ fragte er, und als sich niemand meldete, hakte er nach: „Hallo? Bist du das, Bernd?“
Sein fragender Blick traf Vera, die ihm leider nicht helfen konnte. Das Telefon fest ans Ohr gepreßt, lauschte Hermann in die Muschel, begierig, endlich Bernds Stimme zu vernehmen.
„**Cherr**mann?“
Unmerklich zuckte er zusammen, drehte den Kopf ein wenig zur Seite, warf seiner Gattin einen flüchtigen, nichtssagenden Blick zu und stand auf. Brutus folgte ihm auf dem Fuße.
„Cherrmann?“ schnarrte es erneut aus dem Hörer, es war Nadjas Stimme. Mit allem hatte Hermann gerechnet, aber nicht damit, nicht zu dieser Stunde. Tage waren vergangen, ohne daß die Frau etwas von sich hatte sehen lassen, und ausgerechnet jetzt mußte sie ihn anrufen. Jetzt, wo er den dringenden Anruf des Freundes erwartete.
Andererseits tat es gut, ihre Stimme zu hören. Er wendete sich kurz der Bank zu, auf der Vera saß und ihm stumm hinterher schaute, hob hilflos die Schultern und lief weiter, bis er außer Hörweite war, der Hund dicht an seiner Seite.
„Chermann, du mußt mir helfen, bitte“, begann Nadja sogleich. „Mir geht nicht gut.“
„Was ist? Bist du krank?“ fragte er besorgt.
„Nicht krank. Ist innen, mehr innen, weiß du?“
„Wo bist du?“, wollte Hermann wissen, und eine Mischung aus Sorge und Ungeduld bemächtigte sich seiner. Sorge, weil er die junge Frau mochte, und Ungeduld, weil er Bernd nicht vergessen konnte, noch nicht einmal verdrängen.
„Kannst du herkommen?“ fragte die Frau knapp.

Der Zeitpunkt war überaus ungünstig gewählt. Was, wenn er jetzt wegfuhr und Bernd in der Zwischenzeit anrief? Hermann wog eilig die Wahrscheinlichkeiten ab, nahm den Hörer fest in die Hand und sagte:
„Ich will's versuchen. Wo … können wir uns treffen?"
Sie wählte einen Treffpunkt in Frankfurt, und Hermann versprach zu kommen, so schnell er konnte.
Auf dem Rückweg zur Gartenbank überlegte er fieberhaft, welchen Grund er seiner Gattin nennen sollte, warum er ausgerechnet jetzt weg mußte.
„Es war … der Flughafen", log er, als er vor Vera stand. „Eine …eine Ausländerin hat darum gebeten, daß ich zum … Flughafen komme. Sie hat sehr undeutlich gesprochen, es klang besorgt. Es ist das beste, wenn ich … gleich hinfahre."
Damit ging er zum Haus.
„Und wenn Bernd sich meldet?" rief ihm seine Frau hinterher.
Hermann blieb stehen, drehte sich um und sagte:
„Ich ruf dich an, wenn ich dort bin."
Verwirrt schaute der graue Hund an Veras Seite seinem Herrchen hinterher.

Kapitel XXIV

Die Fahrt dauerte Hermann viel zu lange. Es war gerade 14 Uhr vorbei, der Verkehr auf den Straßen mäßig, dennoch saß er angespannt hinter dem Lenkrad des Volvos. Seine Gedanken kreisten um das bevorstehende Abenteuer mit Nadja, aber mehr noch um sein Versprechen, daß er Bernd gegeben hatte: Ich bin da, wenn du mich gebrauchst.
Vielleicht rief der Freund ja auch heute gar nicht an, oder er, Hermann, war längst wieder zu Hause, wenn der Anruf kam. Durch diesen frommen Wunsch nicht wirklich beruhigt, konzentrierte er sich wieder auf Nadja, auf ihre unglaublich Erotik, ihre unschuldige Nacktheit, und bemerkte nicht, daß er die erlaubte Höchstgeschwindigkeit deutlich überschritten hatte. Erst als der LKW auf der Überholspur vor ihm die Autobahn dichtmachte, bremste Hermann scharf. Der Volvo blieb sauber in der Spur, das Antiblockiersystem ratterte und brachte den Wagen dicht vor der gewaltigen Stoßstange des Dreißigtonners auf die angepaßte

Geschwindigkeit, Hermann atmete tief durch. Wütend drückte er die Hupe, aber den Fahrer des Lasters traf keine Schuld.
Hermann konnte es kaum erwarten, Nadja in seine Arme zu schließen, und so blieb es bei der rasanten Fahrt, bis der Wagen schließlich gegen 15 Uhr am vereinbarten Treffpunkt hielt. Nadja schien dem Wiedersehen bereits sehnsuchtsvoll entgegenzufiebern und schnippte, als sie ihn kommen sah, die halbgerauchte Zigarette auf die Straße. Der Volvo stand noch nicht richtig, da hatte sie die Beifahrertür schon geöffnet, war eingestiegen und saß neben Hermann. Wie bei einem guten Freund, so drückte sie ihm einen dicken Kuß auf die Wange. Sie sah betörend aus.
„Ich zeige dir, wie du fährst, Cherrmann“, kam es gewohnt rauchig aus ihrer Kehle, und mit ihrem Finger deutete sie auf eine Straßenkreuzung. Hermann beschleunigte.
Heimlich suchten seine Augen Nadjas aufregende Beine, mußten sich aber leider auf die Straße konzentrieren, wollte er nicht einen Unfall riskieren. Außerdem trug die junge Frau heute Jeans und eine helle Bluse, von ihren Beinen war kaum etwas zu sehen. Schon wieder mußte Hermann abbiegen, steuerte den Wagen nach Norden, zum Industriegebiet hin.
„Ist es noch weit?“ wollte er wissen, und die Ungeduld in seiner Stimme war kaum zu bändigen.
„Nicht mehr weit“, bekam er zur Antwort. „Sind gleich da.“
Dennoch riskierte es Hermann, seine rechte Hand auf ihr Bein zu legen. Großzügig ließ Nadja ihn gewähren.
„Vorsicht! Dort mußt du hineinfahren“, stieß sie hastig hervor, Hermann griff wieder mit beiden Händen ans Lenkrad.
Sie näherten sich einem alten Backsteingebäude, und Nadja zeigte mit ausgestrecktem Arm auf ein breites Tor.
„Dort hinein?“ fragte Hermann ungläubig, denn es handelte sich zweifelsohne um ein Fabrikgebäude.
„Ja. Dort hinein“, zerstreute sie seine Bedenken schnell, Hermann lenkte den Volvo in das Gewölbe der langgestreckten Einfahrt. Kurz vor Ende des Tunnels bremste er und schaute auf Nadja. Vor ihnen lag ein Hof, der aussah wie ein verwahrloster Schrottplatz. Wo um alles in der Welt wohnte diese hübsche Frau? Nadja machte eine Handbewegung, er solle weiter fahren. Er tat es, und sie stoppten endgültig vor der Mauer eines niedrigen ehemaligen Büros, das etwas in den Hof hineinragte, bei dem ein Fenster zerbrochen war und in dem seit langem niemand mehr arbeitete.

Die hübsche Frau öffnete ihre Wagentür und stieg aus, Hermann tat es ihr gleich. In diesem Moment fuhr ein grüner PKW in den Tunnel, hielt und versperrte die Durchfahrt. Nadja warf einen scheuen Blick hinüber, auch Hermann kam die Situation nicht geheuer vor.
„Was geht hier vor?“ fragte er erschrocken.
Während Nadja sich unsicher bis zur Backsteinmauer zurückzog, erzitterte der Hof vom Hall einer zugeschlagenen Autotür und vom blockierten Tunnel her näherte sich ein stämmiger kurzbeiniger Mann mit dicken Brillengläsern. Er hielt eine Waffe in der Hand, ging auf Hermann zu, packte ihn brutal am Arm und zog ihn mit sich fort, Hermann hatte keine Chance sich zur Wehr zu setzen. Der kräftige Juri zerrte ihn eine Treppe hinunter, öffnete eine schwere Eisentür und stieß ihn ins Innere des Kellers. Sofort schloß sich die Tür wieder.

Hermanns Augen mußten sich zunächst an die hier unten herrschende Dunkelheit gewöhnen. Das dauerte eine geraume Zeit. Da tauchten aus der Finsternis heraus die Umrisse einer menschlichen Gestalt auf, einer riesigen Gestalt. Sie stand mitten im Raum und hielt drohend einen Gegenstand in der Hand. Jetzt fürchtete Hermann um sein Leben.
Bernd, dessen Pupillen genügend Zeit gefunden hatten sich anzupassen, erkannte den Freund sogleich. Aber die Situation, in der sie sich befanden, ließ alles andere als den Schluß zu, daß es sich tatsächlich um Hermann handeln könnte.
„Hermann?“ fragte er daher etwas unsicher.
Bis ins Mark durchzuckte es den Angesprochenen, als er die Stimme erkannte. Was machte Bernd hier unten? Was ging hier vor sich? Erst als Bernd näher trat, löste sich seine Anspannung ein wenig, und nun realisierte er endgültig, daß er in eine Falle gelaufen war. Wie ein Kaninchen.
Das schwere Werkzeug in Bernds Hand senkte sich, die beiden Freunde lauschten auf etwaige Geräusche von draußen, aber das alte Gemäuer ließ kaum einen Laut hindurch, weder hinein noch hinaus. Schreien war völlig zwecklos.
„Wie kommst *du* denn hier her?“ wollte Bernd wissen, und Hermann räumte ihm das Recht ein, es zu erfahren.

Während der nächsten Stunden erzählten sich die Freunde ihre jeweiligen Abenteuer. Hermann begann mit dem seinigen, es war das kürzere. Er sprach sehr stockend. Mehrmals unterbrach er seinen Bericht, er schämte sich entsetzlich, wollte Vera gar nicht mehr unter die Augen

treten. Bernd jedoch zeigte durchaus Verständnis für dieses Verhalten. Er war schließlich ein Mann.
„Das ist nichts Ungewöhnliches. Das passiert täglich. Es geschieht öfter als viele glauben. Und manche, die eine solche Gelegenheit ungenutzt verstreichen lassen, ärgern sich ihr Leben lang darüber. Du mußt dir nichts vorwerfen. Es ist ja nichts passiert. Vera wird sicher Verständnis zeigen, ich kenne sie."
Aber alle tröstenden Worte Bernds schafften es nicht, diese große Schuld von Hermanns Schultern zu wälzen.

Das kleine Milchglasfenster unter der Kellerdecke ließ nur spärliches Licht hereinfallen, die beiden Männer verspürten bohrenden Hunger. Das Wasser aus dem Hahn stillte zwar ihren Durst, trotz des unangenehmen Geschmacks, aber ihr Hunger nahm stetig zu. Wollte man sie hier unten verhungern lassen? Das war durchaus kein abwegiger Gedanke, denn hören konnte sie hier niemand. Ihre Entführer brauchten nur so lange zu warten, bis sie vor Entkräftung bewegungsunfähig am Boden lagen. Danach war es ein leichtes, sie irgendwo hinzubringen und …

Während Bernds spannender Erzählung waren sie beide abgelenkt gewesen, verspürten das knurren ihrer Mägen nicht so intensiv, aber mittlerweile setzte die Dämmerung ein. In dem ohnehin düsteren Raum wurde es jetzt richtig ungemütlich.
Ein einziges Mal keimte bei ihnen ein Funken Hoffnung auf, als ein greller Lichtstrahl für einen kurzen Augenblick das Fenster erhellte, und sofort befand sich der verrostete Schraubenschlüssel in Bernds Hand. Aber schnell kehrte die Finsternis zurück. Sie machten sich bereit, auf hartem Beton die Nacht zu verbringen.

Neben dem quälenden Hungergefühl nistete sich in Bernd eine Wut ein. Eine Wut auf die Entführer. So verfuhr man mit keinem Menschen, was immer er getan hatte. Und sie beide hatten sich nichts zuschulden kommen lassen, was eine solche Behandlung rechtfertigte.
Hermann hatte sich ein paar Zeitungen zurechtgemacht und lag in der Nähe der hinteren Wand, Bernd zog es vor, zusammen mit seiner Wut bei der Tür zu bleiben. Schließlich konnte man nie wissen, was als nächstes folgte. Das Werkzeug blieb in Reichweite seiner Hände.

***

Als Hermann morgens erwachte, stand Bernd an der Tür und bearbeitete deren Angeln mit dem ‚Engländer'. Immer wieder setzte er

das Werkzeug an, immer wieder rutschte er ab am glatten Metall. Resigniert trat er ein paar Schritte zurück, als ihn ein Geräusch an der Tür unverhofft aufhorchen ließ. Sie wurde geöffnet, eine helle Papiertüte herein gestellt, und sofort schloß sich das Gefängnis wieder. Hermann erhob sich, trat hinter den Freund, und beide betrachteten interessiert den Neuankömmling in Form einer Tüte.
Es duftete nach Eßbarem, daher zögerten sie nicht lange. Bernd steckte den Engländer in seinen Hosenbund, öffnete den Papierbehälter und griff hinein. Er ertastete Styropor, Kunststoffbecher, es roch nach Schnellimbiß. Im Innern der Tüte fanden sich in der Tat zwei Hamburger und für jeden ein Becher Limonade.
„Also wollen sie uns doch nicht verhungern lassen“, sagte Hermann hoffnungsvoll und griff nach der Packung, die Bernd ihm reichte.
Ein opulentes Mahl war es sicher nicht, aber es stillte den ersten Hunger. Und die Limonade dürfte erheblich besser schmecken als das Leitungswasser. Die Freunde langten zu.
„Das ist das erstemal, daß ich zum Frühstück einen Hamburger esse“, bekannte Bernd, während er auf seine Uhr schaute.
Es war kurz vor 7, die Hamburger sahen nicht frisch aus; knusprig waren diese Dinger ohnehin nie. Das konnte nur bedeuten, daß sie bereits am Vorabend zubereitet worden waren, denn so früh am Morgen hatte diese Imbißkette noch gar nicht geöffnet. Die Limonade schmeckte, war angenehm kühl, aber im Gegensatz zu Hermann trank Bernd nicht alles auf einmal. Keiner konnte voraussehen, wann es die nächste Verpflegung gab.
Gegen 8 lehnte sich Hermann an die Wand, ihm war etwas schwindelig geworden.
„Was ist?“ wollte Bernd wissen, denn er konnte den Freund nur noch verschwommen sehen.
„Ich bin müde“, sagte Hermann leise, den leeren Becher in der Hand. „Entsetzlich müde, ich muß mich … einen Moment … hinsetzen.“
Damit rutschte er an der Wand entlang und sank kraftlos zu Boden, bevor ihm Bernd zu Hilfe eilen konnte. Er war mit sich selbst beschäftigt, nahm die Konturen nur undeutlich wahr und mußte erkennen, daß in dem Frühstück ein Schlafmittel verborgen gewesen war. Bernd setzte sich, lehnte seinen Oberkörper schwer gegen die Backsteine, und trat mit seinem Fuß die Papiertüte beiseite.
Man sollte Vorsicht walten lassen … bei … Danaergeschenken, war sein letzter Gedanke, bevor auch er besinnungslos zu Seite kippte.

***

Dem Umstand Rechnung tragend, daß er landesweit gesucht wurde, blieb Grabow im Führerhaus sitzen, während Nadja und Juri das Restaurant des Rastplatzes betraten. Beide hatten sich sogleich eine Zigarette angesteckt, denn während der Fahrt mußten sie darauf verzichten; Grabow vertrug den Rauch nicht mehr. Seit er damit aufgehört hatte, waren ihm die Rauchschwaden zuwider. Überdies besaß der schwere Kipper keine Klimaanlage, es war ein heißer Sommernachmittag, und die drei Insassen schwitzten ohnehin über die Maßen.
Der Zurückgebliebene trug noch immer jene kleine Stofftasche bei sich, die ihm in der nächsten Zeit seinen Lebensunterhalt sichern sollte. Aufgrund des gegen ihn erlassenen Haftbefehls durfte er es nicht wagen ein Geldinstitut aufzusuchen, um die Dollarnoten einzutauschen. Das hatte Juri für ihn erledigt. Dieser Mann war goldwert. Dennoch dachte Grabow schon jetzt intensiv darüber nach, auf welche Weise er seine beiden letzten Mitarbeiter beseitigen konnte; nach getaner Arbeit, versteht sich.
Mit Sicherheit ergab sich auf der Rückfahrt eine Möglichkeit. Wenn man irgendwo ihre Leichen fand, würde das kaum Aufsehen erregen. Juri und Nadja wurden nicht gesucht, die Behörden kannten sie nicht einmal. Aber sie waren unliebsame Zeugen seines gewissenlosen Handelns.
Grabow lehnte sich zurück, schaute aus dem schmierigen Seitenfenster und wurde auf eine eigentümliche Weise an seine chaotische Busfahrt auf den Fidschis erinnert, die ihn so aus der Fassung brachte. Fester krallten sich seine Finger um sein gesamtes Kapital im Beutel.

***

Das linke zugekniffen, starrte das rechte Auge des Mannes auf ein helles, unscharfes Geflecht aus Gittern, das beständig an seiner Augenbraue scheuerte. Immer wieder rieb der grobe Stoff an der Gesichtshaut. Nach einer anfänglichen Rötung und der nachfolgenden Blasenbildung hatte sich die Stelle geöffnet, und ein dünnes Rinnsal aus Blut und Wasser lief über seine Wange.
Schmerz verspürte Bernd keinen. Das periodische Brennen empfand er als Kühlung, war sich aber nicht ganz sicher. Er befand sich in einer Aufwachphase wie nach einer Narkose. Aufs neue rutschte der grobe Stoff vor seinem Auge hin und her, minutenlang.

Zu irgendeinem Zeitpunkt wollte Bernd das störende Etwas vor seinem Auge entfernen, konnte jedoch seine Hände kaum bewegen. Etwas hielt sie zusammen, als ob der eine Arm mit dem anderen zusammengewachsen wäre. In seinem kartoffelsackähnlichen Gefängnis war es hell genug, Bernd drehte den Kopf, machte nun das zweite Auge frei und schaute an seiner Brust entlang, bis er die Hände erkennen konnte: Sie waren mit grauen Klebestreifen gefesselt.
In seinem Kopf herrschte ein Chaos, wie es nur während eines Vollrausches entstehen konnte. Intensiv sog er die Luft ein, die durch den weitmaschigen Stoffsack herein strömte, es war warme Luft. Saubere, aber warme Luft. Seine ebenfalls gefesselten Beine waren gekrümmt, es gelang ihm nicht sie auszustrecken. Wo war er?
Erst allmählich wurde er den höllischen Krach gewahr, das Klingen, das Rasseln von Metall, das Rütteln der Ladefläche, auf der er lag. Ein spitzer Gegenstand bohrte sich in seinen Rücken, es begann unangenehm zu werden. Nach und nach verspürte er wieder Schmerz, war auf dem besten Weg zurück in die Wirklichkeit. Und mit einemmal fiel der Schleier der Ungewißheit von ihm ab, seine Gedanken ordneten sich, Angst bemächtigte sich seiner. Wovor genau er sich fürchtete, konnte er nicht sagen, aber diese Situation erwies sich als außergewöhnlich. Wenn Bernd die Lage richtig einzuschätzen imstande war, befand er sich auf einem LKW zusammen mit Metallteilen. Dieser fuhr. Wohin, das entzog sich seiner Kenntnis. Noch. Zu schreien hatte keinen Sinn, denn der Lärm übertönte alles andere. Inmitten dieses permanenten Vibrierens, dieses Schüttelns und Rüttelns dachte Bernd angestrengt nach.
Was machte er auf diesem LKW? *Wie* er hier herkam, das dämmerte ihm bald. Im Geiste sah den Schrottplatz, sah sich in diesem düsteren Keller zusammensinken. Daraufhin mußten sie ihn in den Sack gesteckt und verladen haben. Wo aber war Hermann?
Der ohrenbetäubende Lärm verursachte ihm jetzt Qualen. Und da war noch immer dieser stechende Schmerz in seinem Rücken. Bernd versuchte, sich mit diesem engen Sack zu drehen, dem spitzen Dorn zu entgehen und schaffte es irgendwann. Leicht war das nicht, aber nun ragte dieser Stachel ein wenig in den Sack hinein, zeigte auf seine Brust.
Durch die weiten Maschen des Gewebes konnte Bernd seine Umgebung recht gut erkennen. Ihm war, als hätte er einen Pullover über seinen Kopf gezogen und schaute durch das Strickwerk, wie er es als Kind zuweilen getan hat. Es zeigte sich Altmetall, Stangen, Rohre, Bleche, mit und ohne Farbe, rostiges Eisen, blanker Stahl.

Plötzlich durchzuckte es seinen Körper wie ein Messerstich: Ein Ofen! Dieser tanzende Derwisch Nico hatte damals in seinem stark alkoholisierten Zustand von einem Ofen gesprochen, von einem heißen Ofen, von einem großen …
„Sie bringen mich zu einem Schmelzofen!“
Diese erschreckende Erkenntnis setzte Kräfte frei. Bernd hob beide Hände in Brusthöhe, drückte damit den Sack gegen das spitze Blech, im Nu war er an jener Stelle zerrissen, man konnte ungehindert hindurch sehen. Er befand sich inmitten von Tonnen knirschenden und quietschenden Schrotts. Ein Blick über die Seitenwände des Kippers ließ ihn ein Industriegebiet erkennen. Fabrikgebäude, Schornsteine, Altmetallberge, eben Industrie. Die Dämmerung brach herein.

Ein wenig verwundert hatte der Pförtner dreingeschaut, als er die drei Personen im dunkeln Führerhaus des schweren LKWs sitzen sah, aber was ging ihn das an? Er kontrollierte die Papiere und ließ sie passieren. Rumpelnd schaukelte das Gefährt die unebene Wegstrecke entlang, wie ein Schiff bei entsprechendem Seegang, fuhr durch teilweise knöcheltiefe Pfützen, wurde abgebremst, wieder beschleunigt. Begleitet vom unkontrollierten Wackeln ihrer Köpfe wurden die Insassen im Führerhaus hin und her gestoßen, bis der Laster schließlich vor einem schmalen, kaum wahrzunehmenden Förderband zu stehen kam. Auf dem Firmengelände waren einige Lampen eingeschaltet und tauchten die stählernen Gerüste in eine finstere, unwirkliche Farbe. Das Förderband jedoch blieb fast völlig in Dunkelheit gehüllt.
Diesmal fiel Juris Besuch nicht auf ein Wochenende, am heutigen Abend wurde gearbeitet, eine der riesigen Autopressen war in Betrieb. Eine Unzahl, eine Flut von Altkarossen galt es zu beseitigen. Haushoch stapelten sich die Wracks übereinander.
Juri stieg nicht sofort aus, sondern drehte das Seitenfenster herunter und schaute sich um. Im Moment herrschte eine Ruhe, als hielte das Revier den Atem an. Arbeiter waren auf dieser Seite keine zu sehen, das Förderband stand still. Das kam Juri gelegen. Er wartete noch ein paar Minuten, dann öffnete er die Tür. Seine Begleiter taten es ihm gleich.

In seinem Sack war Bernd nicht untätig geblieben. Kontinuierlich hatte er an dem scharfen Blech gescheuert, bis das Klebeband, welches seine Hände und Füße zusammenhielt, durchgeschnitten war. Eine geraume Zeit hatte er so dagelegen und sinniert, ob er sich auch des Sacks entledigen sollte; darauf hatte er fürs erste verzichtet. Vom fahrenden LKW konnte er ohnehin nicht abspringen, das war zu gefährlich

gewesen. Und wenn ihn seine Entführer auf der Ladefläche entdecken würden, ohne Fesseln, würden sie ihn erschießen wie einen Hund; so gut kannte er Grabow inzwischen. Also blieb er ruhig im Sack liegen, auch als der Wagen stehen blieb, und wartete auf eine günstige Gelegenheit. Von Hermann war nichts zu sehen.

Juri ging um den Laster herum, blickte nach allen Seiten, schließlich ließ er die Heckklappe des Kippers herunter. Von der Autopresse in seinem Rücken drangen vereinzelt schleifende, quietschende, dann wieder knackende oder splitternde Geräusch herüber. Dort wurde soeben die nächste ausgediente Karosserie in ein kleines, handliches Metallpaket verwandelt, auf ein langsam dahinfließendes Band gestoßen, und hinüber zu einem beeindruckenden Berg befördert. Vorübergehend kehrte Ruhe ein.

Juri überlegte ernsthaft, ob er seinen Plan aufgeben und umdisponieren sollte, so sehr fand er Gefallen an der Autopresse. Schließlich jedoch verwarf er diesen Gedanken wieder. Inmitten dieser Stille packte ein gigantischer fünfzackiger Greifer das nächste Wrack am Dach und ließ es in eine stählerne Kammer fallen, von einer gelben Lampe angestrahlt. Danach setzte der Mann an der Presse, der wegen des infernalischen Lärms Ohrenschützer trug, die Hydraulik in Gang. Fasziniert standen die drei in der Finsternis und sahen dem Schauspiel einige Minuten zu. Der Mann im Kran und jener an der Presse würden sie bei ihrem jetzigen Vorhaben nicht stören.

„Los!“ unterbrach Grabow die unheimliche Szene, „es wird Zeit.“

Etwas entfernt postierte Strahler schickten spärliches Licht herüber und ließen das Förderband in schwindelnde Höhen aufragen, mit einer glühenden Aureole am Ende. Gleichzeitig verwandelte sich die Autopresse in ein außerirdisches, gieriges Monster, alles verschlingend, was sich seinem Schlund näherte. In der näheren Umgebung reckten sich zahllose Metallberge gen Himmel, stumpfen Pyramiden nicht unähnlich.

Juri griff auf die Ladefläche, suchte ein wenig und zog unter den Blechen einen braunen Sack hervor. Wie ein Bündel Stoff ließ er ihn zu Boden fallen und schleifte ihn zum Förderband hinüber. Als der Sack dort plaziert war, lief er zurück und holte den zweiten. Er schaffte das alleine, dazu benötigte er keine Hilfe. Obwohl Bernd fast 90 Kilo auf die Waage brachte, wuchtete Juri ihn im Sack beinahe ebenso leicht aufs Band wie kurz zuvor den ersten. Im Anschluß ging er seelenruhig zum Schalter hinüber.

Grabow dachte nicht daran, Juri zur Hand zugehen. Er suchte die Umgebung ab, damit nicht ein ungebetener Gast dessen Handlungen

störte. Schließlich blieben seine Augen wieder an der Autorpresse hängen. Beide, Nadja und er, konnten ihre Blicke kaum von diesem Ungetüm lösen.

Mit beiden Händen hatte Bernd den verräterischen Schlitz im Sack zugehalten und sich auch nicht gerührt, als er hart auf die Erde stürzte. Seine Beine hielt er nach wie vor leicht angewinkelt, obwohl er sich der Fußfesseln längst entledigt hatte; niemand sollte auch nur den leisesten Verdacht schöpfen.

Durch die weiten Maschen des Gewebes drang kaum Licht, Bernd registrierte lediglich, daß er auf einem flachen Gummiband lag. Vor ihm war ein anderer Gegenstand von der Ladefläche weggetragen worden, das hatte er gehört. Es konnte sich nur um Hermann handeln, der jetzt wohl auch auf diesem Band lag. Aber er gab kein Lebenszeichen von sich. Hoffentlich war ihm nichts Ernstes zugestoßen. Bernd wartete voller Ungeduld.

Inzwischen stand Juri am Förderband und drückte den Schalter. Er kannte sich aus, hatte es schon mehrmals in Bewegung gesetzt. Beinahe routiniert sah er zu, wie die beiden aufwärts fahrenden Säcke nach wenigen Metern von der Dunkelheit verschluckt wurden. Fast gemächlich machte er sich auf den Weg zurück zum Führerhaus und setzte die Kippmechanik in Gang. Es dauerte nur wenige Sekunden, und der Schrott begann unter tosendem Gequietsche zu rutschen.

Sobald das Band anfing sich zu bewegen, zerriß Bernd den Sack bis zu den Knien hinunter und kroch heraus. Dunkelheit umgab ihn, schwarze Nacht hüllte unten das Firmengelände ein. An wenigen Stellen nur wurde sie durch diffusen Lampenschein zurückgedrängt. Am oberen Ende des Bandes jedoch erstrahlte es wie ein apokalyptischer Sonnenuntergang! Bernd erschauerte. Im Grunde seines Herzens wollte er nicht glauben, was Nico ihnen erzählt hatte. Es erschien ihm absurd, mittelalterlich, barbarisch. Aber waren nicht alle Aktionen Grabows barbarisch gewesen? War er nicht selber ein Barbar? Wie anders sollte man sich sein Handeln sonst erklären.

Tief unten konnte Bernd den Laster stehen sehen, der lärmend seine eiserne Fracht ausspie. Bernd griff nach oben, fühlte den zweiten Sack, darin jedoch regte sich nichts. Hermann schien noch immer tief bewußtlos zu sein; wenn er denn noch lebte. Er besaß ein schwaches Herz, niemand wußte, wie er das starke Betäubungsmittel verkraftete. Bernd stieß ihn an, keine Regung. Eilig befreite er sich von den letzten Stoffresten, kniete jetzt auf dem schmalen wankenden Gummiband und machte sich ans Werk, mit bloßen Fingernägeln den zweiten Sack zu

zerreißen und den Freund daraus zu erretten. Immer näher rückte der helle, der todbringende Schein der Hochofenöffnung.
Wenige Augenblicke später war Hermann befreit, aber die ihn umgebende Finsternis hinderte Bernd daran, seinen Zustand zu ergründen. Leblos lag er vor ihm, reagierte nicht auf sein Schütteln, und mittlerweile trieben die beiden unaufhaltsam dem endgültigen, dem finalen Absturz zu.
Von hier oben abzuspringen war unmöglich, es war viel zu hoch, sie würden sich zu Tode stürzen. Diesen Gedanken mußte Bernd begraben. Nur noch wenige Meter … Er versuchte, Hermann auf dem Band nach unten zu zerren, was ihm ganz gut gelang. Aber das Band bewegte sich etwas schneller nach oben, als er es mit Hermann abwärts schaffte, trotz aller Mühe. Schon glitt der erste der beiden leeren Säcke in den Feuerschlund hinab und schickte tausend Funken in den nächtlichen Himmel; die Untenstehenden registrierten es mit Genugtuung. Sekunden danach folgte der zweite. Noch drei kurze Meter …
Da faßte Bernd an seinen Hosenbund und zog den ‚Engländer' heraus, der sich seit dem Frühstück dort befand. Akrobatisch kletterte er im Dunkeln auf dem schmalen Band über Hermann hinweg, weit wagte sich sein Oberkörper über den Rand des Förderbandes hinaus, er versuchte hastig, den verrosteten Schraubenschlüssel unter die Gleitmechanik zu klemmen. Die erste Rolle schob ihn nur schnarrend vor sich her und hätte ihn ihm beinahe aus der Hand gerissen. Der zweite Versuch war etwas erfolgreicher. Der Schlüssel verhakte sich unter den Doppelrollen, das Band wurde langsamer.
Kurz darauf erfolgte ein heftiger Ruck, die nachfolgenden Kugellager schleuderten den Schraubenschlüssel in weitem Bogen zur Seite, und er stürzte in die Tiefe. Das Band lief weiter. Schon ragte Bernds linker Ellenbogen über das Ende des Bandes hinaus, er spürte die infernalische Hitze. Verzweifelt schob er seinen Körper nach unten, weg von der Glut, wurde aber von Hermann daran gehindert, der regungslos hinter ihm lag und dessen Schultern gegen seine Beine drückten.
Bernds Augenbrauen begannen bereits zu schmoren, da stoppte das Band unvermittelt. Hastig brachte er sich in Sicherheit. Es war allerhöchste Zeit.

Nachdem er die sprühenden Funken am Himmel gesehen hatte, war Juri zum Schalter hinüber gegangen und hatte das Band abgestellt. Der Auftrag war erledigt. Von drüben verkündete die Autopresse geräuschvoll einen neuen Erfolg, eine alte Karosserie in einen Klumpen Metall verwandelt zu haben. Juri lief zum Kipper zurück, Grabow und

Nadja standen hinten neben der schräggestellten Ladefläche und starrten wieder fasziniert zur Autopresse hinüber. Juri stellte sich daneben.

Fürs erste waren sie gerettet. Bernd kniete an Hermanns Füßen, zog, zerrte und schleppte seinen Freund auf diese Weise rückwärts wieder in die Tiefe. Endlose Minuten dauerte es, bis er den Erdboden erreicht, den Freund herunter gehoben und ihn in der Dunkelheit auf die schmutzige Erde gelegt hatte. Mit Hilfe seiner Zähne befreite er ihn von den Fesseln des Klebebandes. Noch immer zeigte Hermann kein Lebenszeichen.

Der Kipper war entladen, Juri wieder hinter dem Lenkrad und gerade dabei, die Ladefläche abzusenken, als sich ein Schatten vom Förderband herüber auf ihn zu bewegte. Derart überraschend und schnell kam der Schatten näher, daß Juri keine Zeit blieb, auf irgendeine Art zu reagieren. Zudem wußte er nicht, wer da auf ihn zu lief.

Bernd, im Geiste wieder in Mogadischu und ganz und gar im Einsatz bei der GSG 9, hatte das Überraschungsmoment auf seiner Seite. Er sprang in die offene Wagentür, stürzte sich auf den Fahrer und riß ihn vom Sitz. Die beiden schweren Männer kippten aus dem Führerhaus, unkontrolliert, wie es schien. Aber Bernd wußte genau was er tat. Mit seinen Beinen wieder fest am Boden, brachte er den haltlos fallenden und verzweifelt mit den Armen rudernden Juri in Position. Es war nicht sehr hoch vom Fahrersitz bis zum Erdboden. Juri aber fiel wie ein Stein, und bevor er auf der Erde aufschlug ging Bernd in die Hocke und riß ihn mit sich herab, wie er es einst gelernt hatte, sodaß Juri mit seinem Gesicht ungebremst auf eines von Bernds Knien krachte. Er verlor augenblicklich die Besinnung, Blut schoß aus seiner Nase, zerschmettert landete die dicke Brille im feuchten, schmierigen Industriestaub. Bernds nächster Griff galt Juris Waffe, die er bereits beim ersten Kontakt gespürt hatte, und er zog sie entschlossen aus dessen Tasche. Die Waffe an sich nehmen und durchladen war eine Bewegung.

Für Grabow und Nadja war diese Aktion nicht unbemerkt geblieben, wie gelähmt standen sie neben der Heckklappe des LKWs und trauten ihren Augen nicht: Soeben noch waren sie Zeugen gewesen, wie am Himmel über dem Hochofen die Funken stieben, wie ihre beiden Widersacher sich in Rauch aufgelöst hatten, und nun stand einer vor ihnen, bewaffnet!

Unaufgefordert hob Grabow die Hände weit über den Kopf, Nadja dagegen zog sich unendlich langsam zurück. Auf einmal ging sie das alles nichts mehr an. Abwehrend reckte sie ihre zarten Hände der Waffe entgegen, die zu benutzen Bernd gar nicht beabsichtigte. Er brauchte alle drei lebend! Obwohl er beim Betrachten von Grabows feistem Gesicht

alle Selbstbeherrschung aufbringen mußte, um nicht durch das kurze Krümmen seines Zeigefingers eine vorzeitige, eine endgültige Entscheidung herbeizuführen.
„Bleiben Sie stehen!“ rief er, das Zischen der Karosseriepresse im Hintergrund übertönend.
Hermann hatte ihm im Verlies ausgiebig von Nadja erzählt, aber Bernd sah diese Frau zum ersten Mal. Er vermutete es, aber er wußte nicht, ob sie etwas mit Grabow zu tun hatte. Der Umstand jedoch, daß sie hier anwesend war, daß sie alles mit angesehen und keinen Versuch unternommen hatte, es zu verhindern, machte sie zumindest mitschuldig. Außerdem hatte sie Hermann in die Falle gelockt.
„Das ist ein Polizeieinsatz. Stehen bleiben!“ schickte Bernd ihr hinterher.
Nadja jedoch ließ sich nicht beirren. Ihr Angesicht Bernd zugewandt, entfernte sie sich immer weiter vom Ort des Geschehens, wollte den tonnenschweren Wagen zwischen sich und den Mann bringen. Bernd gab einen Warnschuß ab, richtete die Waffe sogleich wieder auf die Frau. Aber selbst die drohende Gefahr erschossen zu werden ließ Nadja nicht innehalten. Sie lief rückwärts, bis sie gegen ein Hindernis stieß.
Von Grabow war momentan nichts zu befürchten, demnach zeigte die Pistole weiterhin auf die junge Frau. Bernd senkte sie, zielte auf ihr rechtes Bein. Auch jetzt hatte er nicht die Absicht zu schießen. Zudem waren die Lichtverhältnisse hier überaus dürftig. Kaum daß er Kimme und Korn in Einklang brachte. Im Grunde war es viel zu gefährlich einen gezielten Schuß abzufeuern.
„Beeernd“, drang es gequält in seine Ohren.
Was war das?
„Bernd!“ rief es etwas deutlicher.
Jetzt erst drehte der Angesprochene den Kopf in die Richtung. Dort drüben, beinahe nicht zu sehen, am Anfang des Förderbandes, welches ihnen beiden fast zum Verhängnis geworden wäre, stand Hermann als diffuser Schatten und hielt sich krampfhaft fest. Ein Stein fiel Bernd vom Herzen. Der Freund lebte, schien sogar unverletzt zu sein.
„Bleib drüben“, rief Bernd zurück und hatte keine Ahnung, ob Hermann imstande war ihn überhaupt zu verstehen, denn schon wieder schickte die Presse ihren zermalmenden Atem herüber.
Im Augenblick konnte Hermann ihm ohnehin nicht helfen, hier mußte er alleine klar kommen. Mit der Hand bedeute er ihm stehen zu bleiben. Dabei erkannte er, daß Hermann *ihm* Zeichen gab. Mit dem Arm deutete er auf den Boden vor den Lastwagen. Bernd erschrak. Juri war verschwunden.

Unangenehm und hart war das Hindernis in ihrem Rücken, nervös betasteten es ihre Finger und spürten Metall, Rost. Wie in Zeitlupe drehte Nadja ihren Kopf, sie wollte nur noch weg von hier. Der Pistolenlauf des Mannes zeigte tief, auf ihre Beine. Dieser Dreckskerl wollte ihre schönen, ihre makellosen Beine zerschießen! Mit stockendem Atem wich sie zur Seite aus, umrundete das Autowrack, das ihren Weg versperrte, als der Mann unerwartet die Waffe zinken ließ. Er wendete den Kopf, sein Blick richtete sich auf etwas, das sie nicht sehen konnte, auf etwas, das sich *vor* dem Laster befand. Nadja machte ein paar Schritte und verschwand zwischen dem Altmetall in der Dunkelheit.

Juri hatte die Besinnung wiedererlangt, sich ziemlich benommen umgesehen, konnte aber fast nichts erkennen. Wo war seine Brille? Noch lag er auf dem Rücken, verschwommen nahm er den linken Vorderreifen des LKWs wahr. Hinter ihm stand jemand, ein großer Kerl. Das mußte der Angreifer, das mußte Bernd sein, der ihn so unsanft zu Boden geworfen hatte. Seine Hände tasteten den feuchten Boden ab, suchten nach den so überaus wichtigen Augengläsern. Ohne seine Brille war Juri nicht einmal in der Lage zu sagen, ob Bernd ihn anschaute. Aber finden konnte er sie nicht.

Von Hermann, der sich mit Mühe aufrecht halten konnte, beobachtet, rappelte er sich auf und rollte sich unter dem Kipper hindurch. Zwei, drei Umdrehungen, und Juri lag auf der anderen Seite. Er erhob sich, noch immer nicht richtig klar im Schädel, und lief vom Lastkraftwagen weg hinein in die Dunkelheit.

Über rauhe Autolacke glitten seine Hände, über zerborstene Fenster, ertasteten tote, glaslose Scheinwerfer, er war unfähig auch nur die kleinsten Details zu erkennen. Da wurde er am Arm gepackt und festgehalten. Er erschrak, riß sich los, wollte weglaufen, wußte aber nicht wohin. In dem Moment vernahm er eine vertraute Sprache. Die Person konnte er nicht erkennen, aber es war Nadja, die mit ihm in seiner Muttersprache redete. Rasch zog sie ihn zu sich hinunter in die Hocke.

„Was ist mir deiner Brille passiert?“ fragte sie, als sie bemerkte, daß Juri quasi blind war.

„Sie ist zerbrochen“, gab er grollend zur Antwort. „Der Mann, dieser Bernd, hat sie kaputtgemacht.“

„Bleib unten. Er sucht uns. Aber er wird uns nicht finden! Wir brauchen nur abzuwarten.“

Bernd war wütend über sich selbst. Wie konnte er diesen Mann nur entkommen lassen? War er zu lange in Pension gewesen? Wo hatte er seine Gedanken gehabt? Im Moment war nur noch Grabow übrig. Aber

so leicht gab Bernd nicht auf. Er winkte Hermann zu sich herüber, der kam seiner Aufforderung nach. Er machte einen recht stabilen Eindruck, ging gerade, wankte nicht mehr.
„Bist du in Ordnung?“ fragte Bernd den Freund, und als Hermann nickte, setzte er nach: „Kannst du Grabow bewachen? Schaffst du das?“
Als hätte Hermann sein Leben lang mit Waffen zu tun gehabt, so sicher ergriff er die Pistole und richtete sie unverzüglich auf den Kopf des verhaßten Grabow, dem er nun zum ersten Mal gegenüberstand.
Der rührte sich nicht. Jetzt, da der andere, der weniger Erfahrene, ihm diese Schußwaffe vor die Nase hielt, war es für ihn um einiges gefährlicher geworden. So hoch er konnte, reckt er seine Arme in die Nacht.
Bernd lief los. Den beiden Flüchtenden war nur eine Richtung geblieben: Hinein ins unübersichtliche Gewirr der Autowracks. Bernd sandte seine Augen auf die Reise, sie kontrollierten jede Karosserie, die er im Dunkel erspähen konnte – nichts. Dabei mußte er ständig den gefährlichen Greifarm des Krans im Auge behalten, der wie eine schwarze metallene Spinne herab fuhr, sich jedesmal eine alte Karosse schnappte, sie empor hob und schließlich in die Presse fallenließ. Bernd wußte nicht, wie der Mann, der den Kran bediente, bei dieser schlechten Sicht eigentlich arbeiten konnte.
Da entdeckte er die Frau. Nur kurz hatte sie den Kopf gehoben, ihn sofort wieder versteckt, als sie Bernds Schatten ansichtig wurde. Das jedoch genügte ihm.
Dieser Mann mit dem starken Akzent war ungemein kräftig, das hatte Bernd bereits zu spüren bekommen. Folglich griff er sich eine Eisenstange, die aus einem offenen Kofferraum herausragte und tastete sich vorwärts in Nadjas Richtung. Sollte er auf Widerstand stoßen, würde er gnadenlos zuschlagen. Das Ende der Fahnenstange war erreicht, Kompromisse würde er jetzt keine mehr machen!

Nadja sah sich entdeckt. Sie faßte Juri erneut bei der Hand und zog ihn, der alleine keine Chance mehr hatte, mit sich fort. Dorthin, wo nicht der geringste Lichtschein hinfiel. Sie ließen mehrere Schrottautos hinter sich, kletterten über ein ausgebranntes Wrack, stiegen in die Höhe und erreichten schließlich einen alten Mercedes, der fensterlos und ohne Interieur seit langem vor sich hin rostete. So schnell wie möglich öffnete Nadja die Beifahrertür, und im Nu lagen die beiden auf dem blanken Metall der ehemaligen Nobelkarosse. Ein winziger Lichtschein erhellte den Innenraum gerade so weit, daß sie ihre Umgebung erahnen konnten.

Hier waren sie vor den Blicken ihres Verfolgers sicher. Wenigstens für die nächsten Stunden.

Als Bernd den Ort erreichte, wo er kurz zuvor Nadjas Kopf erspäht hatte, erkannte er die Ausweglosigkeit seines Vorhabens – hier war es einfach zu dunkel. Obwohl er diese beiden Zeugen unbedingt brauchte, war es ihm nicht möglich, die Flüchtenden während der Nacht alleine zu stellen. Ohne fremde Hilfe mußte er bis zum Morgen warten. Das aber dauerte ihm zu lange. Die Silhouetten der Schrottberge weiterhin fest im Blick, zog er sich wieder zurück. Außerdem wollte er Hermann nicht in Versuchung führen, beim Anblick Grabows den Finger krumm zu machen. Grabow benötigen sie so dringend wie keinen anderen. In hohem Bogen flog die Eisenstange zurück in den nächtlichen Schrott.

Bei seiner Rückkehr fand er Hermann in derselben Position vor wie zu Beginn seiner Verfolgung. Die Waffe auf Grabows Gesicht gerichtet, umspielte ein geheimnisvolles Lächeln den Mund des Freundes. Bernd wollte ihn nicht erschrecken, daher rief er ihn von weitem an. Aber der Maschinenlärm der Presse, gerade wieder aktiviert, verschluckte seine Stimme. Also winkte Bernd mit den Armen und wurde von Hermann im Augenwinkel erkannt. Er trat neben den Freund und nahm die Pistole wieder in Verwahrung. Die Erleichterung in Grabows Gesicht wurde um einiges größer und war nicht zu übersehen.

Als befände sich hier auf dem Gelände niemand außer dem Mann an der Presse, dem Kranführer und ihnen, so verlassen kamen sich die Freunde im Augenblick vor. Sie blickten sich um, aber keine Menschenseele ließ sich sehen. Bernd benötigte unbedingt ein Telefon, um Lothar, um Verstärkung zu rufen. Denn diese beiden Handlanger, Grabows Handlanger, durften nicht entkommen.

„Ich muß Verstärkung holen“, erklärte Bernd dem Freund. „Wir brauchen Hilfe, sonst entwischen sie uns! Wir brauchen vor allem mehr Licht!“

Aber Hermann besaß kein Mobiltelefon. Er fragte Grabow, der zuckte nur verständnislos mit den Schultern und sagte kein Wort. Bernd untersuchte seinen Gefangenen, fand ein Telefon, klappte es auf, es war ausgeschaltet.

„Wir schaltet man es ein?“ fragte er Grabow, der schwieg lächelnd.

In Bernd stieg eine Ohnmacht auf, die ihm beinahe die Brust sprengte.

„Schalten Sie den Apparat ein, oder …!“ schrie er Grabow an, aber der machte keinerlei Anstalten, seinem Häscher Hilfe zu leisten.

Bernd holte mit der Waffe aus, bereit, sie ihm mitten in sein unverschämtes Gesicht zu schlagen, aber etwas ließ ihn innehalten. Wenn dieser Mensch nicht wollte, dann würde er die PIN nicht preisgeben. Und

es lag ihm fern, den Mann zu foltern. Obwohl Bernd da einige Methoden kannte …
Die Freunde hielten Ausschau nach einem Fernsprechapparat, aber hier in der Finsternis schien es aussichtslos. Da fiel Bernds Blick auf den Krankführer. Der müßte wissen, wo man telefonieren konnte! Erneut reichte er Hermann die Waffe und deutete auf den Mann hoch oben, der schwer beschäftigt in seiner beleuchteten Kabine saß. Soeben senkte sich die stählerne Klaue wieder herab.
„Ich gehe ihn fragen“, sagte Bernd nur und verschwand in der Dunkelheit.

Juri und Nadja lagen flach am Boden des Mercedes, wiegten sich in Sicherheit und bereiteten sich auf eine lange Nacht vor, als eine Erschütterung den Wagen erzittern ließ. Erschrocken hoben sie ihre Köpfe. Durch beide Fensteröffnungen schoben sich spitze Metallkeile, ein weiterer drang durch das Heckfenster ins Innere. Am Ende bohrten sich fünf Eisenkrallen ins Dach ihres Unterschlupfes und hoben ihn unsanft in die Höhe. Das Wrack begann zu schaukeln, die beiden wurden hin und her geschleudert. Die Klaue hatte sich über ihren Häuptern geschlossen und zu einem fünfzackigen Stern formiert, einem dunklen Stern. Nadja versuchte, die Türe des Wagens zu öffnen, aber die Kralle ließ das nicht mehr zu. Erbarmungslos griffen die Zangen ins Blech, begannen bereits dort in luftiger Höhe es zu zermalmen.
Von Panik erfaßt stieß Nadja ihren Arm aus dem glaslosen Fensterrahmen, schrie aus Leibeskräften um Hilfe, winkte, hämmerte mit der flachen Hand gegen die Außentür des Mercedes, ohne Erfolg. Die zischende Hydraulik der sich soeben öffnenden Kammer verschluckte ihr Rufen weitestgehend. Der Kranführer bemerkte nichts, er hatte sein neues Ziel bereits fest im Auge, und das hieß: Presse.

Bernd konzentrierte sich vorrangig auf den Kran, dennoch schaute er auf seinem Weg hin und wieder zu dem Blechfriedhof der ausgedienten Fahrzeuge hinüber. Da entdeckte er den Arm! Sah ihn aus dem schwebenden Auto herausragen, wie er gegen die Fahrertür schlug, wie er am Blech rieb, sah die Hand, die verzweifelt versuchte, die Autotür von außen zu öffnen. Vergeblich. Auch das Gesicht der Frau konnte er vage ausmachen, kurz nur, aber an den langen Haaren hatte er sie erkannt. Zwischendurch drangen unverständliche Wortfetzen zu ihm herunter. Ausländische Rufe, abgehackte Schreie. Als der Wagen sich in der Luft zu drehen begann, konnte er auch auf der anderen Seite einen Arm erkennen. Er hatte die Flüchtigen gefunden!

Derart motiviert beschleunigte er seine Schritte. Er mußte unbedingt den Kran stoppen. Warum nur sah dieser Kranführer das Drama vor seinen Augen nicht? Durch den Schrott hindurch bahnte Bernd sich seinen Weg. Der schien unendlich, wurde immer länger, und als Bernd schließlich unter dem Kran vor der Leiter stand, die nach oben führte, schwenkte der stählerne Arm den Greifer hinüber zur Autopresse.
In einer unerwarteten Ruhe präsentierte sich plötzlich die offene Kammer, gähnend offenbarte sie ihren gierigen, tödlichen schwarzen Schlund. Beinahe lautlos senkte sich die Kralle. Hastig kletterte Bernd in die Höhe. In dem Moment stieß der schaukelnde Wagen geräuschvoll an den Seiten der Kammer an, wurde durchgerüttelt. Der Greifer löste sich, gab seine Beute frei, und schließlich verschwand das Wrack krachend im Innern des Stahlkolosses. Von sehr weit her drangen die entsetzlichen Schreie der Eingeschlossenen zu Bernd herüber.
Was konnte er tun? Sollte er jetzt umkehren und hinüber laufen zu dem Arbeiter an der Presse? Nein, das dauerte viel zu lange, der Kranführer war näher. Eilig stieg Bernd weiter die metallene Leiter empor. Sprosse um Sprosse hastete er nach oben. Sein Knie schmerzte an jener Stelle, an der Juris Kopf aufgeschlagen war.
Ein schauriges Dröhnen ließ ihn innehalten. Er wendete seinen Kopf, und aus einer Höhe von etwa 5 Metern konnte er beobachten, wie die stählerne Kammer der Autopresse anfing sich lautstark zu schließen. Zuerst senkte sich das eine Seitenteil herab, danach das gegenüberliegende. Am Ende schoben sich die beiden kurzen Wände der Presse zusammen. Die Karosse wurde zerquetscht wie eine Fliege - und mit ihr die unmenschlichen Schreie.
Beinahe spielerisch - als wäre der Mercedes aus Wachs - verwandelten die harten Innenwände das meterlange Autowrack in einen Klotz von der Größe eines imposanten Koffers und spieen ihn am Ende mechanisch auf das Förderband. Dort nun lag das Produkt der Entsorgung, schräg, wie ein umgefallener Safe, in seinem Innern die beiden Kreaturen eingeschlossen. Unhörbar beförderte das Band den Packen hinauf zur Spitze des Berges, dort rutschte er herab und gesellte sich mit einem dumpfen Aufschlag zu den übrigen Quadern.

Die nun eintretende Ruhe konnte man getrost als Todesstille bezeichnen. Wie festgefroren stand Bernd auf der Leiter. Von seinem Aussichtspunkt aus hatte er den Vorgang, der durch die spärliche Beleuchtung etwas Unheimliches, etwas Lebendiges bekam, genau beobachten können. Als ob ein gewaltiges viereckiges Maul einen Bissen verschluckte und ihn nach gründlichem Kauen wieder ausspuckte. Das

ganze Gelände mutete mit einemmal an wie eine überdimensionale Meereskrabbe, die mit ihrem Greifarm ihre Beute zum Munde führte.
Bewegungslos ragte der Kran in die Schwärze der Nacht, auf der Suche nach seinem nächsten Opfer pendelte der leere Greifer hin und her. Das gähnende Maul der Presse wartete auf Nachschub.
Nun ergab es keinen Sinn mehr, den Kranführer zu bitten seine Arbeit zu unterbrechen. Die beiden Flüchtenden hatte ihr Schicksal ereilt. Ziemlich desillusioniert und müde stieg Bernd die Leiter wieder hinunter.

Kapitel XXV

Besonders effektiv war bei den Lebensversicherungen gearbeitet worden. Diese hatten sich bevorzugt alleinstehende Paare auserkoren, die im Versicherungsfalle voneinander profitierten, und beide Personen gleichzeitig beseitigen lassen. Der Vorteil dieser Konzerne: Sie besaßen alle Daten, die Verwandtschaftsverhältnisse, die Krankheiten ihrer Kunden, einfach alles. Auf Knopfdruck suchte der Computer die geeigneten ‚Ziele' aus.

Was Richter Ewald Stark zu Beginn seiner Tätigkeit noch weit von sich gewiesen hatte, konnte er bald nicht mehr leugnen. Die Tatsachen erwiesen sich als noch weitaus gravierender denn alle vorangegangenen Vermutungen. Der Schierlingsbecher der Neuzeit, das sogenannte Euthanasiegesetz, erst im letzten Herbst von der übereifrigen Gesundheitsministerin mit Gewalt durchgeboxt, hatte Ärzten und Klinikmitarbeitern Tür und Tor geöffnet. Waren schon die Formulierungen des Gesetzestextes alles andere als konkret, so ließen die Umschreibungen, was nun als aktive und was als passive Sterbehilfe zu gelten hatte, beinahe jede perfide Möglichkeit zu.
In der ursprünglichen Fassung war vom Einverständnis der Betroffenen, von deren unabänderlichem Wunsch zu sterben und von mindestens zwei unabhängigen Ärzten die Rede gewesen, die einem siechen Patienten dessen unbedingten Todeswillen bescheinigen mußten. Die Praxis zeigte vielfach ein ganz anderes Bild. Hier genügte oftmals ein kurzes Gespräch mit Verwandten, ein angedeutetes - oder interpretiertes - Kopfnicken des ‚Delinquenten' oder alleine die Beurteilung des Arztes. Beziehungsweise des Pflegers. *Verzicht auf lebenserhaltende Maßnahmen* nannten dies die einen, *Tötung auf Verlangen* die anderen. Niemals in der Geschichte der

Medizin wurden solche Massen von Medikamenten zur Ruhigstellung der Patienten verabreicht wie während der Ära Grabow.

Von den Verantwortlichen war natürlich mit deutscher Gründlichkeit Buch geführt worden. Zwar nicht darüber, wer wen wann umgebracht hatte. Die beschlagnahmten Computer jedoch enthielten noch alle jene verräterischen Spuren der autorisierten Zugriffe, der Abfragen, der Ausdrucke, alles war gespeichert, und von Spezialisten - trotz versuchter Löschung - wieder sichtbar gemacht worden. Endlich gab es für die Täter keine Ausflüchte mehr, endlich mußten sie Profil zeigen. Nach monatelangen unermüdlichen Recherchen kamen die ersten Fälle schließlich zur Anklage.

Die neue Regierung war sich schnell darüber einig, daß für die Hauptschuldigen nur die härtesten Strafen in Frage kamen, und noch immer war der Spruch *Auge um Auge* zu hören; gemeint war definitiv die Todesstrafe. Richter Stark jedoch wollte sich, und damit die Justiz, nicht auf dieselbe Stufe mit diesen Verbrechern stellen und riet von dieser Art der Bestrafung ab. Die Kommission hielt sich in dieser Frage noch bedeckt.

Zu Beginn der Prozesse, die ein bislang nie gekanntes Interesse unter der Bevölkerung hervorriefen und daher in der großen Frankfurter Festhalle stattfinden mußten, wurden jene Befehlsempfänger gnadenlos abgeurteilt, welche ausführendes Organ gewesen waren, wie Krankenschwestern, Altenpfleger - von denen sich einige in besonderem Maße hervorgetan hatten – dazu Ärzte, Juristen, städtische und staatliche Beamte. Diese Gruppe war bei weitem die größte. Beim Strafmaß wurde kein Unterschied gemacht, ob die Angeklagten selbst Hand angelegt und Menschen getötet, oder ob sie lediglich die Anweisungen dazu gegeben hatten.

Ein besonderes Augenmerk schenkte die Justiz der ***Vita Pharma AG.*** Von jenem rheinischen Pharmagiganten waren die verhängnisvollen Umschläge verschickt worden, die mehrere Millionen nicht arbeitende Menschen das Leben kosteten. Zu Beginn des ersten Verhandlungstages versteckten sich alle Beschuldigten noch vollständig hinter einer beinahe treuherzigen Unwissenheit. Erst als die jeweiligen Kompetenzen zur Sprache gebracht wurden, schnürte das Gericht den maßgeblichen Personenkreis immer weiter ein. Roald Nielsen zählte nicht dazu. Der Däne war einzig und allein für die Mischung verantwortlich gewesen. Von deren Bestimmung wußte er nichts, wie er glaubhaft versichern konnte.

Schließlich kristallisierten sich unaufhaltsam zwei Mitglieder aus der Chefetage heraus: Roman Schneider und Günther Hagen, beide im Vorstand besagten Pharmaunternehmens, beide ausgestattet mit besten Kontakten zur damaligen Gesundheitsministerin. Nach anfänglichen gegenseitigen Schuldzuweisungen, völlig unerklärlichen Gedächtnislücken und irrsinnigen Widersprüchen gelang es dem Gericht sie festzunageln. Unter Tränen gestanden sie den mit Abstand umfangreichsten Massenmord der Geschichte! Und die Gründe, die dazu geführt hatten. Der Mammon! Die Richter werteten jene Briefe, die nicht in den Versandt gelangten, als ***Mordversuch in über 10 Millionen Fällen***.

Im Anschluß ging es den Politikern, alsdann den Managern und Vorständen sowohl der Banken als auch der Versicherungsbranche an den Kragen, jener Weißewestengemeinschaft, die aufgrund ihres selbstsüchtigen Finanzgebarens diese Katastrophe erst ausgelöst hatte. Ein Großteil wurde bis zum Lebensende in Sicherungs-verwahrung genommen. Nur einzelne erhielten Freiheitsstrafen von weniger als 20 Jahren.

Mittlerweile war fast ein Jahr vergangen, und das Gericht widmete sich endlich dem Hauptdrahtzieher: Rudolf Grabow.

***

Decker und Jung, zwei erfahrene Beamte der Frankfurter Kripo, saßen nachmittags in ihrem Büro. Decker telefonierte, Jung tippte am PC einen Bericht über den Einsatz der letzten Nacht, bei dem ein Beamter durch einen Messerstich verletzt worden war. Da läutete ein weiterer Apparat und die beiden wurden zu ihrem Vorgesetzten gebeten.

Die Aufgabe schien lösbar. Sie sollten am folgenden Tag, früh morgens, in die Haftanstalt Darmstadt-Weiterstadt fahren, dort einen speziellen Gefangenen abholen und ihn zur Gerichtsverhandlung nach Frankfurt fahren. Danach sollte der Mann wieder zurückgebracht werden. Eine Routineangelegenheit.

Gewöhnlich übernahmen die Kollegen vom Streifendienst derartige Fahrten. Diesmal jedoch bestand der Polizeipräsident darauf, daß Jung und Decker mit dieser Aufgabe betraut wurden. Von immenser Wichtigkeit, besaß sie oberste Priorität. Niemand sonst war eingeweiht.

Am nächsten Morgen gegen 7 Uhr 30 legten Jung und Decker schußsichere Westen an, setzten sich in einen grauen Golf und fuhren nach Weiterstadt. Dort angelangt, ließ man den Wagen sofort ins Innere

der Haftanstalt, sie wurden bereits erwartet. Dem imposanten Gefangenen, der sowohl Hand - als auch Fußfesseln trug, wurde ebenfalls eine jener Westen übergestreift, die selbst aus nächster Nähe abgefeuerte Kugeln nicht zu durchdringen vermochten.
Der Gefangene mit dem schütteren Haar fühlte sich darin ein wenig beengt und betonte das mehrmals, als der graue Golf die Anstalt verließ.
„In einem Sarg ist es noch etwas enger“, mußte er aus Jungs Mund erfahren und schwieg im Anschluß zu diesem Thema.

Die beiden Beamten wußten um die Bedeutsamkeit ihres Auftrages, fuhren aber dennoch ohne Eskorte. Der Golf war unauffällig, nichts deutete auf ein Polizeifahrzeug hin, selbst die Nummernschilder waren keine städtischen. Jung und Decker aber waren gut bewaffnet. Jeder der Männer trug seine Dienstpistole im Schulterhalfter, im Kofferraum lagen Gewehr und Schrotflinte bereit. Mit einem Angriff rechneten sie nicht, waren dennoch darauf vorbereitet.
Über die A 5 ging die Fahrt in Richtung Frankfurt, vorbei am Flughafen, über den Main. In dichtem Berufsverkehr verließ der Golf die Autobahn am Messegelände, und Decker steuerte die Festhalle an.

***

Der weiße Lieferwagen einer Frankfurter Gebäudereinigungsfirma passierte die offene Schranke der Messeeinfahrt, durchquerte einen Teil des menschenleeren Geländes und wurde unmittelbar an der Mauer der Messehalle 4 neben einem unscheinbaren Seiteneingang geparkt. Ein Mann in grauem Anzug und mit Sonnenbrille öffnete die Fahrertür, stieg aus, nahm einen Koffer vom Beifahrersitz und schlüpfte durch die schmale Tür in die Halle.
Er war nicht zum ersten Mal hier. Sofort suchte sein Blick den Aufzug, und mit zielstrebigen Schritten näherte er sich der Fahrstuhltür. Ein behandschuhter Finger drückte die Taste, wenige Augenblicke später war das elektrische Singen des herannahenden Lifts zu vernehmen. Der Mann im Maßanzug stieg ein, leise schloß sich die Tür.
Im obersten Stockwerk verließ er den Aufzug, begab sich zu einer schmalen Metalltür, öffnete diese mit Hilfe eines Messingschlüssels und stieg die steile Treppe empor zum Dach. Dort angekommen ließ er seine Augen über die angrenzenden Dächer hinwegschweifen, erkannte die Fassade der Frankfurter Festhalle, näherte sich in gebückter Haltung der Brüstung und stellte den Koffer ab. Die Sonne befand sich rechts hinter ihm, warf deutliche Schatten, dieser Platz war ideal. Es folgte der

obligatorische Blick auf die Uhr. Noch verblieben ihm mehr als zwanzig Minuten.

Dieser Auftrag sollte mit äußerster Präzision durchgeführt werden, alles mußte minutiös zusammenpassen. Um Zehn begann der Prozeß. Einlaß war um 9 Uhr 45. Jetzt war es 9 Uhr 25. Im linken Ohr des Mannes steckte ein kleines Hörgerät, das von Zeit zu Zeit Informationen preisgab. M murmelte etwas in das winzige Mikro an seinen Lippen. Stille.

Der Koffer wurde geöffnet, M nahm das Stativ heraus und anschließend die Waffe, brachte den Lauf an, es war ein fabrikneuer Lauf. Anschließend befestigte er das Zielfernrohr und warf einen prüfenden Blick hindurch. Danach verschraubte er das Gewehr mit dem Dreibein. Die Suche nach dem Schalldämpfer blieb ergebnislos: Er befand sich nicht in dem Koffer. M zögerte. Zusammen mit dem Lauf wurde immer auch der Dämpfer ausgetauscht. Wurde er vergessen? War er überhaupt mitgeliefert worden? Das spielte nun keine Rolle, M mußte den Auftrag durchführen, wenn es nicht anders ging auch ohne Schalldämpfer. Erneut gab der Knopf in seinem Ohr Laute von sich, wieder murmelte M ein paar Worte. Im Anschluß Schweigen.

Es sich hier auf dem Dach bequem zu machen, dafür reichte die Zeit nicht aus. M kniete am Boden, steckte sich eine Zigarette an und blies den dünnen Rauch nach unten, weg von der Brüstung. Leise meldete sich der Ohrknopf, M zog aus seiner Jackentasche ein Fernglas hervor, schaute hindurch und richtete es auf den riesigen Parkplatz im Hintergrund, der sich allmählich zu füllen begann. Er suchte einen blauen Audi mit Wiesbadener Kennzeichen. Es dauerte nicht lange und seine Anstrengung wurde von Erfolg gekrönt. Ein paar Worte ins Mikro folgten.

***

Bernd steuerte das Gefährt zwischen parkenden Fahrzeugen hindurch, erspähte eine Lücke und setzte den Audi präzise dazwischen. Mit ihm entstiegen dem Wagen Hermann und dessen Frau Vera. Bernd und Hermann waren als Kronzeugen geladen, Vera wollte sich das Spektakel auf keinen Fall entgehen lassen.

Die beiden Pensionäre hatten auch ihr letztes Abenteuer heil überstanden. Mehrere Gerichtsmediziner waren lange Zeit damit beschäftigt gewesen, aus einem dichten Packen Metall, der einmal ein

Mercedes gewesen war, die Überreste zweier Menschen zu ‚isolieren'. Es war ihnen nur teilweise gelungen.

Vera war bemüht gewesen, Hermanns ‚Ausrutscher' mit den Augen einer toleranten und verständigen Ehefrau zu betrachten, daher hing bei den Odendahls der Haussegen nur ein paar Tage schief. Letztendlich war sie heilfroh, ihn wieder gesund bei sich zu haben.

Die zwei Männer und die Frau liefen den schmalen, mit Gras bewachsenen Weg entlang, der den Parkplatz mit der Festhalle verband, in der heute der Prozeß gegen Grabow eröffnet werden sollte. Am Ende des Weges wartete Lothar bereits auf sie. Er, Hermann und Bernd sollten das Gebäude nicht durch den Haupteingang betreten, das stand in dem Schriftstück, welches ihnen zugestellt worden war. Für die Zeugen und andere wichtige Personen war eigens ein bewachter Seiteneingang vorgesehen. Allein Vera mußte den Haupteingang benutzen. Die Festhalle war noch ein gutes Stück entfernt, die drei begrüßten Lothar und unterhielten sich angeregt.

Mit Hilfe Ihrer Dienstausweise hatten sich die Kriminalbeamten Jung und Decker Zutritt verschafft und waren in die abgesperrte Zone eingefahren, die in weitem Umkreis um das Gerichtsgebäude errichtet worden war. Der unscheinbare graue Golf näherte sich im Schrittempo besagtem Seiteneingang, Grabow auf dem Rücksitz wurde zusehends nervös. Obwohl er wußte, daß er im Gericht hinter dicken Glaswänden Platz nehmen würde, war ihm der Gedanke, den Weg vom Fahrzeug zum sicheren Haus hinüber völlig ohne Deckung zurücklegen zu müssen, furchteinflößend. Selbst wenn es nur wenige Meter waren. Unsicher zerrten seine Finger an der kugelsicheren Weste, prüften deren Stärke, deren Oberfläche, er erkannte aber schnell, daß seine Arme, die Beine, sein Hals, vor allem aber sein Kopf vollkommen ungeschützt waren. Ein Schauer rieselte über seinen Rücken bis hinab zum Gesäß, seine Augen begannen wilde Kapriolen zu vollführen; Grabow schwitze.

Die Präzisionswaffe im Anschlag, suchte M mit ruhigem Blick das Ziel, sein Knie ruhte auf dem weichen Kissen, es war beinahe gemütlich. Er sah durchs Okular über die Brüstung hinweg und erkannte den Golf, der langsam auf die Halle zurollte, die beiden vorderen Personen und – Grabow auf der Rückbank. Der Kopfhörer übermittelte weitere Informationen, M brummte ein „Verstanden!" und widmete sich wieder seiner Aufgabe. Die Strecke zwischen der Brüstung der Halle 4 und dem Hauptportal betrug gut und gern 300 Meter, bis zum Seiteneingang

waren es ein paar Schritte mehr; eine mittlere Entfernung für dieses Spezialgewehr, eine Routine-angelegenheit.

Was er hier und heute zu tun hatte, war im Grunde genommen ein halbkommerzieller Auftrag. Zwar erhielt M wie immer ein großzügiges Honorar überwiesen, von derselben Bank wie sonst auch, als er noch für die Regierung tätig gewesen war. Diesmal jedoch waren die Motive des Auftraggebers persönlicher Natur. Das Opfer mußte ihm empfindlich auf die Füße getreten haben. Augenscheinlich ging es darum, eine offene Rechnung zu begleichen, ein Racheakt quasi, aber das ging M nichts an. Solange er dafür bezahlt würde, wäre selbst seine eigene Schwiegermutter nicht vor ihm sicher.

Lautes Geknatter legte sich über die Landschaft, M verharrte reglos. Der Helikopter flog extrem niedrig, man konnte das Kennzeichen lesen: D-HILF stand an den gelben Seitenteilen zu lesen. Es handelte sich um einen Rettungshubschrauber, ausgestattet mit einer kräftigen Turbine und ungeheuer wendig, der im Tiefflug das Messegelände überquerte.

M schickte einen besorgten Blick gen Himmel, fürchtete sich entdeckt, aber der Lärm ebbte ab, als der Hubschrauber sich entfernte, aufstieg, einmal die Festhalle umkurvte und einen kurzen Moment in der Luft stehen blieb. Plötzlich sackte er durch, schien abzustürzen. Völlig im Gleichgewicht, aber unglaublich rasch fiel der Helikopter nach unten. Alle Beobachter machten sich auf den ohrenbetäubenden Aufschlag gefaßt, kniffen die Augen zusammen, erstarrten. Aber etwa zehn Meter über dem Boden fing der Pilot die Maschine ab und setzte sie weich auf dem vorgesehenen Landeplatz auf. Sofort öffnete sich die Türe des Drehflüglers, drei Männer in Kampfanzügen und schwarzen Mützen über den Gesichtern stürzten heraus und rannten in gebückter Haltung auf den grauen Golf zu, dessen Fahrer eben im Begriff war auszusteigen. Einer der Männer riß Decker zu Boden, noch bevor der sich zur Wehr setzten konnte.

Im ersten Moment hatte Decker den Angriff für ein Mißverständnis gehalten, daher blieb seine Waffe im Halfter stecken. Nicht so bei seinem Kollegen Jung. Der reagierte schnell und konsequent. Kaum lag sein Kollege am Boden, da befand sich die Dienstwaffe in seiner Faust und zielte auf den Aggressor, der über Decker kniete und seine Pistole auf ihn richtete.

Auch wenn es sich hierbei um ein Mißverständnis handeln sollte, so galt es dennoch vor allem anderen Grabow zu schützen, den Hauptangeklagten und zugleich wichtigsten Zeugen in diesem Mammutprozeß. Aber Jung blieb nicht die Zeit, den Maskierten

anzurufen oder den Finger zu krümmen. Das Geschoß traf in von der Seite, es durchschlug die Beifahrertür, die Schutzweste des Beamten und blieb in seinem Herzen stecken, Jung sackte in sich zusammen. Gefeuert hatte ein zweiter Maskierter, der nun das Gewehr senkte und sich rasch näherte.
Der dritte Mann, das Gesicht gleichfalls mit einer Mütze vermummt, öffnete die rechte Hintertür, griff ins Wageninnere, zerrte den schwergewichtigen Grabow heraus und schleifte den Zappelnden und sich heftig Wehrenden mit sich fort. Da ertönte ein weiterer Schuß.
Rudolf Grabow, mit Ketten an Händen und Füßen gefesselt, war überhaupt nicht in der Lage rasch zu gehen. Schnell erhielt sein Entführer Unterstützung von seinen Begleitern, und mit vereinten Kräften schafften sie es in erstaunlich kurzer Zeit, ihren Gefangenen in den wartenden Helikopter zu verfrachten. Der begann bereits aufzusteigen, als die Beine des letzten Mannes noch aus der geöffneten Tür ragten. Er wurde an Bord gezogen, die Tür geschlossen, und der Rettungshubschrauber raste mit unglaublicher Geschwindigkeit und in sehr geringer Höhe über das Messegelände hinweg in Richtung Süden.
Am Tatort zurück blieben ein grauer Golf mit drei offenen Türen und zwei toten Polizeibeamten; auch Decker war von seinem Angreifer gnadenlos erschossen worden. Zu alle dem war der Vorplatz keineswegs menschenleer, gerade am heutigen Tag. Besucher, die Presse, Rundfunk- und Fernsehjournalisten waren gleichermaßen überrascht worden, so schnell und militärisch kompromißlos war dieser Überfall vor ihren entsetzten Augen abgelaufen. Die Sicherheitsbeamten, um das Gebäude verteilt, hatten nicht eingreifen können ohne Zivilisten zu gefährden.
Aufgeschreckt durch diesen kriegerischen Akt näherten sich auch Lothar, Bernd, Vera und Hermann vorsichtig dem Ort des Geschehens, konnten jedoch nur noch entgeistert dem Helikopter hinterher schauen.
„Rudolf Grabow ist entführt worden!“ machte die Nachricht durch die Reihen der Umstehenden die Runde, und eine Ungläubigkeit breitete sich auf den Gesichtern der Menschen aus; bei den Freunden verwandelte sie sich unversehens in Fassungslosigkeit.
Nicht etwa der Umstand, daß soeben zwei Polizeibeamte ihr Leben verloren hatten, sorgte für Bestürzung, nein. Die Tatsache der Entführung Grabows wog in den Köpfen der Medienmitarbeiter um einiges schwerer.
Da entdeckte einer der Journalisten Bernd. Augenblicklich wurde die nächste Sensationsmeldung weitergereicht, die da lautete, daß Bernd Roth, der Initiator des Widerstandes und Mitverantwortliche für die

Festnahme Grabows eingetroffen war. Die Menge näherte sich, und binnen kurzem waren die vier von Neugierigen umringt. Kameras liefen, mikrofonbewehrte Hände reckten sich ihnen entgegen. Bernd fand als erster die Sprache wieder.
„Wohin sind wir nur gekommen?“ stieß er aus, und sein verständnisloser Blick heftete sich auf den Golf, auf die leblosen Gestalten davor und darin.
Von irgendwo her ertönte ein Knall. Lothar fuhr herum und suchte die Umgebung ab.
„Jetzt ist alles umsonst gewesen“, entgegnete Hermann, und seine feuchten Augen suchten das Gesicht seines Freundes Bernd.
Einer der Reporter zwängte sich rücksichtslos durch die Reihen der Journalisten, schob Hermann zur Seite und hielt Bernd sein Mikrofon unter die Nase.
„Was sagen Sie zu diesem bedauerlichen Vorfall, Herr Roth?“ wollte er wissen, und sein unsteter Blick suchte währenddessen die Fernsehkamera im Hintergrund.
Bernd jedoch stierte nach wie vor zum Golf hinüber. Völlig reglos. Als erlebte er seine Abenteuer auf den Fidschiinseln noch einmal. Wie erstarrt stand er neben Vera, lehnte sich an, kippte plötzlich auf sie und beide stürzten haltlos zu Boden. Vera war nicht imstande den schweren Männerkörper zu halten. Es sah aus, als ob Bernd sich schützend über die Frau seines Freundes geworfen hätte, sie vor einer Attacke bewahren wollte. Unverzüglich beugte sich Hermann zu den am Boden Liegenden hinunter, ebenso überrascht wie Vera, die ihn mit aufgerissenen Augen anschaute.
Trotz aller Mühen gelang es ihr nicht, sich von Bernd zu befreien, der stumm auf ihr lag.
„Was ist passiert?“ wollte ihr Gatte wissen.
„Ich … weiß es nicht!“ kam es gequält aus ihrem Mund, und Hermann sah die verzweifelten Anstrengungen seiner Frau.
Da Bernd noch immer keine Anstalten machte sich zu erheben, packte Hermann ihn an der Schulter und drehte ihn behutsam um. Jetzt erst erkannte er den Blutfleck auf dessen Brust, der sich beängstigend rasch vergrößerte.
„Um Gottes Willen, Bernd!“ schrie er in Panik, und auch Vera erkannte, daß ihr beider Freund tot war.
„Es kam von dort oben!“
Die Hand einer jungen Frau zielte auf das Dach der Messehalle 4, deren weiße Ziffer groß an der Vorderseite leuchtete. In der Folge richteten sich

immer mehr Augen und Kameras auf die Brüstung der Halle, von welcher der tödliche Schuß abgefeuert worden war. Dort oben konnte man den Schatten einer menschlichen Gestalt ausmachen, die sich tief gebückt entfernte. Das wirkte wie ein Signal.
Die Menschenmenge, eben noch im Begriff, sich um den tödlich Getroffenen zu scharen, wendete sich nun den Messehallen zu. Jung und Alt, Groß und Klein, Presse und Sicherheitsbeamte, alle rannten in Richtung der Halle 4. Lothar, der erkannte, daß er nichts mehr für Bernd tun konnte, schloß sich ihnen an.

Ms Auftrag war planmäßig erledigt worden. Diesmal jedoch ließ er die Waffe zurück, die Zeit wurde knapp. Sehr lange darüber nachdenken, warum er so rasch entdeckt worden war, brauchte er nicht. Laut war der Schuß gewesen. Zu laut.
M stürzte die Treppe hinab, betrat den Aufzug, drückte den Knopf mit dem Buchstaben E und der Lift setzte sich in Bewegung. Vielleicht war er mit dieser letzten Aktion einen Schritt zu weit gegangen, überlegte er. Er kannte die Gründe nicht, die seinen Auftraggeber bewogen hatten, jenen Mann erschießen zu lassen. Gründe interessierten ihn nie. Politik ebenfalls nicht. Heute aber schien es brenzlig zu werden. Wie eine Ewigkeit mutete es ihn an, bis der Fahrstuhl endlich das Erdgeschoß erreichte und er aussteigen konnte.
In der leeren Messehalle war es totenstill, jeder Schritt wurde von einem Echo begleitet, das sich an den kahlen Wänden brach. Von außen jedoch drang ein Geschrei herein, entfernt noch, aber sich beständig nähernd. M begann zu laufen. Er rannte durch die Halle, erreichte den unscheinbaren Seiteneingang und spähte hinaus.
Noch war der Mob nicht angekommen, M lief zum weißen Lieferwagen, riß die Tür auf und stürzte sich hinters Steuer. In höchster Eile startete er den Motor und trat das Gaspedal durch. Bis zum Tor waren es nur ein paar hundert Meter. Soweit aber kam er nicht.
Hinter der nächsten Biegung schon traf er auf eine unübersehbare Menge, in der Hauptsache ältere Menschen. Erschrocken bremste er ab - um sogleich wieder Gas zu geben. Den Fuß auf dem Pedal, raste M mitten hinein in die Massen.
Leiber wurden in die Luft geschleudert, zur Seite geworfen, über einige fuhr er hinweg, irgendwann aber stand der Lieferwagen mit durchdrehenden Reifen, wurde von der brodelnden Menschenmasse festgehalten. Es war nur noch eine Frage von Sekunden, bis die Türen geöffnet waren und der Motor erstarb. Was nun folgte, war kaum zu beschreiben.

M wurde gepackt, vom Fahrersitz ins Freie geschleift, zahllose Hände griffen nach ihm. Das anfängliche animalische Schreien verstummte recht bald, übrigblieb ein keuchendes Zerren und Reißen an seinem Körper, ein Treten und Stampfen. Als erstes flogen Fetzen seiner Kleidung in die Luft, der teure Anzug löste sich in Wohlgefallen auf. Es folgten Hemd, Unterwäsche, Schuhe …
Wie ein einziges großes waberndes Ungeheuer klebten die Menschen an und auf ihm, und als keine Kleidungsfetzen mehr greifbar waren, begannen sie an Ms Körperteilen zu zerren. Die Massenhysterie setzte unglaubliche Kräfte frei, bald wurde etwas in die Luft geschleudert und landete auf dem harten Boden. Es handelte sich um eine Hand; ein Bein folgte, danach ein Arm. Schließlich wurde der Kopf des Mannes in die Höhe geworfen und landete mit einem dumpfen Knacken auf dem Asphalt. Die Menge der aufgebrachten Bürgerinnen und Bürger war dabei, den Todesschützen in Stücke zu reißen. Er wurde gevierteilt, gesechstelt, geachtelt - am Schluß lagen unzählige Teile von ihm umher.
Eine Frau um die sechzig, blutverschmiert bis zu den Schultern, hielt einen kleinen roten Ball in ihren ebenso roten Händen, wie eine Trophäe reckte sie ihn in die Höhe. Es sah aus wie ein … es war ein … Herz!
Von dem Berufskiller war beinahe nichts übriggeblieben. Verlassen stand der Lieferwagen in der Nähe, in seiner Umgebung Tote und Verletzte. Etwas verloren prangte die Aufschrift *Wir erledigen es für Sie* auf dem Seitenteil. Am heutigen Tag hatten andere die Erledigung übernommen, und gründlich.

Das Gericht trat an jenem Tag nicht zusammen. Der Vorsitzende Richter Ewald Stark drückte sein Bedauern aus über die Geschehnisse vor der und um die Festhalle und vertagte. Ohne den Hauptangeklagten schien es im Moment wenig Sinn zu haben, das Verfahren fortzusetzen.

***

Nur allmählich erholte sich der Staat von dem kolossalen Absturz in den finanziellen Ruin und den Verlust des Vertrauens seiner Bürger. Die meisten Finanzmittel kamen auf Umwegen wieder ins Land zurück, selbst Grabows ‚Ersparnisse' wurden von den Fidschis überwiesen. Das Ausland zeigte mit Fingern auf die Deutschen. Es hatte allen Grund dazu.

Grabow blieb verschwunden. Der verlassene Helikopter wurde auf einem Flugplatz südlich Frankfurts gefunden, ohne Hinweise auf den

Verbleib seiner Insassen. Die eingeleitete internationale Fahndung führte zu keinen nennenswerten Ergebnissen.

Monate später gab es Gerüchte, Rudolf Grabow hielte sich in England auf. Dem widersprachen Meldungen, er sei in Argentinien untergetaucht oder in den Vereinigten Staaten. Andere wiederum behaupteten, Frankreich hätte ihm Asyl gewährt, oder Italien. Letztlich wurde er anscheinend in der Schweiz gesichtet. Es blieben Mutmaßungen.

***

Vergessen wurden die schlimmen Ereignisse nicht. Diskussionen, wie so etwas überhaupt geschehen konnte, beschäftigten die Medien auf Monate hinaus. Und wie aus dem Nichts waren Stimmen zu vernehmen, die alles schon vor langer Zeit hatten kommen sehen, die vor Jahren bereits gewarnt hatten vor der desolaten Finanzsituation des Staates.

Das Zeitunglesen jedoch war im letzten Jahr um ein Vielfaches erfreulicher geworden. Es fehlten jene Horrormeldungen, die den Betroffenen regelmäßig die Herzen zusammen geschnürt hatten. Die Nachrichten konzentrierten sich wieder auf Meldungen aus der Welt, berichteten vom Umweltschutz, von Erdbeben, vom Artensterben, von medizinischen Erfolgen, vom Sport usw.

Der ehemals stolze Stammtisch war reduziert worden von anfänglich 13 Mitgliedern auf letztendlich vier. Das war weniger als ein Drittel! Felix, Helga, Vera und Hermann. Erstaunlicherweise trafen sich die vier nicht mehr so häufig wie in früherer Zeit. Sicher lag es auch an der Trauer, die jeder für sich alleine bewältigen mußte. Aber nicht nur. Die Zeiten hatten sich geändert. Man wollte die eigene Wohnung nicht mehr so lange wie früher unbeaufsichtigt lassen, blieb lieber zu Hause, lud eher Freunde zu sich ein. Die anderen jedoch dachten ebenso, somit blieben die Kontakte spärlich. Man telefonierte.

Wieder war ein Herbst ins Land gegangen, Vera und Hermann soeben von einem kurzen Waldspaziergang zurück. Ihr Enkelkind sahen sie so gut wie nie. Das Verhältnis zwischen ihnen und ihrem Sohn Volker war weiterhin gespannt, denn dieser hatte sich nie bei ihnen entschuldigt.

Vera brachte Tee in den Wohnraum, Hermann blätterte in der Zeitung, es war beinahe wie früher, als alles noch seine Ordnung hatte. Ein Artikel weckte sein berufliches Interesse. Es ging ums Waldsterben und dessen globale Ursachen. Selbst in unberührten Gebieten dieses Planeten, wie z. B. in Südamerika, spürten Umweltschützer jetzt schon kranke Bäume auf. Immergrüne, kranke Riesen des Urwaldes. Wie lange noch würden

sie immergrün sein? Auch in Skandinavien, besonders in Schweden, zeigten die Wälder ähnliche Krankheitssymptome. Hermann schaute besorgt. Der Zustand der Wälder lag ihm nun mal am Herzen.

Ein weiterer Bericht aus Schweden stand auf der gleichen Seite, Hermann überflog ihn flüchtig, las ihn erneut und danach noch ein drittes Mal. Sein Herzschlag erhöhte sich spürbar. Der Artikel war überschrieben mit ***Stockholm, Schweden.***

Die dortigen Behörden beschäftigte ein rätselhaftes Sterben älterer Menschen, vorwiegend in größeren Städten wie Uppsala und Linköping, aber in besonderem Maße in der Hauptstadt Stockholm. Obwohl gesund, starben sie unter ungeklärten Umständen. Als ob sie vergiftet worden wären. Es handelte sich in aller Regel um Menschen, die nicht mehr am aktiven Arbeitsleben teilnahmen …

Ende?